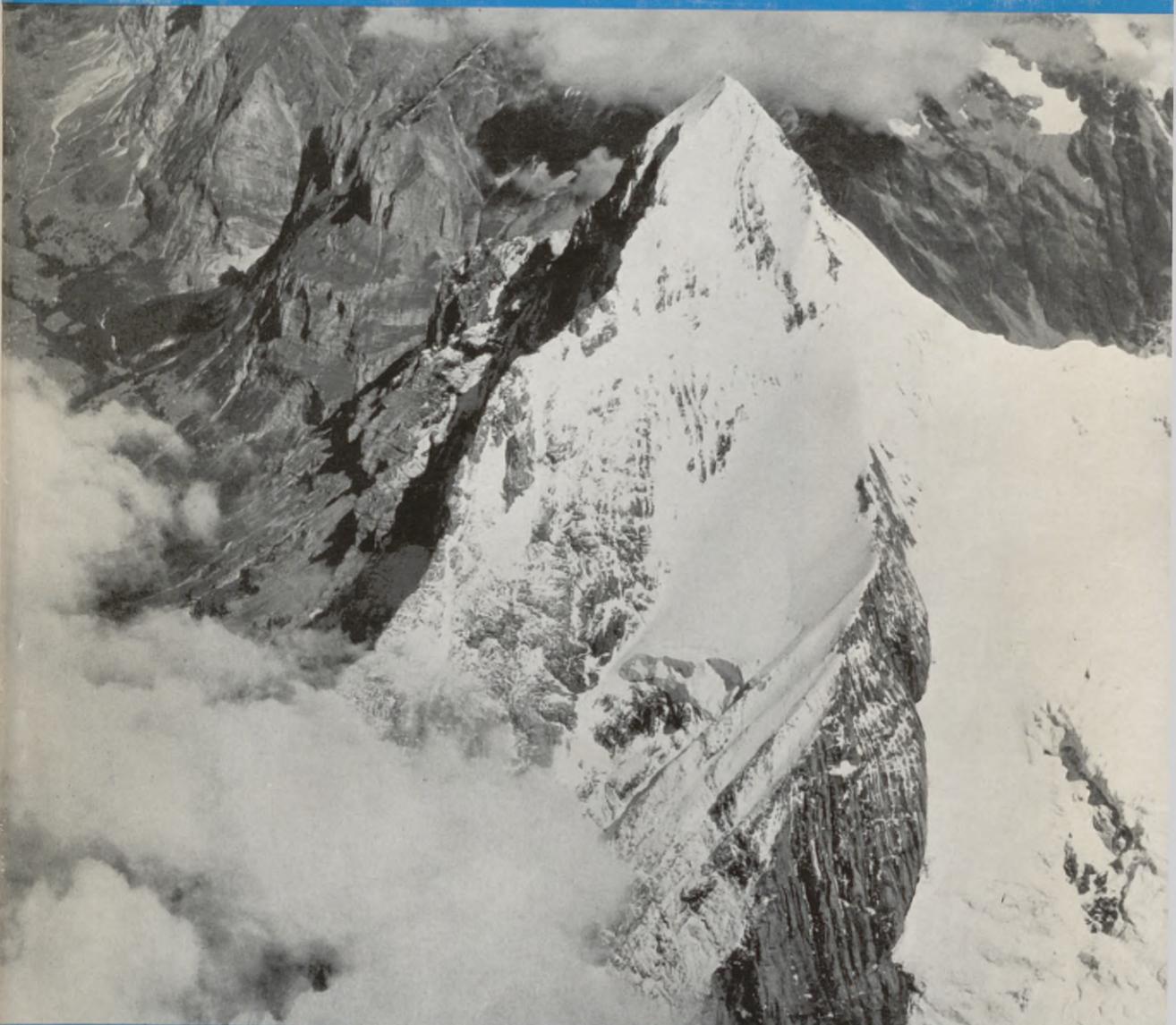


BERGE
DER
WELT
1958/59



BERGE DER WELT



BÜCHERGILDE GUTENBERG ZÜRICH

BERGE DER WELT

Das Buch der Forscher und Bergsteiger

ZWÖLFTER BAND 1958/59

BÜCHERGILDE GUTENBERG ZÜRICH

IM AUFTRAG DER SCHWEIZERISCHEN STIFTUNG FÜR ALPINE FORSCHUNGEN

GELEITET VON OTHMAR GURTNER

IN ZUSAMMENARBEIT MIT MARCEL KURZ

UND HANS ROELLI

© 1958 BY SCHWEIZERISCHE STIFTUNG FÜR ALPINE FORSCHUNGEN

ALLE RECHTE, INSBESONDERE AUCH DAS DES AUSZUGSWEISEN NACHDRUCKS, VORBEHALTEN

VERLAGSRECHT SCHWEIZ: BÜCHERGILDE GUTENBERG ZÜRICH

DRUCK: VERBANDSDRUCKEREI AG BERN

KLISCHEES: ABEREGG-STEINER & CIE. AG BERN

TIEFDRUCKANSTALT IMAGO ZÜRICH

EINBAND: G. WOLFENSBERGER AG ZÜRICH

PRINTED IN SWITZERLAND

INHALT

	Seite
Vorwort	7
Tragödie am Mont Blanc. Von René Dittert	9
Entgötzung der Eigerwand. Von Othmar Gurtner	21
Mount Logan von Osten. Von Gilbert Roberts, jun.	44
Auf der Südseite des Mount Rainier. Von William K. Rieben	51
Vulkane Mexikos. Von René Dittert	55
Huagaruncho. Von Michael Westmacott	68
Nevado Jirishanca und El Toro. Von Heinrich Klier	79
In der Cordillera Blanca und Vilcanota. Von Günter Hauser	96
Olymp – Thron des Zeus. Von Ulrich Mann	111
Gasherbrum II. Von Fritz Moravec	117
Broad Peak – Chogolisa. Von Kurt Diemberger	132
Bara Shigri. Von Frances Delany	157
Machapuchare – der Fischeschwanz. Von Wilfrid Noyce	162
Manaslu 1952–1956. Von Yuko Maki	184
Mit der Gipfelseilschaft. Von Toshio Imanishi	188
Acht Monate Gletscher- und Bodenforschung im Everestgebiet. Von Fritz Müller	199

KARTEN UND SKIZZEN

Huagaruncho	69
Cordillera Vilcanota	97
Baltoroberge im Karakorum	122
Bara Shigri	158
Das Becken des Modi Khola	163
Khumbugletscher	200/201

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

(68 Seiten, einschliesslich Doppelseiten und Ausleger)

	Photograph	Tafel	Legende Seite
Mont Blanc, Südseite (Luftbild)	} <i>Swissair</i>	1	17
Mont Blanc, Südostseite (Luftbild)		2	17
Mont Blanc, Nordostseite (Luftbild)		3	17
Mont Blanc, Nordwestseite (Luftbild)		4	17
Eiger von Südwesten (Luftbild)	} <i>Schweiz, Stiftung für alpine Forschungen</i>	5	25
Eiger-Nordwand (Luftbild)		6	25
Kreidekalkpfeller der Westgratscholle	} <i>Eidg. Landestopographie Photoglob, Wehrli</i>	7	25
Verwitterndes Gestein über festen Malmplatten		8	25
Die «neue Lehre»	} <i>Cyger & Klopfenstein</i>	9	40
Übersicht auf Einzelheiten in der Eigerwand		10	40
Eiger-Nordwand als Wolkenfänger	} <i>R. Schnedel</i>	11	40
Mount Logan von Süden (Luftbild)		12	48
Mount Logan, Südostflanke (Luftbild)	} <i>B. Washburn</i>	13	48
Mount Rainier, Südflanke		14	49
Huagaruncho, Südflanke	} <i>National Geographic Society, Photo B. Washburn Pacific Aerial Surveys, Inc.</i>	15	72
Huagaruncho, Nordflanke (Telephoto)		16	72
Huagaruncho vom Pik 29		17	73
Jirishhanca chico, vom Toro aus		18	88
Jirishhanca, Südseite		19	88
Jirishhanca-Ostpfeller		20	89
Tiefblick auf den nördlichen Jirishhancagletscher vom Ostpfeller aus		21	89
Jirishhanca, Ostpfeller und Gipfel, von Süden	} <i>Österreichische Kordilleren-Kundfahrt 1957</i>	22	89
Nevado Alpamayo, Südwestflanke		23	104
Cayangate I-IV, vom Kakairu aus	} <i>Günter Hauser</i>	24	104
Nevado Jatunhuma mit Lager I		25	105
Gasherbrum IV-III-II mit Basislager		26	145
Hermann Buhl im Aufstieg zum Broad Peak	} <i>Heini Roiss</i>	27	145
K2, vom Gipfel des Broad Peak aus		28	145
Wächtergrat an der Chogolisa		29	145
Bruchstelle im Wächterkamm der Chogolisa mit Spuren von Buhl und Diemberger		30	145
Machapuchare von Süden	} <i>Kurt Diemberger</i>	31	168
Riefelungen der Westflanke, von Lager III aus		32	168
Machapuchare von Nordwesten	} <i>Schweiz, Stiftung für alpine Forschungen</i>	33	168
Mulde über dem Lager III		34	168
Nordgrat	} <i>Wilfrid Noyce</i>	35	169
Firngrat oberhalb Lager IV		36	176
Machapuchare von Nordosten (von Annapurna IV)	} <i>R. C. Evans</i>	37	176
Gipfel, vom Lager IV aus		38	177
Manaslu, vom Lager I aus	} <i>Wilfrid Noyce</i>	39	192
Lager V am Vorabend des Gipfelvorstosses		40	192
Gipfelaufbau des Manaslu mit Blick auf Ganesh Hirmal und Hirmal Chuli	} <i>T. Imanishi</i>	41	193
Auf dem Weg zur Arbeit südlich des Pumori		42	208
Eisbeule in einem Stausee des Khumbugletschers	} <i>Fritz Müller</i>	43	208
Eisstürme im Khumbugletscher		44	208
Blick von den Nuptsetürmen auf Khumbugletscher	} <i>Fritz Müller</i>	45	209
Tawehgletscher und See im Chola-Khola-Tal		46	209
Einwicklungen und Spalten an der Basis eines Hängegletschers	} <i>Erwin Schneider</i>	47	209
Höhle im Gletscherinneren		48	209
Zawi Lama, der 23 jährige Grosslama des Klosters Thyangboche	} <i>Fritz Müller</i>	49	214
Yaks im Aufstieg zum Nangpa La		50	214
Herde von Dso-Yaks unterwegs ins Tibet		51	215
Aussicht vom Nangpa La in die tibetische Hochebene		52	215

VORWORT

Die *Ära der Achttausender* ist noch nicht abgeschlossen. Auf den Höhen des Baltorokammes wurde der Gasherbrum II (8035 m) mit der letzten Kraft einer leichten Expedition erreicht und der Broad Peak (8047 m) in gelockertem Schwarm betreten. Einzig Yuko Maki entfaltete ein klassisches Eröffnungsspiel von Feld zu Feld, um seinen König Manaslu (8125 m) im siebenten Zuge mattzusetzen. Bei Abschluss dieses Bandes¹ standen in Nepal und im Karakorum Vormonsun-Expeditionen am Dhaulagiri (8167 m) und im Anmarsch zum Hidden Peak (Gasherbrum I, 8068 m); vielleicht sind ihre Gipfel inzwischen erreicht worden. Nur der letzte, allerletzte Mohikaner: der Gosainthan (8013 m) – unter der tibetischen Tarnkappe möge er weiterruhend . . .

Bemerkenswert ist die Wandlung des Expeditionsstils geworden. Das Jahr 1957 stellte die *leichte Expedition* unter Bewährung. Machapuchare und Jirishhanca sind richtig «tongue in cheek» hereingespielt worden; gäbe es sowas wie Raumschach, Rösselsprünge hätten diese Seilschaften auf die Gipfel getragen! Und nirgendwo schöner als im Dorado der Kordilleren blühte den beweglichen Reitern trossarmer, kleiner Expeditionen die unberührte Gipfelwelt der Sechstausender.

In den Alpen wuchs die Zahl der Bergunglücke. Besorgniserregend ist dabei das Überhandnehmen der jugendlichen Opfer. Zu oft begehrt die rasche Tat, das brausende Blut an die Stelle der *Sicherheit* aus Reife, aus Härtung, ja wirklichen Könnens zu treten. Wert und Mass gehen verloren bei solcher Umkehr von Sein und Schein. Wir handelten leichtfertig, wollten wir uns davor fürchten, in diesem Bande für Grundsätze einzustehen.

Othmar Gurtner

SCHWEIZERISCHE STIFTUNG FÜR ALPINE FORSCHUNGEN

STIFTUNGSRAT

Karl Weber, Präsident – Zollikon-Zürich

Dr. Walter Amstutz – Männedorf-Zürich

Ernst Feuz – Zürich-Mürren

Dr. Werner E. Iten – Zug

Dr. med. Edouard Wyss-Dunant – Genève

DIREKTOR

Othmar Gurtner – Zürich

TRAGÖDIE AM MONT BLANC

22. Dezember 1956 bis 20. März 1957

Von René Dittert

«Vielleicht wird der Tag kommen, da der Winteralpinismus den Sommeralpinismus übersteigt...»

Marcel Kurz

I

Schon im letzten Jahrhundert wagten sich einige Verwegene – die Pioniere – an *Winterbesteigungen*, und sie sind ihnen auch gelungen. Im Januar 1832 erreichte Professor Hugi, der die Bewegung des Grindelwaldgletschers erforschte, den Strahleggpass. Wahrscheinlich war dies die erste Winterbegehung in den Alpen. Dreissig Jahre später, im Januar 1862, kam Kennedy auf den für jene Zeit ausserordentlichen Gedanken, das Matterhorn zu besteigen, das damals noch unbesiegt war. Ein heftiger Wind brachte die Karawane zum Stillstand und zwang sie zur Umkehr. Aber der Impuls war gegeben, und von da an wurden Jahr für Jahr neue Gipfel während der «ungeeigneten» Jahreszeit bestiegen.

Unter diesen Pionieren finden wir Miss I. Straton, der am 31. Januar 1876 die erste Winterbesteigung des *Mont Blanc über die Grands-Mulets und die Arête des Bosses* gelang. In Gesellschaft ihrer Führer Jean Charlet und Sylvain Couttet verbrachte sie vier Tage und vier Nächte auf den Gletschern. Am 1. Februar kehrte sie nach Chamonix zurück. Die Dorfmusik ging der tapferen englischen Alpinistin entgegen, und man überhäufte sie mit Glückwünschen und Willkommensgrüssen...

Der Mont Blanc wurde seither noch über verschiedene andere Routen im Winter bestiegen; hier eine Liste der Erstbegehungen, von denen einige bis heute noch nicht wiederholt worden sind: *Über den Rocher du Mont Blanc* : A., C., E. und V. Sella mit B., D. und J.-J. Maquignaz, E. Rey und zwei Trägern am 5. Januar 1887. Abstieg über die Grands-Mulets (erste Wintertraversierung des Mont Blanc); *über den Col du Midi* : H. von Allmen, H. und F. Barth, im Aufstieg am 18. Februar 1927. J. P. Vittoz und Wood mit M. und N. Crettez am 20. März 1927 im Abstieg; *über die Aiguille de Bionnassay* : H. Hoerlin, E. Schneider und H. Schröder, 20. bis 21. März 1929; *über die Aiguille du Goûter* : Comte de Tocqueville mit

G. Orset und L. Chapelland am 22. Januar 1932; *über die Aiguille Blanche und den Peutereygrat*: O. Gerecht, H. Husz und E. Meier, 28. bis 29. März 1948; *über die Voie Major*: T. Gobbi und A. Ottoz am 23. März 1953; *über den Innominatagrät*: G. Panei und S. Viotto, am 25. März 1953; *über den Eperon de la Brenva*: J. Couzy und A. Vialatte, am 26. Februar 1956.

Tollkühnheit? Für viele ja, aber eine Tollkühnheit, aus der der Alpinismus hervorgegangen ist. Auch der akrobatische Alpinismus nahm seinen Ursprung in solcher Verwegenheit. Heute, da auch die höchsten und überhängendsten Felswände überwunden sind, geht man sie im Winter an¹. Und unvermerkt befinden wir uns voll und ganz in der dritten Phase des Winteralpinismus², der all denen, die dieses grossartige Ideal vor Augen haben, die Möglichkeit gibt, ihrer Sehnsucht in den Bergen nachzuleben und sich selbst zu übertreffen – eine Möglichkeit, die in unserem mechanisierten Zeitalter, das selbst die Gedanken normiert, selten geworden ist.

So hat denn der Alpinismus eine neue Richtung eingeschlagen, und zwar – wir dürfen dies nicht vergessen –, weil alle Wände und alle Grate – oder fast alle – bereits bestiegen worden sind. Dies ist Grund genug. Nehmen wir also die Tatsache hin; anerkennen wir die neue Auffassung und ändern wir ein wenig die Spielregeln, ohne deswegen gleich von Waghalsigkeit zu reden. Mit allem, was den jungen Bergsteigern heute an bewährtem Material und technischem Fortschritt zur Verfügung steht, und nicht zu vergessen: mit ihrem gründlicheren Training und der wahrscheinlich grösseren moralischen Kraft, die an Unternehmungen gewachsen ist, deren Ausmass bis vor einigen Jahren noch undenkbar war, sind ihnen Mittel und Wege gegeben, um die Berge zu jeder Jahreszeit anzugehen, genau wie es heute Mittel und Wege gibt, um im Himalaya auch in ganz grossen Höhen durchzuhalten.

Gewiss, die Gefahren sind gross, aber sind sie grösser als im Sommer? Denken wir nur an die tragischen Folgen des plötzlichen Wetterumsturzes Ende Juli 1952! Man kann nicht sagen, dass das Wetter im Winter weniger stabil ist; nicht selten stellen sich im Januar und Februar lange Reihen schöner Tage ein. Auf den Gipfeln schneit es weniger als in den Tälern, und die Niederschläge sind weniger heftig, als man annimmt. Dem Wind ausgesetzte Grate und Gipfel bleiben oft schneefrei. Die Kälte und ihre Begleiterscheinungen aber sind die grossen Feinde des Alpinisten. Ihretwegen müssen die grossen Winterbesteigungen einer Elite vorbehalten bleiben, die die entsprechenden physischen und moralischen Eigen-

¹ Wintererstbesteigung der Westwand des Kleinen Dru, Abstieg über die gleiche Route, vom 10. bis 14. März 1957 durch Jean Couzy und René Desmaison.

² «Der Winteralpinismus hat genau gekennzeichnete Phasen durchlaufen. In der ersten Phase bezwangen die Vorläufer die höchsten Gipfel zu Fuss. Dann folgten der Triumph des Skilaufs und die zweite Eroberung der Alpen durch die Scharen der Skiläufer.» (Marcel Kurz *Alpinisme hivernal*, Paris 1925.)

schaften besitzt, und deren Ausrüstung und Training erstklassig sind. Aber niemals wird man den, den es zu den Bergen hinzieht – und sei es im Winter –, davon abhalten können. Während ich diesen letzten Satz schreibe, tauchen in meiner Erinnerung alle Begebenheiten auf, die mir von unserer Besteigung des Eperon de la Brenva geblieben sind, zu der uns unsere Begeisterung Ende Mai 1933 verleitete, zu einer Jahreszeit, da diese Route noch nie begangen worden war. Damals konnte man weder daunengefütterte Jacken, noch Überkleider, noch Rentierstiefel, kurz, keinen der wunderbar leichten und kälteundurchlässigen Ausrüstungsgegenstände, die es heute gibt, und die Jean Couzy und seinem Kameraden erlaubten, «vier komfortable Nächte» in der Wand des Dru zuzubringen.

Wir waren am Samstagabend um 22 Uhr von der Cabane du Requin aufgebrochen, erreichten aber den Mont-Blanc-Gipfel erst am anderen Tag bei einbrechender Nacht. Für mich war es ein furchtbarer Aufstieg, zermürend und aufreibend: achtzehn Stunden lang musste ich gegen die Bergkrankheit ankämpfen, die sich in dem Masse verschlimmerte und mich schwächte, als wir dem Gipfel näher kamen. Eine einzige Wolke, eine einzige uns plötzlich einhüllende Nebelschwade, wie sie auf den oberen Graten des Mont Blanc so häufig sind, hätte genügt, um mich völlig zu überwältigen und meine drei Kameraden in höchste Gefahr zu versetzen. Und doch: der Gedanke umzukehren streifte mich nicht einmal, und auch meine Kameraden dachten keinen Augenblick, dass ich aufgeben sollte, im Gegenteil. . . , auf diesen grossen Touren kommt die Erlösung oft in den obersten Regionen. Und das Glück war denn auch auf unserer Seite.

II

Die Bedingungen, unter welchen uns 1933 die Brenva glückte, geben mir die Berechtigung zu sagen, dass dieser Aufstieg im Winter kein unmögliches Unterfangen darstellt, und besonders dann nicht, wenn die, die sich daran wagen, Vincendon und Henry heissen¹. Ihre erstaunliche Widerstandskraft in Kälte und Sturm während mehr als zehn Tagen und zehn Nächten beweist, dass sie in ganz ausgezeichnete körperlicher Verfassung und ihrem Vorhaben gewachsen waren.

Und warum gerade der Mont Blanc? Wie jeder Alpinist haben Vincendon und Henry die Faszination erlebt, die von diesem höchsten Gipfel der Alpen ausgeht. Der Mont Blanc ist mit seinen klar aufstrebenden Formen einer der schönsten

¹ *Jean Vincendon*, 23 Jahre alt, Franzose, Student der Naturwissenschaften in Paris, ehemaliger Hochschulmeister im 400-m-Lauf. 1952 besuchte er einen Ausbildungskurs für Führer von Seilschaften und stand 1955 vor der Brevetierung als Bergführer. Er war also ein ausgezeichneter Alpinist.

François Henry, 22 Jahre alt, Belgier, Geologiestudent an der Freien Universität Brüssel. Er hatte den Ruf eines glänzenden Kletterers und verfügte mit seinen 1,90 m über aussergewöhnliche Kraftreserven.

Vincendon und Henry lernten sich während eines vom Französischen Alpenklub organisierten Kurses in Chamonix kennen. Ihre ersten gemeinsamen Touren unternahmen sie im Oisans.

Gipfel der Erde. Ihrer Orientierung gegen Osten zufolge, die vernünftige Bedingungen und eine annehmbare Besonnung garantierte, haben sie die 1400 m hohe und beinahe 2 km breite Brenvaflanke gewählt, eine der grössten und wildesten Eiswände der Alpen. Von ihrer unerhörten Weite und Höhe strahlt ein einzigartiger Eindruck aus, und für mich ist – nach dem unvergleichlichen Westzirkus des Everest – der Anblick, den die Aufschwünge der Brenva bieten, der schönste und atemberaubendste überhaupt. Die italienische Seite des Mont Blanc ist zudem eine der am wenigsten begangenen Regionen des Massivs. Die meisten dieser Routen sind ihrer Länge und der Höhe wegen, auf der sie sich hinziehen, auch heute noch zu Recht berühmt.

Der Eperon de la Brenva nimmt seinen Anfang am gleichnamigen Gletscher und endet beim Mont-Blanc-Gipfel. Links ist er vom Peutereygrat begrenzt, rechts vom Grat zwischen Tour-Ronde und Mont-Maudit. Es ist eine der landschaftlich besonders lohnenden Besteigungen der Alpen. Sie gehört zu den klassischen Touren und wird jeden Sommer von mehreren Seilschaften begangen. Die durch die Eisverhältnisse bewirkten Schwierigkeiten sind sehr variabel. Die Haupt Hindernisse sind – zwischen dem Glacier du Géant und dem Glacier de la Brenva – der Aufstieg zum Col de la Fourche, wo die Alberico-Borgna-Hütte liegt, ferner der Eisgrat bis gegen 4000 m, und schliesslich, zuoberst, die Mauer der Séracs. Diese Route wollten Vincendon und Henry während der Weihnachtsferien begehen.

Überschäumend von Tatendrang und in ausgezeichnete Verfassung steigen sie in Chamonix ab. Das Wetter ist beständig, der Himmel seit mehreren Tagen klar. Auf der Höhe liegt wenig Schnee. Kurz, alle Voraussetzungen zu einem guten Gelingen sind erfüllt.

Der Erfolg von Claude Dufourmantelle und Xavier Caseneuve, die eben vom Aufstieg über die Brenva¹ zurückgekehrt sind, beweist dies ohne Zweifel. Die beiden leihen ihnen noch einen Teil ihrer Spezialausrüstung, und am 22. Dezember 1956 verlassen Vincendon und Henry Chamonix, um mit der neuen Luftseilbahn die Aiguille du Midi (3842 m) zu erreichen.

*Sonntag, 23. Dezember 1956*². Man weiss nicht, was Vincendon und Henry am 22. und 23. Dezember gemacht haben. Bonatti nimmt an, dass sie am ersten Tag eine Erkundungstour in der Richtung des Eperon de la Brenva unternommen haben. Sie hätten also bereits eine oder zwei Nächte in der Alberico-Borgna-Hütte (3680 m) zugebracht oder biwakiert.

Montag, 24. Dezember. Bonatti und Gheser³, sein Seilgefährte, sehen Vincendon

¹ 18. Dezember 1956.

² Der Bericht von *Walter Bonatti*, Zeugenaussagen und Umfragen erlauben, das Tagebuch der beiden jungen Alpinisten zu rekonstruieren. Wir fügen bei, welche Entscheidungen und Massnahmen getroffen wurden, um ihnen zu Hilfe zu kommen.

³ *Walter Bonatti*, 27 Jahre alt, von Bergamo, Bergführer, ist einer der besten heutigen Alpinisten. 1954 nahm er an der italienischen Karakorum-Expedition teil, die den K 2 (8611 m), den zweithöchsten Berg der Erde, bezwang. 1955 bewältigte er allein die Erstbesteigung des Südwestpfellers des Kleinen Dru im Mont-Blanc-Massiv, wobei er sechs Tage und fünf Nächte in der Wand angesiebt verbrachte.

Silvano Gheser, 26 Jahre alt, von Trient, ist Reserveleutnant der Alpini und Dolomiten spezialist. Diese Mont-Blanc-Besteigung ist die erste grosse Tour, die er in diesem Massiv unternimmt.

und Henry unterhalb des Col de la Fourche. Sie scheinen umzukehren. Sie halten an, warten auf die italienische Seilschaft und steigen mit ihr wieder zur Hütte auf. Vielleicht wollten sie aufgeben, haben es sich dann aber, als sie Bonatti begegneten, doch anders überlegt.

Dienstag, 25. Dezember. Aufbruch von der Alberico-Borgna-Hütte um 4 Uhr. Abstieg zum Brenvagletscher. Um 6 Uhr Col Moore. Vincendon und Henry folgen der Route des Eperon de la Brenva, während Bonatti und Gheser versuchen wollen, den Mont Blanc über die schwierige und gefährliche Route der Poire zu erreichen. Das Wetter ist gut. Um 8 Uhr verzichten Bonatti und Gheser auf die Poire: das Risiko ist zu gross. Sie traversieren die Wand des Mont Blanc und befinden sich um 9.30 Uhr höher als Vincendon und Henry. Die beiden Italiener steigen weiter und legen die Spur an. Plötzlich schlägt das Wetter um, der Wind setzt ein und wirbelt den Schnee auf. Sturm. Bonatti schreibt: «Niemals ist mir der Berg so feindlich vorgekommen.» Biwak unterhalb der Séracs auf ungefähr 4200 m. 27 Grad unter Null. Gheser fürchtet für seine Füsse.

Mittwoch, 26. Dezember. Nach einer stürmischen Nacht machen sich Bonatti und Gheser zum Aufbruch bereit. Vincendon und Henry sind gerade unter ihnen. Bonatti wirft ihnen ein Seil zu, und als Viererseilschaft überwinden sie die letzten Schwierigkeiten der Brenvaroute. Die Sicht ist gleich Null, der Wind heult. Es schneit.

Ungefähr um 14.30 Uhr steigen sie oberhalb des Mur-de-la-Côte aus der Flanke heraus. Das Wetter wird heller, und die Gipfelpyramide des Mont Blanc scheint ganz nahe. Einstimmig beschliessen sie, über den Nordostgrat – der Schnee ist dort verweht und folglich hart – und den Mont-Blanc-Gipfel (4807 m) zum Refuge Vallot (4362 m) zu gehen. Sie verzichten darauf, durch den Corridor, wo der angesammelte Schnee lawinengefährlich zu sein scheint, direkt zur Hôtellerie des Grands-Mulets (3051 m) abzustiegen. Um rascher voranzukommen und um die letzten Stunden des Tageslichtes auszunutzen, teilen sie sich wieder in zwei Seilschaften. Bonatti und Gheser machen sich sogleich auf den Weg, während Vincendon und Henry etwas essen und sich einen Moment ausruhen.

Während einer Stunde gehen Vincendon und Henry in den Spuren Bonattis. Bei der Kuppe des Mont Blanc, ungefähr um 17 Uhr, verliert sie Bonatti aus den Augen. Bald ist die italienische Seilschaft im Refuge Vallot, einem Eisschrank aus Aluminium, wo sie nur drei Decken, keinerlei Medikamente, keine Notvorräte finden, und wo alles gefroren ist. Vincendon und Henry aber werden die Hütte nicht erreichen. Was ist geschehen? Haben sie ihren Plan geändert? Ich nehme eher an, dass sie die vom Wind verwehte Spur verloren haben und, von der Dunkelheit überrascht, unweit des Mont-Blanc-Gipfels biwakieren mussten.

Am gleichen Tag meldet Claude Dufourmantelle der Polizei von Chamonix seine Freunde als vermisst und ersucht den Sekretär der Compagnie des guides telefonisch um eine Rettungskolonne.

Donnerstag, 27. Dezember. Am frühen Nachmittag werden Vincendon und Henry mit Hilfe eines starken Teleskopes senkrecht unterhalb des Mont-Blanc-Gipfels gesichtet. Sie haben also die Route verlassen, der sie hätten folgen müssen, um den Mont-Blanc-Gipfel und das Refuge Vallot zu erreichen. Später, zwischen zwei Aufhellungen, stellt man wiederum von Chamonix aus fest, dass die beiden Männer sehr zögernd weitergehen, dass sie aber immerhin längs der Rochers-Rouges vorwärtsgekommen sind.

Ein Sikorski S. 55 von der Basis Bourget-du-Lac (Savoyen) mit dem Piloten Guiron du Fayet überfliegt das Mont-Blanc-Massiv.

Bonatti und Gheser, dessen Füße ernstlich erfroren sind, verlassen das Refuge Vallot. Ihr Ziel ist die Gonella-Hütte (3071 m), die auf der rechten Seite des Dôme-gletschers liegt. Bonatti stürzt in eine Spalte. Die beiden Italiener müssen biwakieren.

Freitag, 28. Dezember. Vincendon und Henry sind seit gestern kaum vorwärtsgekommen. Immer noch gehen sie nur zögernd weiter. Sie machen endlose Pausen. Schliesslich sind sie zwischen einer Spalte und dem mächtigen, über die Combe Maudite hängenden Eisbruch blockiert.

Von der Seite von Saint-Gervais her versucht Dufourmantelle mit zwei Kameraden, seinen Freunden zu Hilfe zu kommen. Sie müssen davon absehen, da die Bedingungen auf dieser zum Teil felsigen Route zu wenig gut sind.

Am Nachmittag startet Guiron. Er sichtet und überfliegt die beiden Männer.

Ein Sikorski S. 55 wirft Nahrungsmittel, Ausrüstungsgegenstände und eine Meldung ab, die sie auffordert, in Richtung Dôme-du-Goûter aufzusteigen, wo die Helikopter sie holen können.

Im Laufe des Abends steigen Vincendon und Henry trotz sieben Biwaknächten und trotz ihrer Erschöpfung wieder aufwärts.

Bonatti und Gheser haben die Gonella-Hütte erreicht. Inzwischen sind in Courmayeur bereits zwei Rettungskolonnen organisiert worden, um sie zu suchen.

Samstag, 29. Dezember. Vincendon und Henry haben das Grand-Plateau erreicht, wo sie endgültig nicht mehr weiterkommen.

Ein Sikorski S. 55 überfliegt die jungen Leute und wirft ihnen ein Zelt und Nahrungsmittel ab.

Zwei Turbobelicopter vom Typ «Alouette», die über eine grössere Flughöhe verfügen, werden in Mont-de-Marsan (Landes) angefordert.

Lionel Terray ist soeben in Chamonix angekommen und wundert sich, dass keine einzige Rettungskolonne aufgebrochen ist.

In der Tat hat der Präsident der Société chamoniarde de secours en montagne, der einzig eine Aktion aus der Luft für wirksam hält, die Ecole militaire de haute-montagne (EHM) ersucht, einzugreifen. Die Armee beschliesst, die Rettung auf dem Luftweg einzuleiten. Die Compagnie des guides de Chamonix und die Ecole nationale de ski et d'alpinisme (ENSA), die mit der EHM zusammen die Société chamoniarde de secours en montagne bilden, sehen daher von der Entsendung einer Rettungskolonne ab.

Bonatti und Gheser werden von den Rettungskolonnen von Courmayeur in der Gonella-Hütte gefunden.

Sonntag, 30. Dezember. Vincendon und Henry: keine Veränderung.

Lionel Terray begibt sich nach Le Fayet hinunter, um die von der Fédération française de la montagne zur Verfügung gestellten Sauerstoffapparate zu erklären. Er hofft, auch in die Rettungsmannschaft aufgenommen zu werden, die vielleicht am Dôme-du-Goûter landen wird. Bis um 9 Uhr ist das Wetter gut. Ein Sikorski S. 58 – 6 Tonnen, 3 Räder – unternimmt einen Erkundungsflug und kommt zurück. Das Wetter verschlechtert sich langsam.

Terray kehrt per Autostop nach Chamonix zurück. Dort trifft er die Kameraden von Vincendon und Henry. Gemeinsam bereiten sie sich auf eine Aktion zu Fuss vor. Terray nimmt Kontakt auf mit seinen Kameraden der «Androsace» in Genf, die sich spontan zu seiner Verfügung stellen. Als Terray und die Pariser Chamonix verlassen, macht sie der Präsident der Société locale de secours en montagne darauf aufmerksam, dass sie auf eigene Gefahr ausziehen. Sie fahren mit der Luftseilbahn zum Plan-de-l' Aiguille und geben zur früheren Station des Glaciers (2414 m) auf der Route der Grands-Mulets und des Grand-Plateau, um dort die Nacht zu verbringen.

Bonatti und Gheser, der letztere auf einem Schlitten, werden von den Führern von Courmayeur hinuntergebracht, die den Eishang unterhalb der Gonella-Hütte mit Eishaken und fixen Seilen ausgerüstet haben wie einen Himalayagipfel.

Montag, 31. Dezember. Terray und seine Kameraden steigen zur Hôtellerie des Grands-Mulets auf, gefolgt von der Genfer Equipe. Es besteht keinerlei Lawinengefahr.

Die Armee beschliesst, Männer landen zu lassen, die der EHM als Instruktoren angehören. Nach einem Erkundungsflug des S. 55 steigt der S. 58 auf. Er soll so nahe wie möglich bei Vincendon und Henry landen. Während sich die Maschine hinunterlässt, wirbelt sie eine Schneewolke auf, die den Piloten jeder Sicht beraubt. Das Flugzeug überschlägt sich. Die beiden Piloten sind weder für das Gebirge ausgerüstet noch akklimatisiert. Zudem hat sie die Katastrophe sehr mitgenommen. Ein S. 55 setzt auf dem Dôme-du-Goûter vier Instruktoren der EHM ab. Zwei von ihnen gehen der Besatzung und den zwei Instruktoren des verunglückten Flugzeuges entgegen. Die beiden andern gehen zum Observatorium Vallot.

Vincendon und Henry, deren Moral gut ist, bringt man in der Kabine des Helikopters unter, in der Absicht, sie am andern Tag holen zu kommen.

Der Absturz des S. 58 führt zu einem Missverständnis: Terray, im Glauben, es handle sich um Vincendon und Henry, gibt auf. Im Abstieg trifft er die Genfer, die die Situation aufklären. Die beiden Karawanen gehen weiter in Richtung Grands-Mulets.

Das schlechte Wetter bricht herein.

In zwei – voneinander getrennten – Seilschaften steigen die sechs Männer, vier Instruktoren der EHM und zwei Piloten, gegen Vallot auf. Einer der Piloten stürzt in eine Spalte, und nur mit grosser Mühe erreicht diese Karawane in der Dunkelheit das Observatorium Vallot, das gerade oberhalb der Schutzhütte liegt.

Dienstag, 1. Januar 1957. Die zweite Seilschaft der beiden Sikorski (ein Pilot und zwei Instruktoren), die im Sturm biwakiert hat, erreicht das Observatorium, wo sie mit der andern zusammen blockiert bleibt. Sie stehen in Funkverbindung mit dem Tal.

Von den beiden Rettungskolonnen hat ein Teil in der Hôtellerie des Grands-Mulets geschlafen, die sich ebenfalls in schlechtem Zustand befindet, die andern haben auf verhältnismässig komfortable Weise biwakiert. Sie steigen des schlechten Wetters wegen ab.

Mittwoch, 2. Januar. Auf dem Grand-Plateau warten Vincendon und Henry in der Kabine. Auf Vallot warten Piloten und Instruktoren auf Hilfe.

Am späten Nachmittag treffen die «Alouettes» ein. Es ist zu spät, um noch etwas zu unternehmen. Auf Anfrage des Kommandanten der EHM stellt die Schweizerische Stiftung für Alpine Forschungen ihr Expeditionsmaterial zur Verfügung einer eventuellen Rettungskolonne.

Donnerstag, 3. Januar. Sehr schönes Wetter. Die Operationen werden sich rasch abwickeln. Fünfmal landen die «Alouettes» beim Observatorium Vallot und bringen die Instruktoren und Piloten nach Chamonix hinunter. Der Kommandant der EHM überfliegt noch die Helikopterkabine, in der Vincendon und Henry liegen. Luftströmungen hindern ihn daran, mit Hilfe einer Leiter abzustiegen. Es ist also nicht möglich, sich zu vergewissern, dass Vincendon und Henry tot sind.

Noch vor Mittag bricht die Armee auf ausdrücklichen Befehl des in Chamonix anwesenden Staatssekretärs der Armee (Luftwaffe), M. Laforest, alle Operationen ab. Die zwei Verletzten werden auf dem Grand-Plateau ihrem Schicksal überlassen, nachdem man in ihnen die Hoffnung auf Rettung geweckt hatte.

Den zivilen Freiwilligen, Franzosen wie Ausländern, Alpinisten wie Flugzeugpiloten, gibt man zu verstehen, dass man keine Risiken mehr eingehen will. So verwehrt man den Zugang zum Berg, noch bevor alle zur Verfügung stehenden Mittel zum Einsatz gelangt sind.

IV

Dieser Beschluss, die Rettungsaktionen gegen jede alpine Tradition abbrechen, verrät eine totale Unkenntnis der Mentalität der Bergsteiger und lässt für immer Gewissensbisse zurück. Maurice Herzog sagte: «Der Alpinismus ist in



1

D

I

II

3

12

C

13

A

B

7

8

10

6

5

4

1



1

I

II

B

C

D

2

3

12

6

4

10

9

14

8

13

7

2



2

I

II

A

B

C

18

5

6

7

13

14

17

16

15

3

12

19

11

10

9

8

3



I

II

4

3

2

5

8

6

9

7

+

Tafel 1: Mont Blanc, Südseite:

- I = Südwestflanke
 A = Arête du Brouillard —————
 B = Arête de l'Innominata - - - - -
 1 Mont Blanc, 4807 m
 2 Mont Blanc de Courmayeur, 4748 m
 3 Mont Maudit, 4465 m
 4 Dôme du Goûter, 4304 m
 5 Glacier du Fresnay
 6 Glacier du Brouillard
 7 Col de Peuterey, 3948 m

- II = Südostflanke
 C = Arête de Peuterey - - - - -
 D = Arête des Bosses - - - - -
 8 Col Eccles, 4038 m
 9 Col Emile Rey, 4003 m
 10 Glacier du Mont Blanc
 11 Glacier du Dôme
 12 Col de la Brenva, 4303 m
 13 Rocher du Mont Blanc

Tafel 2: Mont Blanc, Südostseite:

- I = Südostflanke
 A = Arête du Brouillard —————
 B = Arête de l'Innominata - - - - -
 1 Mont Blanc, 4807 m
 2 Col de la Brenva, 4303 m
 3 Mont Maudit, 4465 m
 4 Aiguille Blanche de Peuterey, 4112 m
 5 Aiguille Noire de Peuterey, 3773 m
 6 Grand Pilier d'Angle, 4244 m
 7 Glacier de la Brenva

- II = Ostflanke
 C = Arête de Peuterey - - - - -
 D = Arête de la Brenva - - - - -
 8 Glacier du Fresnay
 9 Glacier du Brouillard
 10 Col de Peuterey, 3948 m
 11 Col Eccles, 4038 m
 12 Col Emile Rey, 4003 m
 13 Brèche Nord des Dames Anglaises, 3490 m
 14 Col Moore, 3479 m

Tafel 3: Mont Blanc, Nordostseite:

- I = Ostflanke
 Brenvaroute —————; verdeckt - - - - -; Arête des Bosses - - - - -
 Vermutliche Abstiegsroute von Vincendon und Henry - - - - -
 † = Punkt, auf dem der Helikopter Sikorsky 58 aufschlug
 1 Mont Blanc, 4807 m
 2 Mont Blanc de Courmayeur, 4748 m
 3 Mont Maudit, 4465 m
 4 Mont Blanc du Tacul, 4248 m
 5 Grand Pilier d'Angle, 4244 m
 6 Aiguille Blanche de Peuterey, 4112 m
 7 Col de Peuterey, 3948 m
 8 Aiguille du Diable, 4114 m
 9 Col de la Fourche, 3680 m,
 10 Plateau supérieur glacier de la Brenva
 11 Col Moore, 3479 m
 12 Arête de glace, 4000 m ungefähr

- II Nordflanke
 13 Séracs supérieur de la Brenva
 14 Mur de la Côte
 15 Col de la Brenva, 4303 m
 16 Rocher rouge inférieur
 17 Rocher rouge supérieur
 18 Refuge Vallot, 4347 m
 19 Grand Plateau, 4001 m
 refuge Alberico-Borgna
 A = Poire-Route - - - - -
 B = Voie-Major-Route - - - - -
 C = Sentinelle-Rouge-Route - - - - -

Tafel 4: Mont Blanc, Nordwestseite:

- I = Nordflanke
 Mont Blanc Normalroute (Route des Grands Mulets) —————
 Mont Blanc über Col du Midi, Mont Blanc du Tacul und Mont Maudit - - - - -
 Corridor-Route vom Grand Plateau zum Col de la Brenva - - - - -
 Vermutliche Abstiegsroute von Vincendon und Henry + + + + +
 Arête du Brouillard - - - - -
 1 Mont Blanc, 4807 m
 2 Rocher rouge supérieur
 3 Rocher rouge inférieur
 4 Col de la Brenva 4303 m
 5 Refuge Vallot, 4347 m

- II = Westflanke
 6 Col du Dôme, 4237 m
 7 Le Grand Plateau, 4001 m
 8 Rocher du Mont Blanc
 9 Dôme du Goûter, 4304 m
 † = Aufschlag des Sikorsky 58

Trauer.» Es ist, glaube ich, das erste Mal, dass man zwei junge Leute auf solche Weise im Stiche lässt, nachdem man ihnen so nahe gekommen ist, nachdem man sie gestärkt und untergebracht hat, nachdem man ihnen allen Grund gab, fest auf Erlösung zu hoffen. Und das auf einer einfachen Route: auf der normalen Mont-Blanc-Route. Die Ärzte haben es gewagt, *vom Tale aus* zu bestätigen, dass die beiden im Zeitpunkt, da die Operationen abgebrochen wurden, tot waren. Heute aber weiss man, dass einer von ihnen versucht hat, die Kabine zu verlassen. Solange sie also noch einen Schimmer ihres Bewusstseins besaßen, hofften sie, dass die Rettungsleute nochmals kommen würden. Sie sind nicht mehr gekommen. Hier liegt die Ursache des Malaise; das ist es, was uns zu sagen zwingt, dass man nicht alles getan hat, um Vincendon und Henry zu retten, und dass die Aufgabe nicht zu Ende geführt worden ist.

Die Leidenschaften sind entfesselt worden; sie sind noch lange nicht beruhigt, und ich glaube, dass es überaus schwierig ist, zwischen den oft widersprechenden Zeugenaussagen die wirklichen Tatsachen aufzudecken.

Für uns Alpinisten ist das Problem einfach: Die Hilfsaktion ist gescheitert. Sie hat eine Menge Geld gekostet und wäre beinahe zu einer Katastrophe geworden. Ich begreife, dass man davor zurückschreckt, eine Rettungskolonie zu entsenden, wenn sie nicht über die notwendige Spezialausrüstung verfügt, um die Berge im Winter anzugehen. Ich verstehe auch die Haltung gewisser Bergführer, denn wir erinnern uns noch alle der Leiden, die eine Hilfsaktion im Februar 1938 verschuldete: man wusste nicht einmal, wo sich die drei vermissten Alpinisten befanden. Sie mussten zuerst am Mont-Blanc-du-Tacul (4248 m), wo tiefste Temperaturen herrschten, entdeckt und dann hinuntergeschafft werden. In drei Tagen war die Operation beendet. Alle, Amateure und Bergführer, waren spontan und freiwillig aufgebrochen, die Aktion war unverzüglich, ohne jedes Zögern aufgenommen worden. Allerdings waren vor zwanzig Jahren weder Helikopter noch Flugzeuge in Betrieb.

Schon gleich am Donnerstag, dem 27. Dezember, als Vincendon und Henry gesichtet worden waren, hätte man eine Rettungskolonie organisieren sollen. Was man auch immer behauptete, es bestand keinerlei Lawinengefahr. So hätte man Vincendon und Henry ganz sicher erreicht und lebend ins Tal zurückgebracht.

Ich glaube, dass den alpinen Rettungsaktionen momentan die Meinung zum Verhängnis wird, die modernen technischen Mittel, wie Flugzeug und Helikopter, machten die Rettungskolonnen in Zukunft unnötig. So liesse sich der Mangel an Begeisterung erklären und die Verspätung, mit der die Beschlüsse gefasst wurden. Vincendon und Henry haben die technische Entwicklung mit ihrem Leben bezahlt.

In einer Aktion, wie derjenigen am Mont Blanc, müssen alle Mittel zum Einsatz gelangen: Alpinisten, Führer, Flugzeuge, Helikopter, ohne Einschränkung. Und niemand darf abseitsgestellt werden. Eine wirkliche internationale Solidari-

tät muss sich herausbilden, und Voreingenommenheiten jeglicher Art müssen verschwinden. Ich glaube, dass man sich getäuscht hat, als man sich einzig und allein auf den Helikopter verliess und damit das Prestige einer Armee einsetzte, deren Mechanismus, wie der aller Armeen, schwerfällig ist und nur langsam in Bewegung versetzt werden kann.

Es wäre müssig, eine Polemik weiterzuführen, die schon zu lange angedauert hat. Trotzdem ist und bleibt es schwierig zu verstehen – vor allem für diejenigen unter uns, die den Schauplatz gut kennen –, warum die Operationen am 3. Januar, da das Wetter gut war, plötzlich abgebrochen wurden, und warum niemand zur Kabine abgestiegen ist. Diese Operation hätte, frei von jedem Risiko, nur einige Stunden in Anspruch genommen, und erst nach dieser Operation hätte ein Beschluss gefasst werden dürfen.

Natürlich sind den Rettungsaktionen in den Bergen menschliche Grenzen gesetzt. Die Entscheidungen sind sehr ernst und die Risiken gross, ganz besonders im Winter. Aber es sind schon Rettungsaktionen gelungen – und vielleicht sogar schwierigere. Ein Rettungsmann im Gebirge, der dieses Namens würdig ist, weiss um die Gefahren, denen er ausgesetzt ist, und entzieht sich ihnen nicht. Und ich denke an den wohlverdienten Ruhm, den sich in dieser Hinsicht die Sektionen des Secours en montagne von Dauphiné und Briançonnais sowie die Münchner Bergwacht und die österreichischen und italienischen Rettungsleute erworben haben. Gerade wegen der grossen Schwierigkeiten ist es unumgänglich, alle vorhandenen Mittel zum Einsatz zu bringen. Freiwillige Alpinisten und Piloten *aller Länder* müssen sich heute schon bereithalten, um überall da einzuspringen, wo es notwendig ist, und zwar beim ersten Radioaufruf und ohne Ansehen der Nationalität.

Ich weiss, dass im Fall Mont Blanc die Besten herbeigeieilt wären. Alle Organisationen, die Himalaya-Ausrüstungen besitzen, sollen dieses Material beschreiben und es den Karawanen zur Verfügung stellen, die in Aktion treten müssen! In einem internationalen Geist der Bereitwilligkeit soll die Möglichkeit geschaffen werden, um auch im Winter einzugreifen, denn es darf kein zweites Mont-Blanc-Drama geben!

Alle Jungen aber, die vor Begeisterung für die Berge glühen, sollen zur Mäßigung ermahnt werden und lernen, ihre Touren richtig zu wählen und objektiv zu beurteilen, ob sie auf der Höhe der Schwierigkeiten sind, damit sie sich nicht daran wagen aus dem einzigen Grund, weil andere es vor ihnen getan haben. Sie dürfen vor allem nicht vergessen, dass Vincendon und Henry sich den Brenva-Aufstieg erlauben konnten. Ihre Ausdauer hat es bewiesen. Sie hat aus ihnen, die weit von jeder Überheblichkeit waren, Übermenschen gemacht. Der Alpinismus, und ganz besonders der Winteralpinismus, hat seine Gefahren, genau so wie jeder andere Sport, sei er nun notwendig oder nicht, so wie das Fliegen, das Segeln, das

Autofahren. Louis Seylaz hat richtig gesagt: «Wie dem auch sei: der Alpinismus» – und ich erlaube mir beizufügen Winteralpinismus – «ist eine Tatsache, die man weder ignorieren noch unterdrücken kann und die Opfer fordert. Er ist aber auch eine Schule der Tapferkeit, der Ausdauer und des Willens.»¹

20. März 1957. Eine Karawane von ungefähr dreissig Männern verlässt um 3 Uhr die Hôtellerie des Grands-Mulets, wo sie die Nacht verbracht hat, und erreicht beim Morgenrauen das Wrack des Sikorski S. 58. Die Leichen von Vincendon und Henry werden berausgeholt. Man stellt fest, dass Henry seinen Platz verlassen hat, was ein gewisses Mass an Kraft erforderte und vermuten lässt, dass er noch relativ stark war, als man ihn seinem Schicksal überliess.

Um 7.30 Uhr beginnt der Abtransport bis zu einem Punkt oberhalb der Jonction. Eine «Alouette» landet mit Leichtigkeit und bringt die Leichen nach Chamonix.

Diese rasche Aktion beweist, dass man alle zur Verfügung stehenden Mittel hätte koordinieren und, ganz besonders, dass man die traditionelle Rettungskolonnie nicht *von vornherein* hätte ausser acht lassen sollen. Das darf in Zukunft nicht vergessen werden!

Die Alpen, März 1957.

ENTGÖTZUNG DER EIGERWAND

Von Othmar Gurtner

*Verfluchte Nordwand! – sind deiner Opfer
noch nicht genug? Ludwig Vörg*

*Nous n'avons pas assez de force pour suivre
toute notre raison. La Rochefoucauld*

Alas, poor Yorick! Shakespeare

Kein Zufall hat den Eiger als den Eckzahn der Berner Alpen auf seinen Platz gestellt.

Im Erdmittelalter lag ein ertrunkener Urgebirgsrumpf als Schwelle vor dem südlich absinkenden Meeresgrund. Über ihn legte die wachsende Kalkablagerung junge Schichtgesteine. Aufstöße der Erdkruste hoben die Schwelle samt ihrem Kalkmantel. Der mächtige Gesteinsschub der Alpen legte das Stirngewölbe der helvetischen Schubmasse darüber und begrub unter ihr einen Span des südlichen Massivmantels, eine herübergerissene (paraautochthone) Schuppe, die auf den diesseitigen (autochthonen) Kalkmantel der Urgebirgsschwelle zu liegen kam. Unter diesem hüben und drüben ineinandergefalteten Gebirgsaufbau spreizte der Urrumpf wie einen Fächer das Aarmassiv auf. An seinem Nordrand griffen von Mantelkalk umhüllte Kristallinlappen wie Spreizen unter die auflagernden Schuppen- und Deckengesteine. An dem steilgestellten, stellenweise überhängenden und durch seine Kalkkeile wie an Agraffen aufgesteckten Mantel begann die Auflast in die nördliche Vortiefe abzutauchen. Das steilstehende *Autochthon* hielt dem Drucke dieser Schürfung stand; aber das von der Tauchdecke gewürgte *Paraautochthon* der Schuppe wurde gestaucht, verzopft, in nachdrängenden Flysch eingewickelt und samt dem obersten Kalkkeil des Massivmantels unter den Gneissgranit eingeklemmt.

Während dieser durchknetete Gesteinshaufen dem Meere entstieg, grub die Entwässerung schon die ersten Querrinnen hinein; später wurde am Aarmassivrand eine Längsfurche ausgeräumt. Am Schnittpunkt dieser Urtäler kerbte die Gesteinszerstörung unseren Dreikanter in seine *Robform*.

Wie das festere Kerngehäuse eines Apfels den Zubissen länger standhält als das Fruchtfleisch, verzögerte das Steinskelett seither den gänzlichen Zerfall dieser

Bergruine. Ihr innerer Halt ist ein Paket festgefügtter Kalktafeln, deren Kanten auf der Schmalseite des Berges wie Rippen hervortreten (Tafel 5). Sie sind die Gesetzestafeln der Eigerwand: hätte doch mancher Unglückliche ihre Gebote erkannt und befolgt!

I

In der Längsfurche zwischen Aarmassiv und Stauwall der herübergeschobenen Tauchdecken fand die Entwässerung einen Ausweg zu der einstigen Alpen-donau.¹ Dieses Geläufte hat vermutlich die zerrissenen und gelockerten Trümmer der Deckengesteine weggeräumt. Es ist denkbar, dass ein mächtiger Talgletscher während der Donauvereisung die Längsflanke des Dreikanters bis an den steilgestellten Massivmantel unterschneidet. Mächtige Ausbrüche der ihres Haltes beraubten Kreidebänke entblößen stellenweise die Malmtafeln selber. Die Böschung der Nordflanke erfuhr dadurch eine erhebliche Versteilung, und auch der fehlende Dachfirst des Mittellegigrates zeugt von mächtigen Bergstürzen. Die Abspülung hat den Abbau der Verwitterung auf der Wetterseite begünstigt. Das Bauegefüge des Berges ist durch die Gesteinszerstörung tief aufgeschlossen worden. Die Geländekenntnis aus langjähriger Beobachtung unter verschiedener Beleuchtung, bei Nebel, Neuschnee und in verschiedenen Stadien der Ausaperung, verdichtet sich unter Zuhilfenahme stereophotogrammetrischer Luftaufnahmen unter dem Spiegelstereoskop zu einem Schaubild, das den geologischen *Baustil der Nordflanke* in seine Vielgestalt zerlegt. Was der Hammer in dieser stein- und eisschlaggefährdeten Flanke nicht der Untersuchung zugänglich machen konnte, ist nur auf dem Wege der hypothetischen Kompilation an seinen Ort innerhalb des tektonischen Bildes zu stellen. Der Gebirgsbau am Nordrand des Aarmassivs steht fest.² Die Aufnahmegeologen³⁻¹⁰ verdichteten durch wissenschaftlich begründete eigene Auffassungen manche für diese Begehungslücke gültigen Folgerungen. Es mag ferner durch Heranziehung einzelner augenfälliger Strukturen gelungen sein, einige stratigraphische Einstufungen abzuklären.

Die *Eiger-Nordwand* (Tafel 6) wird nach Beendigung der geologischen « Fassadenreinigung » dereinst vom Unteren Grindelwaldgletscher bis an den Eiger-gletscher reichen. Noch klebt ein nach Westen gewendeter Vorbau daran; diese *Westgratscholle* erkennt unser Auge auf der Frontsicht leicht als Rest einer alten Wandverblendung. Von der Nordwand links und vom Klein-Eiger rechts ist sie bis auf geringmächtige Reste schon abgespült worden. An der Kante des Vorbaues treten heute noch, zu riesigen Pfeilern abgenagt, die Reste mehrfach übereinander gefalteter Serien von dünnplattigen Kreidekalken (Tafel 7) hervor. Wir brauchen uns nur zu überlegen, dass diese horizontal aufgeschichtete Falten-

¹ Die Merksziffern verweisen auf die Nummern der als Anhang beigelegten Literaturtabelle.

schleppe vor ihrem Abtrag als Vorbau auch am Klein-Eiger und an der Eiger-Nordwand klebte, um ein Zwischenstadium uns vorstellen zu können, bis wir – noch weiter zurückverlegt – den ganzen Vorgang der Erosion sich abwickeln sehen: Die weichen Dogger- und Flysch-Schiefer der Vortiefe liessen sich von der Verwitterung leicht angreifen und durch das strömende Wasser abräumen. Anders war das mit den Kalken, die nach und nach aus der weichen Umhüllung der Deckenschiebmasse sich Herausschälten. «Die bankigen Kalke hatten eine Zeitlang genug Halt in sich selbst, als aber die Erosion an ihrem Fusse weiter-nagte, brach hie und da ein mächtiger Quaderstein aus dem Bau ihrer Wände als Felssturz hernieder. Diese Wände sind nicht glatt, sondern quaderförmig von Absatz zu Absatz aufgebaut.»⁷ Am Klein-Eiger ist diese Phase abgeschlossen, der oberste Plattenaufbau zerstört, und die Bergruine zeigt nur noch, als das Bett des einstigen Vorbaues, einen Haufen von Gesimsen und abgeschroteten Plattenstummeln. Die Eiger-Nordwand dagegen trägt den oberen Plattenbau noch aufrecht über dem abgespülten Bett des bis auf die Westgratscholle nahezu verschwundenen Vorbaues.

Wie eine Zusammenfassung jener Vorgänge enthüllt uns darum jetzt die Frontsicht der Eiger-Nordwand die Struktur des Berges. Wir sehen ihn vor uns aufgebaut in zwei völlig verschiedenartigen Stilelementen: während der steile *Oberbau* wie der Korb eines Plattenharnisches aufgewölbt erscheint, gleicht der *Unterbau* einer vom Rüstmesser zugeschnittenen Riesenzwiebel, deren abgekappte Schalenstummel (analog dem Vorbaubett am Klein-Eiger) durch Leisten und Schichtköpfe einen horizontalen Stapelbau des Berges vortäuschen. Der Querschnitt der Westgratscholle erläutert verschiedenes, von unseren prüfenden Augen beim allmählichen Höhergleiten als fragwürdig Empfundenes.

Die unterste Klaue der Scholle ist durch die Rotstockschlucht vom Bergkörper weggeschnitten. Sie bildet den Rotstock (2663 m), jenen uralten Marchstein *ad rubeum truncum*, wie ihn 1252 ein Mönch des Augustinerklosters Interlaken am Ende der «Scheitecca» und als Fusspunkt des *mons Egere* verurkundete. Aber auch geologisch ist das rostrote Pigment des *rubeus truncus* ein auffälliges Merkzeichen. In seinem Sockel liegen übereinander sieben Quetschgewölbe aus dem Tertiär des Autochthon II. Serie (Tabelle), zwischen deren von Bonerzbildungen ausgefüllten Schenkeln, wie in Köchern, stark gepresste Bolzen aus Berriasien sitzen⁴, die vermutlich von dem teilweise erhaltenen äusseren Schenkel der parautochthonen Schuppe stammen. Die Bonerzbildungen des autochthonen Tertiärs, denen der eisenschüssige Rotstock seinen Namen verdankt, lassen sich wie ein Fries auf der ganzen Ausdehnung der Nordwand bis an den Durchbruch des Grindelwaldgletschers hinaus verfolgen. Unter diesem Fries tauchen die Schrofen und Wändchen der Mürrenbrekzie und Kohlenkalke des Priabonien unter den Schuttmantel ein, der auf dem Steilhang aus ultrahelvetischem Scheideggflysch

<i>Autochthon I. Serie:</i>	
Tertiär:	Flysch
Kreide:	Berriasien (Oehrlikalk)
Jura:	Malm
	Argovien (Kalk und Schiefer)
	Dogger
Trias:	Zwischenbildungen und Perm
Herzynisch:	Gneissgranit (Kern im Nördlichen Eigerjoch)
<i>Paraautochthone Schuppe:</i>	
Tertiär:	Flysch
	Priabonien (Sandsteine, Schiefer, Kalke)
	Bonerzbildungen
Kreide:	Hauterivien (Tschingelkalk)
	Berriasien (Oehrlikalk)
Jura:	Malm
<i>Autochthon II. Serie:</i>	
Tertiär:	Flysch
	Priabonien (Kohlenkalk und Mürrenbrekzie)
	Bonerzbildungen
Kreide:	Berriasien (Oehrlikalk)
Jura:	Malm
	Argovien (Kalk und Schiefer)
	Dogger
Trias:	Zwischenbildungen und Perm
Herzynisch:	Gasterngranit
<i>Ultrabelvetikum:</i>	
Tertiär:	Scheideggflysch
	Alénien (Sandsteine und Schiefer)
<i>Wildborndecke:</i>	
Mesozoikum:	Erodierte Patrizie der überkippten Schuppe

Die am Aufbau des Eigers beteiligten Gesteinsserien





20. 8. 1932





liegt; über dem Fries der Bonerzbildungen hängt als gekappte Zwiebelschalenzone das Gestein der paraautochthonen Schuppe. An ihr sind deutlich die Pfeiler und Türmchen aus dem Tschingelkalk des Hauterivien erkennbar, während die angrenzenden Berriaskalke in dem Faltenhaufen der Westgratscholle in ziselierten Türmen (Tafel 7) hervortreten. Auf dieser Tafel erkennt man, dass die Quetschfaltung des Rotstockes bis in den inneren Schenkel der paraautochthonen Schuppe hinauf wirkte, so dass zwischen den wiederholten mesozoischen Gesteinsserien immer wieder Spuren von Bonerzschnüren eingequetscht sind. Im intakten inneren Schenkel der Schuppe steckt die Station Eigerwand der Jungfraubahn (2865 m) noch gerade im Oehrlikalk des Berriasien, während dicht darüber ein überhängender Fluhsatz aus Malm den ersten Ring des Harnischkorbes bildet. Darüber wölbt der Oberbau, von breiten Eiskragen gefüttert, seine Panzerringe auf. Hinterfüllungen von Flysch durchstösst er, um kompakt – den Gipfel frei tragend – an den von Dogger und Trias umhüllten Gneissgranitkern des Aarmassivs im Nördlichen Eigerjoch sich anzuschmiegen.

Damit ist eine Vorstellung der komplexen Elemente dieses recht ungewöhnlich durchgekneteten Gesteinskolosses gegeben. Nach der Übersicht auf die bis an den Eigergletscher ausgedehnten geologischen Eiger-Nordflanke bedarf jetzt noch die morphographische Eiger-Nordwand einer Abgrenzung und Betrachtung.

Sie reicht von der Rotstockschlucht im Westen etwa 5 km nach Osten. Über den Schrofen des Schuttmantels steht – 1800 m höher – der Gipfel des Eiger (3970 m) knapp unter der Viertausendergrenze. An Ausdehnung und Höhe hält die Eiger-Nordwand etwas weniger als 500 ha, ein Areal, das sie zur gewaltigsten

Tafel 5: Der Eiger von Südwesten (Luftbild). Der Oberbau des Berges ist aus den steilgestellten Kalken des Aarmassivrandes herausmodelliert. Links der Westgrat mit der daran klebenden «Westgratscholle»; dahinter, im Schlagschatten, die immense Runse zwischen Westgrat und Nordsporn («Eigerwand»).

Tafel 6: Die Eiger-Nordwand (Luftbild). Stellt man sich den Gipfel als die Nabe eines Uhrzeigers vor, so weist IV zum Klein-Eiger hin; V weist den Westgrat mit der darauf klebenden «Westgratscholle»; VII zeigt den Nordsporn und VIII ist über den Mittellegigrat ausgerichtet. Zwischen «Westgratscholle» und «Nordsporn» gräbt die Erosion ein Steilkar, das nach der mit ihren Fenstergewölben eine Balmwand durchbrechenden Jungfraubahnstation «Eigerwand» genannt wird. Die eingetragene Durchstiegslinie ist die «Lauperroute», der erste verantwortbare, mehrfach wiederholte Weg der Erstbesteiger der Eiger-Nordwand.

Tafel 7: Pfeiler der Westgratscholle aus übereinandergfalteten, dünnplattigen Kreidekalken ausgegagt.

Tafel 8: In hellerem Ton gehalten: das besonders verwitterungsanfällige Gestein, das als «Verblendung» dem plattigen Oberbau des Berges angeklebt erscheint.

Wand in den Alpen macht. Ein derartig bemessenes, steil gestelltes Stück Erdkruste muss selbstverständlich anderen Einflüssen unterliegen als ein gleich grosses Stück Kulturland. In den Zügen der Eiger-Nordwand ist die Geschichte des grossen Kreislaufes eingegraben, der Luft und Wasser mischt und unter dem Strahlenantrieb der Sonne diese von Winden und Stürmen ständig bewegte Mühle am Gesteinsmantel der Erde ansetzt. Der riesige Wasservorrat der Erde ist der unerschöpfliche Speicher, aus dem der Wasserdampf in unsere Atmosphäre steigt und als wassergesättigtes Gewölk über den Kontinenten zur Entleerung hereingetragen wird. Denn unser *Klima* ist nach dem Atlantik ausgerichtet: Die atmosphärischen Wirbel folgen mit grosser Regelmässigkeit einer nordatlantischen Zugstrasse, bis irgendwo vor Island ein liegendebliebener Luftpfropfen die Steuerung des Zyklons übernimmt und darüber entscheidet, wie die Windrichtung über dem europäischen Kontinent sich verhalten soll. Das Vorherrschen westlicher Winde kennzeichnet unser Klima durch den Aufstau der Wolkenhülle vor dem Alpenbogen als feucht und veränderlich. Denn diese charakteristische Stauwetterlage befreit das vollgesogene Gewölk von dem mitgetragenen Wasser und setzt die Berieselungsanlage des grossen Wasserkreislaufes über dem Gesteinsmantel des Alpenwalles in Betrieb. Es leuchtet ein, dass die gewaltig und hoch in den Wolkenzug eingreifende Eiger-Nordwand eine Verbindung der Atmosphäre, Hydrosphäre und der Lithosphäre geradezu herausfordert. Die Folgen dieses Zusammenpralles können nicht ausbleiben. Aus dem Zusammengriff von Atmosphäre und Hydrosphäre entstehen die Elemente der Witterung: Nebel und Nässe, Regen und Schnee, wechselnd und veränderlich, je nach Wind und Lufttemperatur. Die Einwirkung dieser aussenbürtigen Kräfte auf den Gesteinsmantel wird treffend als *Verwitterung* bezeichnet.

Sie begegnet uns vorerst in mannigfachen Formen als ein mechanisch-physikalischer Prozess, dem der Gesteinsmantel unterworfen wird. Durch die Lockerung seines Gefüges sucht die Oberflächenverwitterung neue, tiefer eindringende Angriffsflächen zugänglich zu machen, um durch diese bisweilen kaum sichtbaren Fugen, Gare, Lose oder Klüfte eine Gliederung zu erzwingen. Dieser Anspaltung des Gesteins kann schon der Wärmeausgleich genügen, obwohl sich die täglichen Temperaturschwankungen nur in einer dünnen Gesteinsschicht bemerkbar machen. Allein bei starker nächtlicher Ausstrahlung kann in der Morgenfrühe an der Gesteinsoberfläche eine Temperatur tiefer als 0°C gemessen werden, die unter der Einwirkung der Sonnenstrahlung in wenigen Stunden so hoch steigen kann, dass Temperatursprünge von 50 bis 80°C keine Seltenheit bedeuten. Bei steigender Temperatur dehnen sich alle Körper aus. Auch die Kristalle der Gesteine: sie können unter solchen Temperatursprüngen von Spannungen erfasst werden, die pro Quadratcentimeter Hunderte von Kilogrammen betragen und zu Sprungbildungen führen. Aber auch der Spaltenfrost führt zu ähnlichen

Wirkungen: Das Wasser wird von den feinen Haarrissen des Gesteins aufgesogen, und der Übergang zu Eis ist mit einer Volumenvermehrung von rund 9% verbunden, so dass der Haarriss wie durch einen Keil zu einer kleinen Kluft ausgedehnt wird. Zerstörend greifen auch Salze in die Gefügelockerung ein: sie kristallisieren auf den Klüften und Haarrissen. Kristallwasserhaltige Salze, die unter besonderen Temperatureinflüssen zu volumenvermehrender Kristallisation neigen, können je nach der Art der Poren, der Wasserfüllung und der Geschwindigkeit der Einflüsse geradezu Sprengwirkungen erzielen. Da in manchen Gesteinen aus früheren Epochen Restspannungen übernommen wurden, kann die Klüftung in Gestalt von schaligen Aufspaltungen verlaufen, die dazu führen, dass ganze Rinden, Krusten oder Blasen sich von der Gesteinsoberfläche abzulösen beginnen. Ähnliche Abschälungen zeigen sich oft an blanken, festgefühten Felswänden, deren Verfärbung in dunklen Streifen als sogenannte «Tintenstriche» anzeigen, dass in Gallerthüllen eingebettete Felsalgen als ein dünnes Vlies das Gestein überziehen. Diese Blaualgen, aber auch Wurzelfasern höherer Pflanzen, dringen durch die feine Klüftung ein und entfalten eine Kraft, die spaltet und lockert. Vor allem entziehen sie aber dem Gestein ihre Nährstoffe und nähern sich damit schon der chemischen Verwitterung: die Verfärbung ist eines ihrer Kennzeichen; aber augenfällig ist auch eine Verwitterungskruste, besonders wenn eine Oxydation von Eisenverbindungen die dunklen Rosttöne in die Palette einer Landschaft mischt.

All dieses Ansägen, Einstemmen und Ausweiten einer ersten Klüftung hebt den Gefügeverband keineswegs auf. Aber das Gestein wird morsch. Wie eine alte Rinde überzieht die Verwitterungsschicht den Gesteinsmantel. Tiefer eindringende Spalten, besonders heftige Sprengattentate bei Temperaturstürzen, beginnen jetzt Brocken herauszulösen und für den Abtransport zuzurüsten. Diese Abbrucharbeit hat Zeit! Die kleineren und grösseren Gesteinsteile, die von der mechanischen Verwitterung aus dem Gefüge herausgelöst werden, folgen ihrer eigenen Schwere; sie rutschen auf einem Gesimse oder in einer Runse, liegen ein Weilchen, als wollten sie rasten, bis dann ein neuer Anstoss die Weiterbeförderung einleitet. Solange der Winterschnee dem Gestein seine Decke übergeworfen lässt, herrscht Ruhe in den Verwitterungsrunen; wenn aber das Schmelzwasser rieselt, beginnt ein allgemeines Abbröckeln und Poltern, wobei gelegentlich ein mächtiger Block ins Wackeln gerät, um es dem Kleinzeug gleichzutun, das munter von Gesimse zu Fluhband hüpfet und bisweilen in einem gewaltigen Tiefsprung den Fuss einer Wand erreicht. Ein freifallender *Steinschlag* ist fast immer ein heimtückisches Geschoss. Es springt im Aufschlagen von unregelmässigen Felsflächen hierhin oder dorthin, unberechenbar in seinen Zielrichtungen. Es gerät in Rotation und nimmt Kräfte mit, die es wie den «geschnittenen» Tennisball bei jedem Aufschlag unerwartet reagieren lassen. Sprünge von Hunderten

von Metern Weite sind häufig, sofern der Stein ganz bleibt; ein Steinschlag kann aber auch zerfahren und als Steinregen verspritzen wie ein Sprenggeschoss mit Aufschlagzünder.

Es bleibt endlich für die verschiedenen am Aufbau der Eiger-Nordwand beteiligten Gesteinsserien eine besondere Verwitterungsanfälligkeit herzuleiten, sozusagen ihre Affinität auf Lockerung des Gefüges durch Spaltung anzudeuten. Wir unterschieden im Oberbau und im Unterbau zwei gesonderte Stilelemente: oben den in haltbare Plattenfluchten gefassten Harnischkorb, unten dagegen die Zone der abgekappten Zwiebelschalen. Hauptursache für den Unterschied der Verwitterungsanfälligkeit innerhalb dieser unterschiedlichen Gesteinsgruppen ist vornehmlich die ihnen zuteil gewordene Dislokation während der Gebirgsbildung. Während die in festem Mauerverband verbliebenen Harnischplatten des Berriasien auf Malm den ungeheuren Druck der Massivaufspreizung schmiegsam, sozusagen in Tuchföhlung mit dem Gneissgranitlappen überstanden, ohne aufgebrochen zu werden, erlitt die parautochthone Schuppe schon unter dem Würgen der Schubdecke, während ihrer Dislokation von der südlichen Abschürfstelle herüber an den Massivnordrand, Zerrungen und Bruchverformungen. Als sie endlich aus ihrer sanften Böschung vom Aufstosse des Massivlappens mit dem gewölbten Harnischkorb als Matrize in die Wildhorndecke als Patrize zu eben jener Überkipfung der «Zwiebelschalen» geprägt wurde, muss ihr Gesteinsgefüge weiter gelockert worden sein. Darum wohnt dem parautochthonen Gestein der Schuppe, ähnlich wie dem leicht brüchigen Flysch der tertiären Hinterfüllungen, eine erhöhte Verwitterungsanfälligkeit inne. Der Aufbruch des Gesteinsmantels in steinschlägige Latenz ist in diesem Material nicht von chronischer Langsamkeit, sondern durch akute Heftigkeit und fortgesetzten Zerfall gekennzeichnet. Bis dieses für den Abraum vorbereitete Gestein von dem festen Gefüge des Oberbaues aberodiert ist (Tafel 8), gibt es in der Eiger-Nordwand keine Ruhe.

II

Verwandlungsbilder waren einst ein beliebter Trick der Jahrmarkt-buden. Die Bildfläche bestand aus lauter vorstehenden Lamellen, die bei schräger seitlicher Betrachtung auf jeder Seite ein gegensätzliches Bild zeigten: Schaf oder Wolf, Engel oder Teufel zum Beispiel. Die Seitenbetrachtung der Eiger-Nordwand treibt dieses Spiel ins Absurde: der Blick aus Nordosten lässt die Flanke als eine *über Felsstufen hängende Eiswand*, aus Nordwesten dagegen als eine *über Eisbändern stehende Felswand* erscheinen. Es brauchte die reife Erfahrung grosser Bergsteiger,

um an der Eiger-Nordwand Schein und Sein auseinanderzuhalten, ohne in die Irre zu gehen.

Als 1921 am Mittellegigrat durch den Belagerer Yuko Maki eine Elite der Grindelwaldner Bergführer mit Fritz Amatter, Samuel Brawand und Fritz Steuri angesetzt und das damalige grosse Eigerproblem gelöst worden war, schien ein Schlussstrich unter eine Ära gezogen. Denn wie das überlieferte Merkzeichen handwerklicher Vollkommenheit hat der steinschlagsichere Gratweg auf die luftigen Gipfel eh und je eingepägt im Bewusstsein aller gestanden, die aus der klassischen Schule des orthodox ausgerichteten Bergsteigens hervorgegangen sind. Als darum jetzt das Neuland der bisher gemiedenen grossen Wände ein neues Pioniergeschlecht in seinen Bann zu ziehen begann, hing von der zunehmenden Gefährlichkeit der Durchstiegsrouten gleichzeitig eine Aufwertung des Verantwortungsbewusstseins ab, der sich die Besten der Gilde keineswegs entschlugen. Einem einzelnen war es vorbehalten, durch sein Beispiel einer Reihe von Gleichgesinnten, ja sozusagen einer neoklassischen Schule, durch die Nordwände der Berner Alpen den Beweis von Charakterreife abfordern zu lassen. Das Vorbild wirkte durch einen Stil, der drei gleichbleibende Grundbedingungen in sich vereinigte: die langsam gereifte Vertrautheit mit dem Berge, seinen natürlichen Bedingungen und möglichen Launen; die nichts nachsehende Prüfung der erkorenen Seilgefährten; das Abwarten und Ausnützen sicherer Berg- und Wetterverhältnisse. Dieser Meister im Vorbedachten lud sein Unternehmen auf wie einen Akkumulator, bevor der Funke sprang – dann packte er zu: zügig und wohlgenut! Als junger Akademiker, der eben der engen Fessel des Studiums sich entledigte, begann *Hans Lauper* 1921 die für ihn so bezeichnenden «Kampagnen»: im Besitz eines trainierten, athletisch wendigen Körpers; mit erstaunlich vielseitiger, auf dem harten Wege erworbenen Erfahrung; den Besten nacheifernd und unablässig zur Meisterschaft strebend.

Einige Wochen bevor Fritz Amatters zuversichtlicher Jodel vom Mittellegigrat hierherüber dringen wird, durchsteigt Hans Lauper mit Max Liniger die *Mönch-Nordwand*; seine Routenführung zeichnet eine Sicherheitslinie durch die Zonen der objektiven Gefahren. Kurz darauf verschafft er sich Einblick in die «Eigerwand» und steht ein Jahr darauf im Eigerjoch, um den Aufbau des Berges kennenzulernen. Kaum von einem amerikanischen Studienjahr in die Alpen zurückgekehrt, hält ihn ein wundervoller Herbsttag auf den Aussichtshöhen gegenüber der Eiger-Nordwand gefangen. Das Dreigestirn glüht in der tiefstehenden Sonne. Die Berge warten, indessen reift der Mensch. Im nächsten Jahr legt Hans Lauper mit Pierre von Schumacher seine «Sicherheitslinie» in die *Jungfrau-Nordwand* und entlockt John Percy Farrar die Bemerkung:

“Dr. Lauper is to be congratulated on this great expedition, planned by him three years ago, which has been looking us all in the face so long.”¹¹

Erst 1928 macht er sich erneut am Eiger zu schaffen, überschreitet ihn auf der grossartigen Gratroute von Ost nach West. Aber noch ist er nicht bereit für die Nordwand. In Courmayeur stösst Hans Lauper 1929 auf Alfred Zürcher und seine Leibgarde: Joseph Knubel und Alexander Graven. Im selben Jahre biwakieren zwei Berner Akademiker unter der Eiger-Nordwand; Willi Welzenbach feiert sein come-back durch eine Wiederholung der Nordwandroute zum Gross Fiescherhorn-Westgrat, öffnet 1930 die direkte Nordroute zum Gipfel. Der Eiger greift in die Wolken und wartet. Endlich hält Hans Lauper an einem prachtvollen Herbsttag 1931 auf dem Männlichen abschliessende Zwiesprache mit der *Eiger-Nordwand*: jetzt ist er bereit für sie.

Nach einem trockenen Sommer ist der Schneemantel der Nordwand verwaschen und durchsichtig geworden. Die durchnässten Firnhänge der Sommerschneehaut sind auf dem blanken Eisbelag der Steilflanken abgegangen. Das Eis glänzt und zeigt die Rillung der starken Abspülung. Auf den Eisschürzen zwischen den Fluhsätzen ist die Rillung tief ausgekerbt, brandig und durch Stein Schlag kanneliert. Nach einer frischen Nacht wischt die Morgensonne Brauen von Wassereis und Zapfenbärte von den Schichtköpfen der Wandstufen. Der Eisschlag wirft die Trümmer weit hinab unter die Trichter der Ausbruchsrisen. Die Eiger-Nordwand registriert durch die Schlagrunsen den Ablauf des Tagesgeschehens unter dem Sonnenbogen. Das Eisdach des Gipfelfirstes biegt sich an einer einzigen Stelle als Kante zu einem *Nordsporn* nieder; ihn trägt eine Folge von schroffen Felsstufen, die als erhaltener Rand eines grossen Karausbruches den ganzen Oberbau des Berges zerteilen. Von Osten greift die Eisflanke aus schwindelerregender Steilflucht an den gestuften Nordsporn hinauf, während der Abbruch nach Westen Steilschluchten und vorgebaute Kanzeln in zerfressene Runsen entsendet; diese Steiltrichter setzen sich nach Westen in ein System von Stein- und Eisschlagtrichtern fort. Die höheren Trichter bespeien aus ihren Mündungen die tieferen Etagen, in denen die Trichter sich zu breiten Steilschultern ausgewetzt haben, so dass der lebendige Ausbruch eines hängenden Steilkars durch steile Eisschürzen in Vordächer abgeteilt wird. Allen diesen vom Nordsporn bis an die Westgratscholle zu einem grossen Schuttschleif verkoppelten Abraumtrichtern ist ein Gemeinsames eigen: sie sind ein akuter Ausbruch im Gesteinsmantel, die schwärende Wunde der Eiger-Nordwand und ein Steinbruchbetrieb gewaltigen Ausmasses; durch Verwitterungsanfälligkeit, Steilheit und pausenlos betriebene Abspülung eine der objektiven Gefahren wegen nach *Bergsteigervernunft* gebieterisch gesperrte Zone.

Hans Lauper erkennt mit seinem erfahrenen Urteil, dass der Nordsporn die Sicherheitslinie der künftigen Nordwandroute tragen wird. Wohl ist der Eispanzer der Nordwand verwegend ausgesetzt und durchwegs derart steil, dass die

reine Steigeisentechnik versagt und die Öffnung des Durchstieges mit brutaler Ehrlichkeit durch den Pickel erzwungen werden muss. Alle Eisrillen dieser Flanke zielen auf ein kleines, regenerierendes Gletscherchen – das «Hohysch» –, das die Schusskanäle des Eisschlages wie die Lichtstrahlen in einer Linse auf eine schmale Zone vereinigt. Man wird ihr in der kalten Frühe beikommen, indem auf den wenig gefährdeten Bändern östlich des Gletscherchens die erforderliche Höhe zu gewinnen ist, bis von Deckung zu Deckung der schmale Kanal an die Felsaufbauten des Nordsporns gequert werden kann. Im Schutze der Steilheit lassen sich darauf die Vorbauten des Sporns durchsteigen, bis es möglich wird, der Eiswand in langen Traversen Stufe um Stufe abzurufen. Auf dem Nordsporn selber würde eine Folge von ruppigen Wandstufen in scharfer Kletterei überwunden werden müssen, aber die zwischengesteckten Eisgrätchen wären, wie die offene Flanke selber, eine *qualité éprouvée* und darum keineswegs fraglich. Der Faktor Zeit? Man würde mit der Laterne bis an die Bänder über dem Hohysch kommen und den Übergang an den Felsaufbau hinter sich zu bringen suchen, bevor die Sonne an der Mittellegi die Steinschlagrinnen belebt. Mit drei Stunden für den Vorbau, eher etwas mehr für die steilen Eistraversen und ebensolange für den Nordsporn, läge der Zeitbedarf innerhalb eines gut gefüllten Tages. Man würde keiner künstlichen Mittel bedürfen, geschweige denn ein Biwak sich aufzwingen lassen, um der Nordwand Zeit zu geben, durch eine der häufigen Einnebelungen die Bergverhältnisse vom Guten zum Schlechten zu verkehren. Eine gut eingespielte Viererseilschaft würde die Möglichkeit der Entfaltung in Paare offen lassen, um im steilen Eis während der Hackerei dem Splitterregen auszuweichen.

Wie jede gründlich vorbedachte Durchstiegsroute von klassischem Zuschnitt ihr Heil in der Fallinie sucht, zeigt die *Lauperroute* an der Eiger-Nordwand den bestrickenden Stil selbstverständlicher Einfachheit. Aber der einsame Pläneschmied auf dem Männlichen scheint nicht der einzige zu sein, den die Eiger-Nordwand fasziniert. Während der unstabilen Phase des Bergsommers 1932 biwakieren Lucien Devies, Jacques Lagard und Jacques de Lépiney von der Groupe de Haute Montagne zweimal am Eiger. Hans Lauper lässt sich nicht drängen. Er wird erst zugreifen, wenn seine verabredete Sommerkampagne mit Alfred Zürcher, Joseph Knubel und Alexander Graven aus den Sternschnuppennächten des wetterbeständigen August aufgeht.

Die Sternschnuppen fallen – Träume verwandeln sich in Gipfel. Sieben Viertausender in zehn Tagen zum Einlaufen, dann hat die Viererseilschaft ihre Gangart gefunden. Jetzt späht sie prüfenden Blickes von der Mittellegi in die Eisfluchten der Eiger-Nordwand hinein: vom Makibiwak hinab an den Felsvorbau, vom Gendarm hinüber in die Eistraversen, endlich hoch über den Seilen auf den Nord-

sporn selber. Auf dem Gipfel braucht man keinen Finger befeuchtet in den Wind zu strecken: scharf fährt die Schönwetterbise über das Eisdach und vertreibt die Späher. Den Südgrat hinab, über die Eigerjöcher zum Jungfraujoch machen sie sich aus dem Staube und nisten sich zum Abschluss der Kampagne auf der Kleinen Scheidegg ein.

Das Ruhen und Futtern in Ehren, jeder braucht nach der scharfen «Steeplechase» über die Oberländer Viertausender eine Entspannung. Zürcher fährt auf einen Tag in die Stadt, das Schönwetter scheint gepachtet. Während Knubel den perfekten Kurgast spielt, stecken Lauper und Graven die verwitterten Köpfe zusammen. Man müsste den Funken sprühen sehen. Beide sind sie Pole: feinnervig der schmale, hochgestirnte Kopf des einen; hornig die Pranke des andern – man lege Graven eine Nuss zwischen Zeige- und Ringfinger, mit der freien Hand spannt er über der Nussnaht den Mittelfinger zur Feder, und knack! – offen liegt die Nuss. Diese Kraftquelle wird die Eisaxt pochen machen, bis die letzte Stufe trägt. Am nächsten Tag gehen die Bergführer für den nächtlichen Gang zum Hohysch Steindäubchen setzen; auch möchten sie den Einstieg in den Unterbau des Nordsporns bei Tageslicht und aus der Nähe begutachten. Hans Lauper hat sich auf seinen Hochsitz am Männlichen verzogen, um noch einmal alle Merkpunkte seiner Routenführung sich einzuprägen, die Zeiteinteilung nach den bestehenden Bergverhältnissen und der Hochform der Seilschaft auszugleichen. Als Zürcher am dritten Tag zurückkehrt, steht es mit der Stimmung und dem Wetterglas gleich gut.

Am 20. August 1932 früh um 1.50 Uhr brechen sie auf, gehen hinab zum Bahnwärterhaus an der Salzegg¹² und lassen die Laternen vorantasten, den Schuttmantel hinauf zum Felseinstieg (3.40 Uhr), von wo über Stufen und Bänder das Gletscherchen erreicht wird (4.45 bis 4.55 Uhr). Beim Aufstieg über die jenseitigen Bänder schwirrt der erste frühe Steinschlag¹³. Der Unterbau des Nordsporns wird nach Überquerung der Hohyschrunse (6.00 Uhr) durch eine kaminartige Schlucht zu einem Schneeegrat erstiegen (8.20 Uhr), auf dessen oberer Stufe gefrühstückt wird (8.36 bis 9.15 Uhr). Jetzt folgen erst in der Fallinie, dann allmählich nach Westen zurückbiegend die langen Eistraversen, die Graven pausenlos hackt, bis der Nordsporn auf einer ins Bodenlose vorspringenden Kanzel erreicht wird (Esshalt 12.10 bis 12.50 Uhr). Dort – zwischen der Steilflucht der Eisflanke und den Steinschlägen der «Eigerwand» – entschlüpft Joseph Knubel das hübsche Werturteil des eigenen Tuns: «En Bitz Verrickti si wer scho!» Der Nordsporn steigert die Spannung; brüchiger Fels, Eisgrätchen wie grüne Flaschenhalse und Wassereis am Überhang des obersten Aufschwunges stehen zeitraubend vor dem Gipfeldach, auf dessen Schneekante (15.50 bis 16.10 Uhr) die Führer ihre Toscani anbrennen, um gemächlich dem Gipfel zuzustapfen (16.45 bis 17.30 Uhr); mit dem letzten Licht wird der Ausstieg erreicht (20.15 Uhr),

und nach neunzehn Stunden setzen sich die vier Gefährten in ihrem Standquartier zu Tisch. Die Durchsteigung der Eiger-Nordwand ist zehn Jahre lang vorbereitet worden, um an einem Tage im grossen Stil der klassischen Tradition bewältigt zu werden, ohne die Seilschaft vor die makabre Alternative zu stellen: Sieg oder Tod.

Lassen wir Colonel E.L.Strutt urteilen¹⁴: “We must congratulate our members* on a superb expedition, by far the most important of the 1932 season. We might add that it is a source of gratification to us that the north face of the Eiger, the last important problem of the Bernese Oberland, should have been solved by this unsurpassed all-Swiss party.”

III

In manchen Wesenszügen glichen sich *Hans Lauper und Willi Welzenbach*. Beiden war die Lebensspanne versagt, ihre Leidenschaft für stilvolles Bergsteigen in gemeinsamen Unternehmungen zu paaren. Aber jeder nahm aufrichtigen Anteil an dem andern, ja der Gedankenaustausch ging recht weit, weil der gegenseitige Respekt voreinander jeden Übergriff in persönliche Pläne ausschloss. «Ich möchte Ihnen meinen allerherzlichsten Glückwunsch aussprechen zu Ihrem grossartigen Erfolg am Eiger. Auch ich habe die von Ihnen eingeschlagene Route für möglich gehalten¹⁵», schrieb Welzenbach dem älteren Freunde, *nachdem* er im Juli die Grosshorn-Nordwand durchstiegen hatte und *bevor* er im September die übrigen Nordwände über dem Lauterbrunnental (Gspaltenhorn, Gletscherhorn, Breithorn) angang. Die Eiger-Nordwand rührte er nicht an; er kannte Laupers Augustpläne.

Lucien Devies mag die Wahlverwandschaft der Nordwandmänner ebenso unbekannt geblieben sein, wie jener Brief, als er zwei Dekaden später dem einseitigen Beiseitestehen Welzenbachs am Eiger die folgende Deutung gab¹⁶: «On peut remarquer qu’il laissa de côté la plus belle face glaciaire de l’Oberland, c’est-à-dire la face nord-est de l’Eiger, mais sans doute ne la voyait-il pas ainsi, estimant que, pour gravir l’Eiger par le versant de Grindelwald, c’était l’Eigerwand qu’il fallait surmonter. Mais il trouvait cette ascension trop dangereuse.»

Diese vorgreifende Gegenüberstellung einer Eiger-Nordostwand und einer «Eigerwand» zu einer Zeit, der diese Unterscheidung noch nichts bedeuten konnte, zwingt uns jetzt, dem Aufkommen des Namens *Eigerwand* nachzugehen und seine Gültigkeit für die damalige Zeit abzugrenzen. Gemäss Konzessionsgesuch¹⁷ von 1893 sollte der Jungfraubahntunnel von der «Station Eigerletscher» über eine «Station Grindelwaldgalerie» (km 3,33; 2657 m P. N.) zu einer

* Sowohl Dr. H. Lauper wie A. Zürcher waren Mitglieder des *Alpine Club*.

«Station Eiger» (km 5,6; 3267 m P. N.) geführt werden. Während der Baujahre wurde in Abweichung vom Projekt km 3,3 überfahren, kurz darauf ein Materialauswurfstollen (km 3,8; T der Tafel 10) ans Licht getrieben, die Tunnelstation aber erst bei km 4,3 (2865,5 m) gebaut und als *Station Eigerwand* 1903 in Betrieb genommen; hierauf wurde schliesslich die geplante «Station Eiger» tiefergelegt (3159,1 m) und 1905 als «Station Eismeer» eröffnet. Im selben Jahr erhielt der Eiger sein Zyklopendaube, das als Scheinwerfer von 96 Millionen Kerzen nächtlicherweile über Land zu leuchten begann. Wenn Grossmütterchen das geisterhaft aus den Bergen herschwebende Lichtband als den Finger Gottes pries, wussten es die Enkel längst besser: «Der Jungfraubahnscheinwerfer *auf* Eigerwand!» Man sieht, selbst Zyklopen verschmähen nicht die Macht der Reklame.

Bevor jedoch die durchstiegene Eiger-Nordwand als obsolet erklärt und durch eine vorläufig noch «neue» Para-Eiger-Nordwand ersetzt wird – wie Lucien Devies es Willi Welzenbach unterschiebt –, soll nicht unversucht bleiben, die Zeitströmung zwischen den beiden Weltkriegen in ihrem Streben nach einem Ausgleich zwischen Nachfrage und Angebot zu durchschauen. Unter den Kriegsfolgen blieben am Beginn der Zwanzigerjahre die Westalpen für deutsche und österreichische Bergsteiger schier unerreichbar. Eine der Ausnahmen bildete just Willi Welzenbach, eine Ausnahme in doppeltem Sinne: ihn reizten die Eisrouten der Ostalpen stärker als alle Felsgänge, er übernahm den von ihm mit Mass verwendeten Mauerhaken und wandelte ihn zum Eishaken um. Man ist nicht überrascht, den jungen Münchner Akademiker als hervorragenden Felstechniker *und* trittsicheren Eisgänger schon früh auf den Spuren Hans Pfanns in den Westalpen anzutreffen. Während die Wenigen in den grossen Räumen der Westalpen neue Masse und Ziele erkannten, traten die Vielen in den Ostalpen sich buchstäblich «auf die Haxen». Dutzende von unerhörten Kletterkatzen steigerten die Raumbeherrschung Hans Dülfers über die Grenze des Lotrechten hinaus, indem sie die Schwerkraft technisch überwandten. Aber den Dutzenden folgten Hunderte nach, griffen ohne zu zögern nach immer verwegeneren Aufgaben, welche «die neue Lehre» in ihre Reichweite rückte: «Nichts ist mehr unmöglich!» Die Überfüllung der Ostalpen mit einem hart gezogenen Geschlecht von Tatmenschen steigerte die Nachfrage nach extrem schwierigen Neutouren erheblich über das vorhandene Angebot; wer Neues gewinnen wollte, durfte sich nicht allein mit dem Schwierigen zufrieden geben. In der Bemeisterung des Gefährlichen schien ein noch grösserer Leistungswert aufzublühen. Wie schade, dass in dieser Domäne herrlicher Männertugenden, neben Mut und Leistungswillen, wie Wucherblumen der Geist der Eifersucht, der verschmutzten Geriebenheit und gar der Täuschung nistete.

Es ist unverkennbar, dass einschneidende Zäsuren in die Lebensweise von Umwandlungen im seelischen Kräftehaushalt begleitet sein können. Je feinner-

viger oder suspekter ein Menschenschlag dem Erleiden eines Schicksals gegenübersteht, desto subtiler wählt der Intellekt die ausgleichenden Hilfen. Es ist darum verständlich, dass zwei so unterschiedliche Naturen wie französische oder deutsche junge Männer ein und dasselbe Tun völlig verschieden empfinden. Während junge Franzosen durch das Kriegserlebnis kaum dazu gedrängt wurden, als Bergsteiger sich für Soldaten im Feuer zu halten, erkannten sie zweifellos im Bergsteigen den starken Reiz der freiwillig gesuchten Selbstbewährung, genossen die Schwierigkeiten und den Kitzel der Gefahr bewusst als Würzstoff ihres Bergerlebens. Dem teutonischen Blute gelang in manchen Fällen die gedankliche Aufspaltung dieses Problems weniger leicht. Reife Männer, oder bloss ihnen nachstrebende Jünglinge der Nachkriegsgeneration, blieben im Unterbewusstsein von jener fatalen Opferbereitschaft umklammert, die bisweilen nur geringer Reizung bedarf, um in tragischem Ausbruche für eine fragwürdige Ehre das unersetzbar köstliche eigene Leben hinzuwerfen.

Als darum am Beginn der Dreissigerjahre eine Elite der Ostalpenkletterer wie dem Ventil entströmender Dampf vorstiess, um – wie man sich ausdrückte – «die letzten grossen Probleme der Alpen» zu lösen, stand man in den Westalpen diesem Aufbruch gänzlich unvorbereitet gegenüber.

Die erste deutsche Seilschaft verstieg sich 1934 in der Eiger-Südwand und entkam ungeschoren; wenige Tage darauf stürzten dieselben Burschen in der Eiger-Nordwand, blieben aber hängen und wurden durch Bergführer in ein Felsenfenster der Station Eigerwand geborgen¹⁸. Man hielt diese Ungereimtheiten für «Verhauer» in ostalpinem Stil, wie sie Dr. Gunther Langes charakterisiert¹⁹: «Die sogenannte ‚Erschliessung‘ hat Ausmasse angenommen, die zum Grossteil belanglos sind. Es ist nämlich nicht mehr erschlossen worden, um den Bergen neue, begehrensweite Wege abzugewinnen, sondern lediglich, um einen letzten freien Streifen irgendwo im Fels mit einer neuen Führe zu beklecksen und sich als Erstbegeher eintragen zu können. Wer aber zählt erst die Anzahl der Varianten, die nichts anderes als ein Verhauer an einer organisch richtig gelegten Führe sind?»

Aber nur zu bald stand der Eiger im Aufruhr. Denn 1935 demonstrierten zwei schneidige Münchner «die neue Lehre». Sie waren auf schwerste Felsgänge gefasst, aber völlig unkundig im Eis, ohne die geringste Westalpenerfahrung. Sie stellten sich lotrecht unter den Gipfel und stiegen pfeilgerade auf. Dabei überwandern sie wacker die zeitraubenden, gewölbten glatten Malmstufen (Tafel 10), standen jedoch den Eiswänden hilflos gegenüber; man gewann den Eindruck, dass sie das Eis unterschätzt hatten und nach seiner Durchsteigung vor dem Abstieg über die ungeheuren Eisdächer sich fürchteten, so dass der Ausweg ihnen nur nach oben möglich erscheinen mochte. Fische in der Reuse. Im vierten Biwak frass eine kalte Sturmnacht die letzten Kräfte, und unfähig zu

weiterem Widerstand starben die beiden jungen blühenden Leben den *Opfertod*. Wofür? Für eines der «letzten grossen Probleme der Alpen», das drei Jahre zuvor in geradezu magistraler Weise schon gelöst worden war; für eine Verschlimmbesserung jener schwierigen, aber sicheren Route mittels einer unverantwortlich gefährlichen Variante.

Es gibt leider einige Zeitumstände, die man heute nur zögernd heraufbeschwört, um den damals entstandenen Aufruhr der öffentlichen Meinung zu erklären. Wir hüten uns vor einem politischen Urteil, das uns weder zustände, noch von Einfluss auf die künftigen Begebenheiten an einer durchaus unpolitischen und von uns auch immer als übernational aufgefassten Freistatt (sanctuary) wäre. Allein in diesen Betrachtungen geht es um Dinge, die unglücklicherweise die bergsteigerische Entwicklung in den Westalpen der Dreissigerjahre wie Wetterwolken überschatteten. «Sozusagen alles, was damals im Deutschen Reiche an Ideen und Affekten zum Vorschein kam und sich gewalttätig als germanische Wiedergeburt installierte, war uns unverständlich», erinnert uns heute ein grosser akademischer Lehrer²⁰. «Die kleine Nation ist durch ihre Kleinstaatlichkeit, ihre Viersprachigkeit und ihre Neutralität tief geprägt. Ihre Hoffnung und ihren Willen hat sie aufs Rechtliche und Rechtschaffen-Vernünftige gesetzt; sie scheut die exzessiven Ausschläge und traut der Naturverfassung mehr als dem Gesetz des Tages. Da ist es denn nicht verwunderlich, dass sie am Geiste Deutschlands viel Fremdes und Unvertrautes erfährt. Unvertraut sind ihr diese metaphysischen Aufsteilungen, unvertraut die Mystik des Reichs, unvertraut und den Nachbarn tief unerwünscht diese schlummernde Bereitschaft der Deutschen, im Namen einer weltgeschichtlichen Sendung aufzubrechen und ihr sich und die andern zum Opfer zu bringen.»

Es ist durchaus verständlich, dass im Sommer 1936 das Eintreffen einer neuen ostalpinen Belagerungsmannschaft am Eiger provozierend wirken musste. In kürzester Zeit war das Schicksal der ersten Zweierseilschaft besiegelt: sie stürzte am Schneehorn ab, ein Mann tot*, ein Mann verletzt. Ohne mit der Wimper zu zucken, gingen die übrigen an den Eiger: voraus zwei forsche Soldaten von den Berchtesgadener Jägern, gefolgt von einer Innsbrucker Zweierseilschaft, alle blutjung und lebensfroh. Bald nach dem ersten Biwak traf ein Steinschlag den einen in den Kopf; trotzdem stieg die Seilschaft weiter, ja sie setzte auch nach dem zweiten Biwak den Aufstieg fort; schliesslich zwang der Zustand des Getroffenen zum Rückzug in ein drittes Biwak an der Felsstufe zwischen den Eisdächern II und I (Tafel 10). Die Wand troff vom Schmelzwasser des tief herabreichenden Neuschnees und in allen Runsen des gewaltigen Steinbruches herrschte Hochbetrieb. In nassem Seilzeug, die Stufen von Dreck und Rutschen ausgewaschen, suchten die Flüchtenden mit ihren letzten Kräften, aus den Schlag-

*) In unserer Tabelle stehen lediglich die Todesfälle an der Eigerwand vermerkt.

rillen heraus, unter den Schutz der Roten Fluh (R, Tafel 10) zurück zu gelangen; aber die Seile des Hinterstoisser-Querganges (H) waren am wohlgemuten ersten Tag abgezogen worden, haltlos und von Wassereis glasiert erwies der Quergang sich als unmöglich. Während der Abseilvorbereitungen im Steinschlag wurde der eine tödlich getroffen; der Kopfverletzte stürzte in umgelegte Seilschlaufen und wurde erdrosselt; der dritte starb vor Erschöpfung und Kälte, und der letzte pendelte in einer Sitzschlinge durch die schauerliche vierte Nacht, bis auch er am nächsten Morgen elendiglich umkam.

Übers Jahr brachte der Zulauf an den Eiger uns erschütternd zum Bewusstsein, dass ein grauenvoller Mythos selbst die Wägsten und Besten antrieb. «Als ein Erbe unserer alpinen Väter will ich es bezeichnen, wenn der unwiderstehliche Drang in uns ist, die letzte, die gewaltigste Wand der Alpen zu bezwingen²¹» wird uns bedeutet. «Hinein in das Unmögliche und sich durchbeissen, solange noch ein Atemzug im Körper ist. Einmal muss der Tod so vieler bester Kameraden *gesühnt* werden!» Die «alpinen Väter» – von Hans Dülfer bis hinauf zu Ludwig Purtscheller – sie hätten in ihren Gräbern sich umdrehen müssen, wäre die Kunde zu ihnen gedrungen, dass junge, blühende Menschenleben dem Baal der Nibelungen-treue als Sühneopfer unter Berufung auf die Bergleidenschaft dargereicht wurden!

Das Unheil nahm seinen Lauf, noch stak der Eiger im Wettergewölk, als der erste Tote* herabgeholt werden musste, ja bevor noch die ausgeaperte, vom Vorjahr am Berg liegende Leiche geborgen worden war. Schon stellten sich vorsorglich zugereiste «Bergwacht»-Angehörige ein, um nötigenfalls eingreifen zu können, sobald Steinschlag, Eisbruch, Lawentrichter, Sturmnot und Erschöpfung die Belagerer treffen würden. Diese selber zelteten auf Wärgistal¹², scheu wie Waldrehe, bieder im Gruss und wortkarg, einzig auffällig durch ihre Unauffälligkeit – in den schweren Rucksäcken klimperte Eisenzeug, aber noch fehlte in unserem Wortschatz der Begriff «Infiltration». Der Sommer 1937 begründete die *Sensationspotenz der Eigerwand*. Die erste westalpine Zweierseilschaft kreuzte auf (mit einer Frau bestückt). Der anhebende Wettlauf um den Talmigral trieb seinem Höhepunkte zu. Man begann zu erkennen, dass hinter dem um Sieg oder Tod geführten Kinderkreuzzug²² der Machtanspruch einer Staatsraison lauerte, die bedenkenlos das Credo ihrer Generation martialisch zerhackte, zerschrie, zerstörte. Als einer der treuesten Heger des Alpensinnes bewährte sich damals Colonel E. L. Strutt. Seine unmissverständliche Ablehnung der «neuen Lehre» und ihrer Verhöhnung der ungeschriebenen Gesetze des Bergsteigens fand durch das *Alpine Journal* besonders auch in der Schweiz aufatmende Leser. Strutt war einer der Sehenden. Seine Haltung entsprach dem Manne**.

*) Im Training am Mittellegigrat erschöpft und erfroren.

**) Die seither erhobene Kritik an Strutt's damaligem Wirken geht vielleicht mangels selbsterlebter Spannungen am Kern der Sache vorbei – ich bedaure sie: "Strutt had little sympathy for the revolution in continental mountaineering which was taking place before his angry eyes, and little understanding of the causes and purposes of the changes in technique and ethics alike." ²³

Allein Tadel half hier ebenso wenig wie ein behördliches Zutrittverbot in den Steinbruchbetrieb des Zyklopen. Es handelte sich ja nicht mehr allein um die gelenkigen Burschen mit den scharfgeschnittenen Zügen, sondern um das, was ein nihilistisch-umstürzlerisches Regime von ihnen erwartete. Sie selber wurden durch die Brutalität eines geschichtlichen Vorganges gleichgeschaltet; aus Österreichern entstanden Ostmärker; und dass eine Ordensburg fördernd bereitstand, gehörte einfach zum Stil des damaligen teutonischen Aufbruches. Die drahtigen Burschen, um deren Haut es dabei ging, kletterten sauber, standen mit Wadenmuskeln aus Stahl auf ihren Zwölfzackereisen, sie verstanden sich auf jede Spielart der sichernden und fördernden Seilhandhabung wie Artisten, sie waren perfekte Alpinetechniker bester Sorte; von ihrer Härte, ihrem Mute und ihrem Auftrieb (push) gar nicht zu reden – aber sie waren keine vollkommenen Bergsteiger mehr, denn was sie aufsehenerregend taten, sie taten's am falschen Ort. Ihrem geistigen Rüstzeug war die *ratio legis* des Bergsteigens entglitten; sie glaubten die Verleugnung der Vernunft durch Sanktionierung der Unvernunft wettmachen zu können. Vor sich selber und ihren «alpinen Vätern» waren sie bereit, ihr Los dem blinden Zufall anheimzustellen, das Kismet zum Evangelium, den Fatalismus zum Seelentrost zu erküren; das wäre an sich belanglos geblieben, hätten sie dieser Häresie im geheimen sich schuldig gemacht. Aber sie liessen es geschehen, dass den nachwachsenden Jungen der Leistungsspiegel ihres triebhaften Tuns als absolutes Mass und Leitstern vorgesetzt blieb, ohne dass ein einziger jener damaligen Häretiker nach dem Zusammenbruche des historischen Spukes daran gedacht hätte, der kommenden Bergsteigergeneration zuliebe zuzugeben, es sei seine Vernunft während der Dreissigerjahre durch aussenbürtige Kräfte so erheblich herabgesetzt gewesen, dass er heute zu der Verantwortbarkeit seines damaligen Tuns nicht mehr stehen könne. Es hätte die Herausforderung des Bergtodes mit knappster Wahrscheinlichkeit des Davonkommens als Wechselschuld der politischen Clique still abgeschrieben werden sollen. Leider schwang aber in den Untertönen eine Denigration der traditionsgebundenen Bergsteiger mit. Wenn die Artisten freigebig über den für andere durch Vernunft gesperrten Raum ihrer Arena hinaus vergleichende Zensuren fällten, bedachten sie ihre eigene Absonderung zu wenig. Sie konnten damals nicht wissen, dass die Erstbesteigung der Eiger-Nordwand (Lauperroute) erst 1945 durch Bergführerpartien* wiederholt werden sollte, während alle Wiederholungsversuche dieser extremen, aber sicheren Eisroute durch sie und ihresgleichen in den Dreissigerjahren gescheitert waren. Diese Schweizer Bergführer standen an Härte und Können keinem der Eigerwand-Kletterer nach – übertrafen sie aber an der Vernunft gemessen: sie blieben Bergsteiger, wurden nicht Derwische der «neuen Lehre».

*) Sutter, A. mit Graven, A. und Taugwalder, A., 23, 6. 45.; Hediger, E. mit Fritz und Hermann Steuri, 22. 7. 45.

Es erfüllt einen mit tiefem Bedauern, dass immer wieder zwischen Vätern und Söhnen mit ähnlichen Worten gerechdet werden muss, sobald die Welt der Älteren durch die Jüngeren hart angefasst wird:

«In steter Notwehr gegen arge List
Bleibt auch das redliche Gemüt nicht wahr –
Das eben ist der Fluch der bösen Tat,
Dass sie, fortzeugend, immer Böses muss gebären.»²⁴

So umschlingt das Böse als ein magischer Kreis die Eigerwand. Wir Alten können den Bann nicht anders brechen, als nach einem Vierteljahrhundert vergeblichen Wartens auf die Wiedergeburt der Vernunft Klage zu erheben gegen jene, die dem Menschen selbst das Spiel entwandten, um ihn desto sicherer zu unterjochen.

Kukuschka

Die sagenhafte Mutprobe Kukuschka soll zu später Stunde in entlegenen kaukasischen und sibirischen Garnisonen nach den folgenden Regeln abgewickelt worden sein: «Zwei miteinander durch eine Tür verbundene Zimmer wurden verdunkelt, und in jedem befand sich einer der beiden Spieler. Von diesen war einer mit einer geladenen Pistole ausgerüstet. Aufgabe des andern war es, über die Schwelle der offenen Tür ins Nachbarzimmer zu gelangen. Beim Passieren der Schwelle musste er «Kukuschka!» rufen. Im gleichen Augenblick hatte der Partner das Recht zum Schuss. Man konnte die Schwelle an der linken oder rechten Türseite, aufgerichtet oder geduckt, kriechend oder springend passieren, und man hatte die Wahl, ob man es frontal tun wollte oder in der Diagonale, und ferner, ob die Diagonale nach rechts oder nach links verlaufen sollte. Dem Schützen lag es ob, aus der Art des Rufes Stellung und genauen Ort des andern zu erraten und danach den Schuss einzurichten.»²⁵

Man erklärt als seelische Voraussetzung des Spieles den düsteren und leidenschaftlichen Byronismus, der als romantische Weltverachtung, als Todesbegier, Fatalismus und Renommage eine Zeitlang die russische Jugend beherrschte. Nachdem diese Voraussetzungen sich nahezu decken mit der Veranlagung jener zum Sühneopfer am Eiger sich drängenden Jugend, darf man sich fragen, was von einem jungen Manne zu halten wäre, der sich scheute, in einem finsternen Stall der Kühalp «Kukuschka!» zu schreien, weil ihm dies und der dadurch ausgelöste Schuss unverantwortlicher erschiene, als in den mit mehr als einer Pistole um sich schiessenden Steinbruch Eigerwand aufzusteigen, um die miserabel gelegte Variante zu der längst bekannten Erstbesteigungsrouten durch die Eiger-Nordwand als Probe seines Mutes und untrüglichen Beweis seines Unverstandes zu wiederholen.

Tafel 9 : «Die neue Lebre».

Tafel 10 : Übersicht auf Einzelbeiten in der «Eigerwand». P I und II = Pfeiler im Vorbau; T = Tunnel (Schuttstollen); R = Rote Flub; H = Hinterstoisser-Quergang; I, II, III = die drei Eisdächer; T I und II = Traversen zur «Spinne»; SP = «Spinne». erste Versuche, - - - - spätere Versuche. Die Ziffern an den Unglücksstellen beziehen sich auf die tabellarische Darstellung der Geschehnisse.

Tafel 11 : Die «Orts-Wetterlage» am Eiger weicht oft plötzlich ab von der allgemeinen «Wetterlage»: die Eiger-Nordwand ist ein Wolkenfänger und Blitzableiter, den die Lithosphäre der Atmosphäre und Hydrosphäre darbietet.





† 11
† 12

† 16
† 17

T II † 15

SP

T I

† 2

III

II

† 10
† 9

I

† 8
† 7
† 5
† 4

H

R

Eigerwand Station

† 13
† 14

T

P II

P I



Chronik der Variante Eigerwand

<i>Einstieg</i>	<i>Höhe</i>	<i>Biwak</i>	<i>Seilschaften</i>	<i>Bemerkungen</i>	<i>Nummer</i>
? 7.34	2900		Beck, W. Löwinger, K. Löwinger, G.	Sturz. Bergung in den Tunnel.	
21.8.35	3400	5	Sedlmayer, M. Mehringer, K.	Im fünften Biwak erfroren.	+ 1 + 2
18.7.36	3350	3	Hinterstoisser, A. Angerer, W. Rainer, E. Kurz, T.	Abgestürzt. In Seilschlaufen stranguliert. Erfroren. Erschöpfungstod beim Abseilen.	+ 3 + 4 + 5 + 6
6.7.37	2900		Heckmair, A. Lösch, T.	Mehrfache Rekognoszierung.	
7.37	2700		Fraissl, R. Brankowsky, L.	Aufgegeben.	
7.37	2800		Zimmermann Wollenweber/Lohner	Aufgegeben.	
21.7.37	2700		Bonnant, P. Boulaz, L.	Aufgegeben.	
27.7.37	2850		Rebitsch, M. Vörg, L.	Unterbrochen wegen Leichenfund.	(+3)
30.7.37	3000		Rebitsch, M. Vörg, L.	Quergang eingerichtet. Schnee. Unterbruch.	
11.8.37	3350	3	Rebitsch, M. Vörg, L.	Wettersturz. Aufgegeben.	
21.6.38	3200		Sandri, B. Menti, M.	Absturz.	+ 7 + 8
20.7.38	2850	1	Heckmair, A. Vörg, L.	Treten mit Rücksicht auf zwei nachfolgende Seilschaften zurück.	
21.7.38	3000		Fraissl, R. Brankowsky, L.	Aufgegeben. Kopfverletzung durch Steinschlag.	
21.7.38	3970*	3	Kasperek, F. Harrer, H.	Von 3600 Wettersturz. Schneefall. Auf der Spinne und im Trichter oberhalb knapp den Lawinen entronnen. Heckmair ins Seil gestürzt. Vörg und Kasperek Handverletzungen.	
22.7.38		2	Heckmair, A. Vörg, L.		
16.8.46	3500		Schlunegger, H. Krähenbühl, E.	Wettersturz. Aufgegeben.	
14.7.47	3970*	2	Terray, L. Lachenal, L.	Im zweiten Biwak Wetterumschlag.	
4.8.47	3970*	1	Jermann, G. Schlunegger, H. Schlunegger, K.	Biwak wegen Gewitter. Darauf Neuschnee.	

<i>Einstieg</i>	<i>Höhe</i>	<i>Biwak</i>	<i>Seilschaften</i>	<i>Bemerkungen</i>	<i>Nummer</i>
28. 6. 49	2900		Fuchs, J. Monney, R.	Wetterumschlag. Abgebrochen.	
9. 7. 50	3000		Hamel, M. Seiler, R.	Hinterstoisser-Quergang hergerichtet. Wetterumsturz. Abstieg.	
14. 7. 50	3100	1	Hamel, M. Seiler, R.	Wetterumsturz. Abstieg zum Stollen T.	
22. 7. 50	2900		Blach, K. Reiss, K.	Armbruch. Rückzug durch Stollen T.	
25. 7. 50	3970*	3	Fuchs, J. Monney, R. Hamel, M. Seiler, R.	Kopfverletzung. Wettersturz. 2. Biwak am Ausstieg der Spinne. 3. Biwak auf dem Gipfel.	
26. 7. 50	3970*		Waschak, E. Forstenlechner, L.	Überholen die Viererseilschaft vor Traverse II.	
22. 7. 52	3970*	1	Coutin, M. Julien, P.	Gute Verhältnisse. Weniger Eis in der Wand.	
26. 7. 52	3970*	1	Larch, S. Winter, K.		
26. 7. 52	3970*	3	Buhl, H. Jöchler, S.	Knapp Steinschlag, Lawinen und Erschöpfung entronnen.	
27. 7. 52		3	Maag, O. Maag, S.	Ohne Biwakaurüstung und zu unerfahren.	
		2	Leroux, P. Bruneau, J. Magnone, G. Rébuffat, G. Habran, P.	Durch unausgeglichenes Können und teilweise schlechte Ausrüstung ist diese Menschenanhäufung in der Eigerwand gekennzeichnet. Mehrmals trafen Steine; die Lawinensituation am Ausstieg von der Spinne streifte die alle vernichtende Katastrophe.	
6. 8. 52	3970*	2	Lugmayer, K. Ratay, H. Vanis, E.	Steinschlagverletzt. Am zweiten Tag 50 cm Neuschnee.	
13. 8. 52	3970*	1	Blach, K. Wellenkamp, J.		
14. 8. 52	3970*	1	Jungmayer, S. Reiss, K.		
? 8. 53	3970*	?	Hirschbichler, A. Riedl, E.		
26. 7. 53	3300	2	Vaas, R. Körper, P.	Am 2. Tag Gewitter, Wetterumschlag. Am 3. Tag im Abstieg Steinschlag.	+ 9 + 10
22. 8. 53	3900		Wyss, U. Gondau, K.	Erschöpft am Gipfelgrat vom Sturm in das Gipfeldach zurückgeworfen.	+ 11 + 12

<i>Einstieg</i>	<i>Höhe</i>	<i>Biwak</i>	<i>Seilschaften</i>	<i>Bemerkungen</i>	<i>Nummer</i>
1955			Rébuffat, G. Tairraz, G. Baquet, M.	Filmaufnahmen, zur Demonstration der objektiven Gefahren dieses Wandteils.	
8.8.56	2900		Moosmüller, F. Söhnel, M. Buschmann, K. Brandler, L.	Hakensicherung ausgerissen und abgestürzt. Von einem der Abstürzenden gestreift. Aufgegeben.	+ 13 + 14
7.57	3200		Nothdurft, G.	Versuch als Alleingänger.	
4.8.57	?		Stefan, W. Mayr, G.		
3.8.57	3650	8	Longhi, S.	Erschöpfungstod.	+ 15
	3750	7	Corti, C.	Am Stahlseil gerettet.	
5.8.57	3850	6	Nothdurft, G. Mayer, F.	Beim Versuch, nach oben auszusteigen, verschollen. Vermutlich abgestürzt.	+ 16 + 17

Literatur

- 1 *Staub, Rudolf*: Grundzüge und Probleme alpiner Morphologie, 1934.
- 2 *Cadisch, Joos*: Geologie der Schweizer Alpen, 1953.
- 3 *Krebs, Justus*: Geologische Beschreibung der Blümlisalpggruppe, 1925.
- 4 *Collet, Léon W. et Paréjas, Edouard*: Géologie de la Chaîne de la Jungfrau, 1931.
- 5 *Gysin, Marcel*: Contribution à l'étude du Cristallin du massif de la Jungfrau, 1954.
- 6 *Seeber, Herbert*: Faulhorngruppe (Westlicher Teil), Männlichengruppe, 1911.
- 7 *Scabell, Wilhelm*: Beiträge zur Geologie der Wetterhorn-Schreckhorn-Gruppe (Berner Oberland), 1926.
- 8 *Müller, Franz* (mit Beiträgen von *P. Arbenz*): Geologie der Engelhörner, der Aareschlucht und der Kalkkeile bei Innertkirchen (Berner Oberland), 1938.
- 9 *Rohr, Karl*: Stratigraphische und tektonische Untersuchungen der Zwischenbildungen am Nordrande des Aarmassivs (zwischen Wendenjoch und Wetterhorn), 1926.
- 10 *Maync, Wolf*: Die Grenzschichten von Jura und Kreide in der Titliskette, 1938.
- 11 *Alpine Journal*, Vol. XXXVIII, p. 317, 1926.
- 12 Landeskarte der Schweiz 1:50 000, Nr. 254, 1938.
- 13 *Lauper, Hans*: Tourenbuch 1912-1936.
- 14 *Alpine Journal*, Vol XLIV, p. 319, 1932.
- 15 Brief von Dr. *W. Welzenbach* an Dr. *H. Lauper*, 31. August 1932.
- 16 *Les Alpinistes Célèbres*, p. 180, 1956.
- 17 *Adolf Guyer-Zeller*: Konzessionsgesuch an den hohen schweizerischen Bundesrat, Bern. 1893.
- 18 *Alpinisme*, 1935/36, p. 98.
- 19 Dr. *Gunther Langes*: Dolomiten-Kletterführer, p. 5/6, 1955.
- 20 Prof. Dr. *Karl Schmid*: Aufsätze und Reden, 1957.
- 21 *Um die Eiger-Nordwand*, 1938.
- 22 Dr. med. *Oskar A. Hug*: Presseinterview, 1936.
- 23 *Jack Longland*: Between the Wars; *Alpine Journal*, Vol. LXII, 1957.
- 24 *Schiller*: Wallenstein – Die Piccolomini, V/1.
- 25 *Werner Bergengruen*: Der letzte Rittmeister, 1952.

MOUNT LOGAN VON OSTEN

Von Gilbert Roberts, jun.

Der Mount Logan ist mit 6050 m der zweithöchste Berg Nordamerikas. Sein 32 km langer Rücken erhebt sich gegen 4000 m über die umliegenden Gletscher, und er bildet wahrscheinlich das grösste Gebirgsmassiv der Welt. Während Mount McKinley, einige hundert Kilometer gegen Norden, auf vier verschiedenen Anstiegsrouten über ein dutzendmal erklommen wurde, ist der Mount Logan, 160 km von der nächsten Siedlung entfernt, im Zentrum der Eliaskette, bisher nur dreimal erstiegen worden. Die Erstbesteigung durch McCarthy, Lambert, Carpe, Taylor und Read bildete ein denkwürdiges Ereignis in der Geschichte des Alpinismus. Ihre Route, vom Ogilviegletscher aus, an der Westseite des Berges, wurde 1950 noch zweimal begangen. Norman Read, Mitglied der Erstbesteigergruppe, erreichte den Gipfel im Juni zusammen mit André Roch. Ihnen folgten neun Tage später drei Studenten der Alaska-Universität: Herried, Christenson und Paige.

Im Jahr 1953 erkundete eine Bergsteigergruppe aus Seattle, MacGowan, Miller, Mohling, Kelly und Long, eine Anstiegsroute an der Ostflanke des Mount Logan. Sie entdeckten einen Ostgrat, scheinbar ziemlich schwierig, der aber ohne Zweifel zum Gipfelplateau des noch unbestiegenen Ostgipfels des Logan führte. Viel schlechtes Wetter war ihnen beschieden, und obendrein mussten sie einen ihrer Kameraden wegen Erkrankung fortschaffen. Immerhin gelang es ihnen, trotz der knapp bemessenen Zeit, den Grat bis gegen 3350 m Höhe zu rekognoszieren.

Gegen Ende 1956 wandte ich mich an MacGowan und ein weiteres Mitglied der Gruppe zwecks eines neuen Versuchs. Leider war keiner der beiden für eine Expedition im Sommer 1957 abkömmlich, doch zeigten sich alle äusserst hilfsbereit und freigebig mit Photos und Auskünften, und ohne diese Mithilfe wäre ein Erfolg ohne Zweifel schwerer zu erzielen gewesen. Nach öfterem Wechseln der Pläne und der Mannschaft den ganzen Winter über, war ungefähr sechs Wochen vor Aufbruch ein Trupp von sechs Mann beisammen, die sowohl in bezug auf die verfügbare Zeit, die Geldmittel und die Bergerfahrung erfreulich harmonisierten. Sie waren: Dave Collins, cand. ing. der Washington-Universität, der sich vordem an einer Besteigung des Mount McKinley beteiligt hatte; nach

zweijährigem Dienst bei der Marine waren ihm die Berge höchst willkommen. Kermith Ross, Patentanwalt und mit seinen 42 Jahren der «alte Mann» der Gruppe, war bekannt für seinen träfen Humor und als überdurchschnittlicher Koch und williger Lastträger. Don Monk, Mathematikstudent an der Universität von Kalifornien, war passionierter Schachspieler und Dostojewski-Verehrer. Monk und Ross hatten im vorherigen Jahr miteinander im nördlichen St.-Elias-Gebirge gesteckt. Sie hatten unter sich eine Besteigung des Mount Logan vor, und es gelang nunmehr der Zusammenschluss der beiden Gruppen. Cecil Oulette schloss sich uns nach eben beendetem Dienst als Ski- und Kletterinstructor bei der Armee an. Seine Erzählungen über die warmen Strände von Acapulco in Mexiko trugen viel zur Belebung der kalten Alaska-Abende bei. Frank Tarver, ebenfalls kalifornischer Student, war als weiterer Gefährte vorgesehen. Es war ein schwerer Schlag für uns alle, als Frank vier Tage vor Aufbruch nach Alaska bei einer Kletterei ein Bein brach. Medizinstudent in San Francisco, war ich das fünfte Mitglied der Gruppe. Collins, wohnhaft in Seattle, hatte alle Hände voll zu tun mit dem Einkauf und der Verpackung unserer Habe. Seine Leistung war bewundernswert; viele Nachtstunden wurden geopfert, bis das letzte Bündel per Flugzeug nach Alaska verfrachtet war. Ausser Ross und Monk kannten sich die Teilnehmer nicht, sie waren höchstens flüchtig bekannt durch gemeinsame Freunde, eilige Briefe und Telephonanrufe während der letzten paar aufreibenden Wochen der Vorbereitung. Einen Leiter hatten wir nicht, alle Beschlüsse wurden durch die Mehrheit gefasst. Die Zusammenarbeit klappte vortrefflich, und wir waren uns bewusst, dass die Auslese nicht besser hätte sein können.

Der 23. Juni 1957 fand unser fünf in Yakatat, Alaska, vereinigt. Nach zweitägigem Warten auf günstiges Wetter setzten wir zwei Luftabwürfe hoch oben auf den Hubbardgletscher, unmittelbar am Fusse der gewaltigen Ostwand des Mount Logan. Der Anflug für diese Luftabwürfe war ein eigenartiges Erlebnis. Unser Pilot flog ob dem Hubbardgletscher aufwärts, den Logan-Vancouver-Grat zur Linken, den Mount-MacArthur-Grat zur Rechten. Als ein Aufschlagen auf den Ostkamm, der die Wand halbiert, unvermeidlich schien, wendete er brüsk und tauchte dicht über dem Gletscher hinaus. Gleichzeitig stiess er einen wilden Schrei aus, und sein Kumpan begann mit fieberhafter Hast Schachteln und Büchsen durch die leicht geöffnete Tür zu werfen. Diese Flüge vermittelten uns eine Idee von der Unermesslichkeit des Gebietes, das wir auf unserem Rückweg zu durchqueren gedachten. Jeder Rettungsversuch, im Falle eines Missgeschicks, hätte hier aus eigener Kraft zu erfolgen. Hilfe von aussen wäre frühestens in zwei Wochen zu erwarten. Eine Wanderung von 160 km über spaltenreiche Gletscher führt an die Küste der Yakatat-Bucht, und dort angelangt, könnte es eine Woche dauern, bis wir von einem vorüberziehenden Flugzeug oder Boot entdeckt würden.

Am 25. Juni, um 11 Uhr nachts, war die Landung unseres Trupps auf dem Hubbardgletscher, 15 km unterhalb der Abwurfstelle, beendet, dank eines auf Ski montierten Piper-Flugzeuges. Wohl war es hell, aber im Schatten des Mount Logan herrschte bittere Kälte, und gerne legten wir uns ins Zeug, um den Aluminium-Skischlitten gegen den Ostgrat zu bugsieren. Am nächsten Vormittag hatten wir den Abwurfplatz erreicht. Das Flugzeug warf die letzte Ladung ab; dann waren wir auf uns allein angewiesen.

Lebensmittel hatten wir genügend: für 40 Tage. Eingedenk des am Logan vorherrschenden, berüchtigt schlechten Wetters einigten wir uns auf ökonomisches Vorgehen. Wir kletterten, wenn immer das Wetter es erlaubte, und sorgten dafür, dass auf dem Grat jederzeit reichlich Proviant und Brennstoff vorhanden waren. An allen schwierigen Stellen, die wir mit unseren Lasten wiederholt zu passieren hatten, wurden Standseile angebracht. Am 28. Juni war unsere Ausrüstung im Lager I (2400 m), direkt unterhalb des Ostgrates, vollständig beisammen. Monk und Oulette erkletterten den steilen Fels am Fusse des Grates und erstellten einen Flaschenzug über den Bergschrund und einen 120 m hohen Eishang auf der Nordseite des Kammes.

Zwischen Eis- und Schneewänden lagernd, wurden wir von der Sonne arg gequält, so dass unsere Arbeit meist in der Frühe oder abends durchgeführt wurde. Nach zweitägigen Mühen waren Teilnehmer und Ausrüstung auf dem Grat, in 2560 m Höhe, vereint. Während der Förderung wurde hier ein provisorisches Lager errichtet, aber bald zogen wir weiter und fanden etwa eine Stunde oberhalb einen freien Platz, der Raum für zwei Zelte und das Verstauen einer grossen Menge Ausrüstung bot. Dies bildete Lager III (2750 m). Oberhalb erforderte der schmale Grat eine Strecke weit verhältnismässig leichte Kletterei, jedoch über loses Gestein. Die beiderseitigen Abstürze zum Hubbardgletscher waren imposant. An zwei Stellen wurden Standseile gesetzt. Lager IV, in 3350 m Höhe, war rasch erstellt. Es befand sich ungefähr sechs Stunden ob Lager III. Am 3. Juli hausten zwei Mann im Lager IV. Der 4. Juli, Unabhängigkeitstag, war unser erster, durch Sturm erzwungener Ruhetag, gefolgt von drei weiteren, gleicherweise verursachten Mussetagen. Endlich, am Abend des 7. Juli, konnten unser drei, bisher an das Lager III gebunden, sich mit den verbliebenen Lasten hinaufbegeben. Dort erfuhren wir, dass Kermith und Dave während einer Flaute einen Ausfall riskierten. Einen Lagerplatz konnten sie zwar nicht ausfindig machen, doch verstauten sie ihre Lasten etwa $2\frac{1}{2}$ Stunden grataufwärts. Laut ihrem Bericht war die Kletterei bedeutend schwieriger als bisher.

Am nächsten Morgen verschlechterte sich das Wetter abermals. Monk unternahm einen Eilmarsch gratabwärts, um für einen hinabgekollerten Ofen Ersatz zu holen. In heftigem Schneetreiben kehrte er zurück. Der nächste Tag versprach Besserung des Wetters. Wir nahmen unsere Bürden auf. Gegen Mittag klärte sich

der Himmel. Der Grat zwischen 3350 und 3970 m war ziemlich steil und schmal. Etliche Standseile leisteten gute Dienste in vereisten Kaminen. An einer Stelle bogen wir nach der Südflanke des Grates aus und erkletterten mehrere schwierige Felsenriffe. In 3360 m Höhe stiessen wir auf Kermiths und Daves Unterschlupf. Oberhalb desselben war der Eisgrat auf eine Länge von ungefähr 100 m messerscharf, mit beidseitig über 1000 m hohen Abstürzen. Fröstelnd standen unser drei im eisigen Wind, während Cecil und Kermith die Schneide des Eiskammes mit ihren Pickeln ebneten, um uns für den Transport unserer Lasten den Weg zu erleichtern. Hier verwendeten wir Eishaken und setzten zur Sicherung ein kurzes Standseil. Lager V entstand auf einer Schneeplattform im Schutze einer Eisklippe, kurz nach dem scharfen Grat, auf 3750 m Höhe. Am nächsten Tag war Lager V von drei Mann belegt, und am 11. Juli gesellten sich die übrigen zwei zu ihnen. Erkundungen ergaben eine weitere Strecke vereisten Felses über dem Lager V, gefolgt von einem kurzen, schmalen Gratstück von der bisherigen Schärfe. Drei weitere Standseile wurden errichtet. Auf ungefähr 3960 m Höhe erweiterte sich der Grat zu steilen Schneehängen, womit die Spaltenprobleme begannen. Am 12. Juli zog die ganze Gruppe mit ihren Lasten los zur Errichtung des Lagers VI. Rasch verschlechterte sich das Wetter wieder, zwang uns zur Verstaung unserer Lasten und nach zwei Stunden zum Rückzug. Drei Tage wurden wir im Lager V festgehalten durch Schnee und stürmischen Wind. Am 15. Juli besserte sich die Lage, und wir entschlossen uns zu einer neuen Taktik. Um der Gefahr einer Abtrennung von unserem Proviant zu entgehen, würden wir unsere Lager fortab in kürzeren Abständen erstellen, so dass alles täglich müheloser befördert werden könnte. Dieses System würde auch das ständige Hin und Her erträglicher gestalten. Demgemäss errichteten wir Lager VI unter dem Rand einer leidlich passenden Spalte auf 4120 m, eilten hierauf zurück, um unseren vor drei Tagen geschaffenen Schlupfwinkel auszuräumen.

Der Grat über uns verlief frontal in eine Kuppel, die sich zu ungefähr 4570 m Höhe erhob. Am 16. Juli zogen wir über einen Schneehang von 60 Grad oberhalb Lager VI hinauf. An zwei Stellen trieben wir 90 cm lange Aluminiumrohre ein zur Befestigung von Standseilen. Eine unpässierbare Spalte zwang uns zu deren Umgehung über eine Traverse unterhalb des Kammes. Weiter oben überwandten wir eine kurze Eiskaskade, wonach wir Lager VII auf der Vorderseite der Kuppe in etwa 4360 m Höhe errichteten. Bei unserer Rückkehr zum Lager VI, zwecks Her-aufholens eines zweiten Transportes, ging der Schnee unserer Traverse einen Meter tief als Lawine ab. Da wir grosse Abbrüche befürchtet hatten, hielten wir uns möglichst nahe der Spalte. Nur ein Mann verlor den Halt, doch konnte er sich in Sicherheit bringen, noch ehe das Seil sich straffte, das ihn mit seinem über der Abrutschstelle gehenden Kameraden verband. Der Anblick aber, den die auf den fast 2000 m tiefer gelegenen Gletscher abstürzende Lawine bot, stimmte uns nachdenklich.

Am 17. Juli überschritten wir die Kuppe selbst, weiterhin mit leichtem Bangen beim Queren der Lawinhänge; wir konnten jedoch mittels zweier langer Traversen über günstigeren Schnee ausweichen. Nach einem nochmaligen Gang zum Lager VII zur Einbringung der restlichen Vorräte, erstellten wir Lager VIII am Rande eines öden Gipfelplateaus, der ersten wirklich ebenen Stelle, die wir innert fast drei Wochen antrafen. Unter uns lag eine Wolkendecke in etwa 4100 m Höhe. Nur die höchsten Gipfel ragten malerisch über das wallende, weisse Meer hinaus. Ein Gefühl tiefster Abgeschiedenheit beschlich uns, beschwichtigt lediglich durch die Gewissheit, dass wir für zehn Tage mit genügend Proviant versehen waren. Der nächste Tag brachte Schnee und Wind. Mit schwerem Gepäck rückten wir in knietiefem Schnee vor und errichteten unser letztes Lager in 4880 m Höhe, ungefähr 3 km vom Fusse des Logan-Ostgipfels entfernt. Das andauernde Auf- und Absteigen der letzten Tage hatte alle ermüdet, und zudem machte uns das Wetter Sorgen. Im losen Schnee traten wir eine Plattform für unser Zelt zurecht und verbrachten darin eine unbehagliche Nacht. Um Mitternacht waren die Witterungsverhältnisse ausgesprochen schlecht.

Morgens um 6 Uhr stiegen die Wolken unter uns aufwärts. Gegen 9 Uhr entschlossen wir uns zum Aufbruch nach dem Gipfel, und in den folgenden Stunden besserte sich das Wetter zusehends. Wir querten unterhalb des Ostgipfels und begannen den Aufstieg über leichten Fels und Hartschnee auf dem Südostgrat. Mit zunehmender Höhe erstarkte unsere Unternehmungslust. Allmählich spürten wir, dass uns der Gipfel gewiss war. Wir hatten nur noch 300 m lang, mit angeschnallten Steigeisen, sorgfältig einen Fuss vor den andern zu setzen. Dann: 150 m, 60 m, und endlich, um 4 Uhr nachmittags, standen alle fünf Gefährten der Gruppe auf der bis anhin unbetretenen Spitze des Logan-Ostgipfels. Der 3 km lange, zum Hauptgipfel führende Grat sah verlockend aus, aber ein weiteres Vordringen liess sich nicht rechtfertigen. Unter uns ballten sich die Wolken, und in Wirklichkeit fühlten wir uns glücklich da, wo wir waren. Mittel- und Ostgipfel erheben sich zu beinahe gleicher Höhe. Der Mittelgipfel ist augenscheinlich unbedeutend höher, aber leider fehlten uns die zur genauen Vermessung benötigten Instrumente.

Ungefähr 20 Minuten schwelgten wir im Genusse der Rundsicht, und Aufnahmen in Hülle und Fülle hielten das Ereignis fest. Allzubald aber machte uns der Wind frösteln, und so stiegen wir denn ab. Um 7 Uhr abends erreichten wir

Tafel 12: Im Anflug von Süden über dem Seward Glacier: Das Mount-Logan-Massiv, mit dem höchsten Punkt im Zentrum; rechts der Ostgipfel mit der Schulter des Aufstiegsgrates in einem Nebelbausch.

Tafel 13: Die Südostflanke des Mount Logan mit dem Aufstiegsgrat. Flugbild der National Geographic Society, im März 1935 aufgenommen von Bradford Washburn.







das Lager IX. Keiner von uns fühlte sich durch die Höhe merklich benommen, aber alle waren durstig, müde und verspürten Kopfschmerzen. Das Thermometer zeigte -24° C. Wir schlürften ein wenig Suppe und schliefen bald ein. Eines unserer Zelte zurücklassend, begannen wir am folgenden Morgen den Abstieg. Die Sicht war äusserst schlecht, und wir waren froh um die beflaggten Stäbe, die wir beim Aufstieg gesteckt hatten. Alles war von feinem Pulverschnee überdeckt. Einmal verschwand der vorderste Mann in einer verdeckten Spalte, wurde aber rasch herausgezogen. Abwärts ging es über Lager VIII, VII, VI und V, mit kurzen Halten zur Mitnahme notwendiger Gegenstände oder zum Verspeisen besonders leckerer Bissen in den verschiedenen Verstecken. Die Nacht verbrachten wir im Lager IV, wo wir ein Zelt zurückgelassen hatten. Es stand noch aufrecht. Während der Nacht donnerten andauernd Lawinen über die vordere Wand hinab. Am nächsten Morgen wechselte ich wieder zu meinen Bergschuhen. In den höheren Regionen hatten wir alle Koreastiefel mit Vibramsohlen benutzt. Das An- und Ausziehen mit den durchkälteten Händen gestaltete sich jeweils ziemlich schwierig, aber die Stiefel waren in der Tat hervorragend. Keiner von uns litt im geringsten an Erfrierungen, obwohl wir zeitweise Temperaturen von -29° C ausgesetzt gewesen waren.

Wir folgten dem Grat abwärts bei zunehmend verbesserter Sicht. Das Felsengewirr zwischen Lager IV und II schien endlos. Aus dem Versteck im Lager III holten wir die dort verstauten Büchsenkonserven, die wir mit Genuss verschlangen. Hierauf setzten wir unseren Abstieg fort. Ein letztes Stampfen über den 120 m langen, siebziggradigen Eishang am Fusse des Grates, und die Überwindung des Bergschrundes führte uns zum Lager I auf dem Hubbardgletscher. Durch einen Sturm wurden wir hier zu anderthalbtägigem Aufenthalt gezwungen. Sodann, nach mühsamer Wanderung über den Gletscherbruch bei kaum 30 m Sicht, erreichten wir den Winkel, in dem unsere Luftabwürfe abgesetzt worden waren. Für Augenblicke lösten sich die Wolken, und wir erkannten, welches Glück uns durch die fast einwöchige, leidliche Flaute beschieden worden war. Der ganze Grat war jetzt weiss, von Neuschnee bedeckt, der jedes Klettern in Frage gestellt hätte.

Wieder stiessen die Wolken herab, als wir am 24. Juli unseren 160-km-Marsch zum Meer hin antraten. Auf Schneeschuhen, unseren beladenen Schlitten nachziehend, gingen wir den Hubbardgletscher hinunter, über den Waterpass und den ausgedehnten Sewardfirn. Ein Grossteil unserer Reise wurde bei dichtem Nebel mittels Kompass durchgeführt. Die Spalten am Eingang zur Sewardmulde waren

Tafel 14: Die Südflanke des Mount Rainier. Unter dem mittleren Gletscherlappen der oft im Abstieg begangene Felsporn «Fubrer-Finger»; vom Lappen rechts die neue Südroute zum Nisqually Glacier. Zum Aufsatz S. 51.

die grössten von uns je gesichteten. 15 m lange Schneebrücken spannten sich über scheinbar bodenlose Klüfte. Vorsichtig bahnten wir uns unseren Weg. Am 28. Juli erreichten wir Point Glorious, eine felsige Oase neben der Sewardmulde, mit grünem Heidekraut und quellendem Wasser gesegnet, ein wohltuender Anblick nach einem Monat schwarzen Felsens, weissen Schnees und Primuswassers. Das Mass der Freude füllend, sahen wir uns durch ein vom Yakatat-Flugplatz aufgestiegenes Flugzeug entdeckt, unser erster Kontakt mit der Zivilisation!

Am nächsten Tag erreichten wir den Malaspinagletscher, eine öde Fläche verschmutzten Eises, gedrängter Gräte und Moränen. Hier liessen wir unseren Schlitten zurück und schulterten das Gepäck. Hier erlebten wir auch unseren einzigen ernstlichen Unfall, eine Schulterausrenkung, verursacht durch das Zusammenwirken einer morschen Schneebrücke mit einem 30 kg schweren Bündel. Am folgenden Tag waren wir noch 5 km vom Meer entfernt. Zu unserer grossen Enttäuschung aber fanden wir den Weg durch eine Kette von Seen und eisbedeckten Kanälen versperrt, die parallel zur Küste und in kilometerweiter Ausdehnung hinliefen. Nach langem Auskundschaften entdeckten wir einen Durchgang. Allerdings erforderte er ein kurzes Schwimmen und etwas Eisbergakrobatik. Aber unser Proviant ging zur Neige, und die voraussichtlich mehrere Kilometer erheischende Umgehung von Moränen war wenig ermutigend. In der Frühe des nächsten Morgens erreichten wir die Bucht, wo wir die «Satsuma Maru», einen japanischen Frachter, sichteten, der hier seit 60 Jahren gestrandet lag und dessen drei Maste heute noch über den Sand hinausragen. Dieses Wahrzeichen deutete den Ort, an dem einige zuvorkommende Fischer ein Depot für uns eingerichtet hatten. Das gnädige Geschick, das uns auf unserer ganzen Fahrt begleitete, blieb uns auch jetzt noch treu. Unweit von uns kampierte eine Gruppe von Ölgeologen. Sie standen in Radioverbindung mit Yakatat – und am Nachmittag desselben Tages brachte uns ein Flugzeug hinüber über die Yakatat-Bucht zu frischer Labung, heissem Wasser und an das Ende eines wundervollen Bergerlebnisses.

AUF DER SÜDSEITE DES MOUNT RAINIER

Von William K. Rieben

Am 11. August 1956 kampierten Ulrich Schlaepfer von Zürich und ich im Lager Muir, der Unterkunft in 3050 m Höhe auf der Südostseite des Mount Rainier im Staate Washington. Am folgenden Tag erstiegen wir den Mount Rainier (4395 m) über den oberen Cowlitzgletscher zur Cadaverlücke (3446 m) und den Ingrahamgletscher bei idealen Wetterverhältnissen. Die gemächliche Kletterei hinauf zu einem gewaltigen, halbkreisförmigen Aufbau, der den Gletscher umschliesst, war höchst genussreich. Mit gleissendem Gold überzog die aufgehende Sonne den Berg, etwas später den mächtigen Emmons-gletscher. Vom Mittelpunkt dieses einsamen Amphitheaters bogen wir 90 Grad nach links aus und rückten gegen die steilen Hänge am Rande des Ingrahamgletschers, wo dieser mit dem Grat in einer Höhe von 3840 m zusammentrifft, vor. Das Schlagen einiger Stufen erleichterte den kurzen, aber sehr steilen Anstieg an dieser Stelle, und wir erreichten den luftigen Kamm kurz vor 9 Uhr. Der Ausblick vom Grat ist einzigartig. Unter uns, in südlicher Richtung, lagen die trümmerbesäten Eisflächen des Nisqually- und des Wilsongletschers, während direkt zu unseren Füßen, in mehreren Kilometern Tiefe, die Siedlung im Paradise Park heraufgrüsste. Dem Grat folgend, gelangten wir auf den Kamm des mächtigen Kraters, der den Gipfel des Mount Rainier bildet. An seinem Nordrande sichteten wir eine grosse, karminrote, phosphoreszierende Fahne! Es war ein Erinnerungsmal an den Kampf, den in der vergangenen Woche eine Inspektionsmannschaft anlässlich einer Helikopterlandung geführt hatte. Ihre Aufgabe war minutiöse Vermessung der höchsten Spitze des Mount Rainier. Die letzte Vermessung war im Jahr 1913 durchgeführt worden. Die Neuvermessung ergab nur 2 Fuss Abweichung; die bereinigte Höhe ist 4395 m.

Wir verliessen den von kalten Winden umwehten Gipfel kurz nach 11 Uhr und eilten hinunter gegen den Kamm des Gibraltar Rock. In der Tiefe gähnte das Kopfende des Nisqually Canyon. Die Steigeisen wurden angeschnallt, unsere Kopfbedeckung für das bevorstehende Abenteuer in Form gebracht, und sogleich tauchten wir in die Südwestflanke der mächtigen Felswand ein, die aus 3865 m Höhe in den tiefen Canyon abfällt, wo die Eisströme vom Gipfel her sich im östlichen Becken des Nisquallygletschers vereinen. Nach einem Abstieg von 60 m

erreichten wir die obersten Lappen des Nisquallygletschers. Vorsichtig stiegen wir den furchteinflössenden Absturz hinab. Nach etwa 150 m querten wir das Couloir zur Linken, an den Fuss einer senkrechten Felswand, von der Wasser heruntertropfte; leider rann es ausser Reichweite der durstigen Kletterer. Hierauf folgten wir ausgedehnten Felsriffen, überdeckt von feinem Schutt, der weder festes Auftreten noch sicheren Stand gewährte.

In ungefähr 3350 m Höhe war das Riff, wahrscheinlich durch einen Felssturz, unterbrochen, wodurch die Gibraltarroute ohne Standseil unpassierbar wurde. Der Sims war unzugänglich. Für das weitere Vorgehen mussten wir eine völlig neue Abstiegsroute über die ganze Länge der steilen Südwestflanke des Cowlitz Cleaver zum tief unten gelegenen Nisqually Canyon ausfindig machen.

Die nächsten fünf Stunden, bis in den späten Nachmittag hinein, verbanden uns angesichts der gefährvollen Situation zu einer eher «verbissenen» Seilschaft. Keinen Augenblick erwogen wir einen Rückzug. Wir kannten weder Rast noch Ratlosigkeit; einig im Willen, durchzuhalten – um jeden Preis den Abstieg zum Grunde des Nisqually Canyon und zu den sanften Hängen am Nisquallygletscher tief unter uns zu finden. Dieses Ziel stand uns klar vor Augen. Wir waren überzeugt, dass wir uns nach Erreichen des Gletschers in verhältnismässiger Sicherheit befinden würden. Vorsichtig stiegen wir, stets einzeln, einen steilen schnee- und eisbedeckten Hang hinab. Etliche tiefe Rinnen und Lawinenzüge mussten umgangen werden, und sachte rückten wir abwärts über die beinahe endlosen Felswände. Wir hielten uns möglichst an die Sporne und benützten Spalten und Höcker als Sicherung. Schlechtes Gestein und griffarmer Fels verzögerten das Vorrücken. Steigeisen erwiesen sich als unschätzbare Hilfe bei dem fast senkrechten Abstieg. Endlich, nach Stunden mühsamer Kletterei, befanden wir uns an einer Stelle, die einen Einblick in die zerklüfteten unteren Eisfälle des Nisqually bot. Zu unserem Leidwesen erkannten wir, dass der direkte Zugang zum Gletscher der hohen, glatten Wände des Canyons wegen unmöglich war. Andauernde Reibung durch ungleich grössere einstige Gletscher hatte die Wände des Nisqually Canyon poliert. Zu beiden Seiten, westlich wie östlich, ist die in 3350 m Höhe gelegene Basis des Nisquallygletschers von teilweise überhängenden, glatten Wänden eingefasst, die dem Kletterer keine Griffe bieten. Wir liessen den Mut trotzdem nicht sinken. Nach reiflicher Erwägung aller Möglichkeiten entschlossen wir uns, um im Zuge zu bleiben, eine seitliche Umgehung in südöstlicher Richtung ausfindig zu machen.

Eine Reihe von Gräten und steilen Couloirs führt von dieser Stelle am Südwesthang des Cowlitz Cleaver aus hinunter zum Nisquallygletscher. Um Zeit zu gewinnen, rückten wir beide gleichzeitig vor. Doch der Spass währte nicht lange. Beim Biegen um eine scharfe Kante fanden wir unseren Weg plötzlich durch mächtige, überaus steile Felsstreben blockiert. Diese zwangen uns zu einem Zick-

zackabstieg. Zeitweise auf dem Hosenboden, die Führung häufig wechselnd und unserem Spürsinn die Zügel schiessen lassend, glückte uns die Entdeckung eines Zuganges zu einem Punkt, wo aufgetürmte Séracs des Nisquallygletschers einen helfenden Arm ausstreckten zur Überwindung der überhängenden Felswände am Rande des Canyon. Wir fühlten, dass unsere Chancen zunahmen, der heiklen und kritischen Lage vor Einbruch der Nacht zu entgehen. Bei näherer Untersuchung des Gletscherbruches entdeckten wir, dass es möglich gewesen wäre, ihm bis zuunterst zu folgen, dass jedoch die südliche Gletscherzone durch gewaltige Querspalten zugeriegelt war. Daher wandten wir den Blick nach Osten, wo der jähe Absturz, Felsband um Felsband, sich etwas mildert und die Hänge sachter gegen die Eis- und Schneeflächen am Fusse des Nisqually Canyon hin abfallen. Zufolge des aussergewöhnlich sonnigen Sommers 1956 war der Zustand des Nisquallygletschers besonders wild, spaltenreich und zerklüftet. Nach Umgehung eines Felsvorsprunges, der bisher unsere Sicht behindert hatte, stiessen wir auf ein Felsenriff, das die Südwestwand des Cowlitz Cleaver schräg abwärts durchquerte und bis nahe an den Gletscher führte.

Diese glückliche Wendung der Dinge wurde aufatmend und freudig begrüsst und durch einen urchigen Jodel bekräftigt. Es war 4.30 Uhr abends. Hier schalteten wir den ersten kurzen Halt seit dem Verlassen des 3730 m hoch gelegenen Grates ein. Bis dahin hatte der Kampf um das Entrinnen aus den Felswänden unsere volle Aufmerksamkeit erfordert. Die geplante Querung des Nisquallygletschers in ungefähr 3200 m Höhe sah nicht vielversprechend aus. Ulrich Schlaepfer übernahm als hervorragender Gletschermann die Führung beim Betreten des Gletscher-Ostrandes. Wir versuchten eine Überquerung nach der Mitte des Gletscherarmes, wobei wir uns durch ein Labyrinth tiefer Spalten schlängelten. Allmählich, ohne viel Höhe zu verlieren, wandten wir uns dem linken Rand des Gletschers zu. Dort versperrte leider ein unerwarteter Eisbruch unseren Weg. Die Querspalten an dieser Stelle zeigten gigantischen Zuschnitt. Sie verhinderten jedes weitere Vordringen talwärts. Nach links ausbiegend, stellten wir fest, dass die seitlichen Partien des Gletschers in tiefen, unpassierbaren Längsspalten endeten. Sie waren von höchst unsicheren Schneebrücken überspannt.

Wir hatten nicht die geringste Chance, den Saum des Gletschers auf diesem Wege zu erreichen. So gingen wir, wohl oder übel, den Gletscher aufwärts zurück. Jetzt erst begannen wir unter der Hitze der Nachmittagssonne zu leiden. Ein beklemmendes, dumpfes Gefühl übermannte uns allmählich. Nach einer Weile trafen wir glücklicherweise auf schmale, dem Bergschrund entlangführende Eiszeihen. Durch ein Gewirr von Geröll, Séracs und Spaltenenden bahnten wir uns den Weg und fanden endlich einen Durchgang nach einem Punkt unweit der Südwestecke der Schneide, in 2990 m Höhe. Vor der Umgehung dieser Stelle werweisten wir, wie weit wir uns vom Camp Muir oder anderen Richtungs-

punkten befänden und ob wir wohl noch vor Einbruch der Nacht eine Unterkunft finden würden. Um 5.50 Uhr abends erreichten wir das «Kap der guten Hoffnung», als das uns dieser Punkt auf dem Gletscher, gegenüber der Südwestecke des Cowlitz Cleaver, jetzt erschien, und zu unserer grossen Genugtuung sighteten wir in südöstlicher Richtung Anvil Rock, den unverkennbaren Markstein der Trennung des Cowlitz- vom Nisquallygletscher. Wenige Schritte brachten uns auf den Firn, dem wir am Vorabend auf dem Weg zum Camp Muir entlanggegangen waren. Unverzüglich hielten wir auf den Felsgrat zu, von dem aus wir die zwei Hütten des Camp Muir gewahrten. Nach mühelosem Anstieg langten wir vor Nachteinbruch dort an.

Wir hatten über sieben Stunden vom Gipfel des Mount Rainier bis hierher gebraucht, davon über fünf Stunden auf einer neuen Abstiegsroute. Obwohl wir in der Dunkelheit von unserem Pfad auf dem Eilmarsch zum Paradise Valley gelegentlich abkamen, erreichten wir die Ranger Station um 9.30 Uhr abends und Seattle am Montag, den 13. August, um 1.30 Uhr morgens. Die 38 Stunden, die unsere gesamte Rundreise beansprucht hatte, erschienen uns jetzt überaus ereignisvoll, reich an unvergesslichen Erlebnissen. Wir waren uns bewusst, dass die tiefste Freude beim Bergsteigen in der Herausforderung, dem Wagnis und der Ungewissheit besteht, welche das Suchen und Finden eines neuen Weges uns schenkt.

VULKANE MEXIKOS

Von René Dittert

Ixtaccihuatl (5286 m)

Es regnet . . . Fels, blauschwarzer, lockerer Sand, dann dichtes, hier und dort von riesigen Silberdisteln durchsetztes Gras. Da – endlich der Pfad. Wir sind durchnässt. In La Roja, auf 3850 m Höhe, besteigen wir wieder unsern Wagen – nur die Hälfte von seinen acht Zylindern arbeitet – und fahren auf der staubigen, schlechten Strasse gegen Amecameca hinunter. Über den Paso de Cortès, den die Spanier einst als Eroberer überschritten, gelangen wir ins Dorf, einen Flecken eher.

Seit zwei Tagen haben wir nichts gegessen – oder fast nichts – und nichts getrunken; bevor wir von unseren mexikanischen Erlebnissen erzählen, wollen wir daher in die schmucke kleine Herberge eintreten, die ein Menu zu 3 Pesos (ca. 1 Schweizer Franken) anpreist. Eine Indianerin empfängt uns höflich; sie ist melancholisch wie alle Frauen ihrer Rasse. Geschickt wird sie das Verlangte bald zubereitet haben . . . aber was eigentlich? Wir werden ja sehen; das Menu passt uns nicht, das Spanisch, das sie kauderwelscht, verstehen wir nicht, so wenig wie die Speisekarte. Die Spiegeleier, die sie uns schliesslich serviert, sind natürlich mit grüner, brennender Chilesauce übergossen, das Fleisch ist zäh und der Käse fade. Den ausgezeichneten mexikanischen Wein empfinden wir als wahren Balsam, denn der Chile, dieses kleine getrocknete und gemahlene Gewürz, das die Grundlage der gesamten «Kochkunst» dieses Landes ausmacht, verwandelt den Mund in einen Glutofen.

Ixtaccihuatl – unser erstes mexikanisches Abenteuer. Aber wie kam diese Reise zustande, diese Fahrt zu den Vulkanen?

Schwierigkeiten verschiedenster Art hatten unsern Plan, nach Grönland zu gehen, vereitelt. In der Hauptsache strategische Schwierigkeiten . . . Wer hätte das gedacht?

Wir mussten uns also nach anderen Zielen umsehen. Und so kam es, dass Francis Marullaz, Robert Gréloz, Dr. Roger Bretton und ich am 18. November 1956 in Mexico-Airport aus dem Flugzeug stiegen, wo man den Reisenden, kaum gelandet, als Willkommensgruss eine wundervolle Tasse Kaffee anbietet; eine

reizende Aufmerksamkeit der Behörden, die die Reisenden auf diese Weise um Geduld bitten, bis zuvorkommende Zöllner sie rufen... gewohnheitshalber wollte ich schreiben: sie durchsuchen!

Über Mexiko, das alte Tenochtitlan, das 1325 von den wandernden Aztekenstämmen gegründet und 1521 von Cortès und seinen Konquistadoren, die einer exklusiven Religion dienten, gänzlich zerstört wurde, ist schon viel gesagt und geschrieben worden. Lassen Sie mich aber dennoch erzählen, wie sehr mich diese mehr als vier Millionen Einwohner zählende Stadt überraschte, diese Stadt mit ihren breiten, belebten Verkehrsadern, mit ihren prächtigen Bauwerken – hier zur Verherrlichung der Rasse, da zum Ruhme des Erdöls, dort zu Dianas Ehren errichtet –, diese Stadt der schlank aufstrebenden und der mächtig breiten Bauten, der gläsernen Wolkenkratzer. Überall überströmen Begeisterung und Dynamik. Glückliche Hauptstadt eines neuen und zukunftsreichen Landes, mit immer noch niedrigen Steuern, mit unermesslichen Möglichkeiten, die trotz allem, wie schon oft gesagt wurde, die Stadt der Kontraste bleibt, wo modern und alt nebeneinander hergehen, wo sich reich und arm überschneiden.

Einen herzlichen Empfang bereitete uns der Club de Exploraciones, der uns alle nötige Unterstützung und Hilfe zukommen liess¹. Schon gleich bei unserer Ankunft stellten sich die besten «Vulkanisten», Hector Bravo und Mario Gomez, der kurz vorher von Alaska zurückgekehrt war, unaufgefordert zu unserer Verfügung, ja mehr noch: sie freuten sich so sehr, französische und schweizerische Alpinisten zu kennen, deren vornehmliches Reiseziel die Besteigung ihrer Berge war, dass sie uns begleiteten. Wie viel Zeitgewinn verdanken wir ihnen und vor allem: welch ein Vergnügen und welch zusätzliche und unerwartete Freude bereitete uns doch ihre Gesellschaft!

Ihnen verdanken wir, dass wir schon am Tag nach unserer Ankunft eine «Limousine» zu einem lächerlichen Preis mieten konnten; ich füge gleich bei, dass das Benzin 14 Rappen pro Liter kostet. Überall steht zu lesen: «Mexikanisches Erdöl im Dienst der Heimat.» Diese wichtigste Industrie Mexikos – ihr folgt der Fremdenverkehr aus Amerika – ist verstaatlicht.

Heute, am 19. November, besorgen wir unsere Einkäufe in einem «self-service»: Marullaz stösst ein Wägelchen, das wir mit Früchten, Konserven, Käse usw. füllen, die links und rechts am «Verkehrsweg» des Geschäftes aufgestapelt liegen.

Wir haben so gründlich vorgesorgt, dass wir am nächsten Tag die Rucksäcke nicht mehr zu schliessen vermögen und sich die Anwerbung indianischer Träger aufdrängt, um so mehr, als wir nicht akklimatisiert sind. In der Tat hat uns während der ersten Tage in Mexiko, das auf 2250 m liegt, die Höhe zu schaffen

¹ Es ist vielleicht interessant zu wissen, dass schon in den Jahren um 1920 Constant Long mit einigen andern Schweizern auch in Mexiko einen Club des explorateurs gründete.

gemacht. Daran soll hauptsächlich unsere unersättliche Neugier, von allen mexikanischen Gerichten zu kosten, schuld gewesen sein. Dass der Verzicht auf das Nachtessen zu den wesentlichen Voraussetzungen für eine gute Akklimatisation gehört, hatte uns niemand gesagt¹. Ich hätte daran denken sollen; bin ich denn nicht im Himalaya gewesen? . . . Aber die Neugierde war so gross! Wir brauchen also Träger. Daran soll es nicht fehlen, Hector wird das Nötige unternehmen. Zu unserer grossen Überraschung und unserem höchsten Erstaunen sind es zwei seiner Freunde aus Mexiko, der Ingenieur Tito Bargagli und der Buchhalter Angèl Navarro, beides begeisterte Bergsteiger, die mitkommen. Wir sind verlegen. Unsere Verlegenheit wächst, wie wir, vom Wagen aussteigend, von unseren Kameraden nur noch acht kurze, von riesenhaften Säcken überragte Beine sehen, die vorangehen und den Pfad einschlagen, der uns zur Ixtaccihuatl-Hütte auf 4700 m führen wird. Wir selber haben beinahe nichts mehr zu tragen. Verlegenheit, aber auch Freude, denn der Aufstieg ist steil, mühselig und eintönig.

In diesen Breiten ist die Dämmerung kurz und die Nacht sehr schwarz. Fern von uns, in der Ebene, leuchten die ungezählten Lichter von Mexiko auf und geben uns nun einen Begriff von der Ausdehnung der Stadt.

Die Stunden vergehen beim Suchen nach der launenhaften Spur. Plötzlich treten wir auf einem Pass in hellen Lichtschein: der Mond beleuchtet eine Welt von Sand und vulkanischem Gestein, das unter den Schuhen zerbröckelt und das Vorwärtskommen mühsam und zermürend macht. Von Zeit zu Zeit überkommt mich Schwindel, dann Übelkeit. Das kenne ich gut: die Höhe zehrt an der Moral. Ich atme schwer und setze mich nieder. Während ich ein Bächlein des feinen Sandes von einer Hand in die andere rinnen lasse, denke ich trotz dieser Mühen, dass ich heute glücklich bin auf den Flanken dieses ruinenartig zerfallenden Vulkans, an dem Winde und Verwitterung nagen, welche ihn eines noch sehr fernen Tages von der Erdoberfläche auslöschen werden. Wie ist dieses Land verschieden von unseren gesunden und festgefühten Bergen, wo die Leidenschaft entstand, die uns unaufhaltsam neuen Gipfeln, neuen Landschaften entgegen drängt! Dank den modernen Verkehrsmitteln, die die Erde mehr und mehr zusammenschrumpfen lassen, dank den Bergen, die wir in immer entfernteren Gegenden suchen gingen, haben wir andere Kontinente, andere Völker, andere Bräuche kennengelernt, und hier liegt im Grunde genommen die Quelle des Glücks, das wir heute empfinden, obwohl wir uns nur mit Mühe bis zur Schutzhütte «Republica de Chile» schleppen, die ich ordentlich abgekämpft erreiche. Ich habe es satt, unverzüglich gehe ich zu Bett. An Stelle des Nachtessens: eine Aspirin-tablette!

Mittelmässige Nacht. Um 6 Uhr bereiten unsere mexikanischen Freunde ein reichhaltiges Frühstück, doch wir können nur Biskuits schlucken.

¹ Akklimatisation ist der Zustand des akklimatisierten Menschen; Akklimatisierung schliesst die Mittel und Wege ein, die zur Akklimatisation führen.

Zu unserem grossen Missvergnügen ist der Himmel verhängt. Da sind wir nach Mexiko gekommen in der Überzeugung, sichere Wetterverhältnisse anzutreffen und sehen uns nun umgeben von diesem schmutzigen Grau, von einem Nebel, ähnlich dem unserer Alpen, feucht und kalt, der uns vergessen lässt, dass wir den Tropengegenden so nahe sind.

Einige Aufhellungen lassen uns noch hoffen... Illusionen!

Nach dem Verlassen der Hütte nehmen wir, um den Gipfelgrat zu erreichen, Hänge von mittlerer Steilheit in Angriff. Der Schnee ist hart; wir finden ziemlich rasch einen guten Rhythmus.

Ich habe noch nicht gesagt, dass unser Berg keinerlei Spur vulkanischer Tätigkeit mehr zeigt. Die Zone der grossen Vulkane liegt bei 19 Grad nördlicher Breite und erstreckt sich von West nach Ost, beinahe parallel zum Äquator. Die vulkanische Tätigkeit, die während des Tertiärs ausserordentlich rege war, ist heute beinahe gleich Null. Ausserhalb dieser Zone wird das Land noch häufig von Erdbeben erschüttert, die manchmal zur Bildung neuer Vulkane führen. So entstanden im Jahre 1870 der Ceboruco und in neuerer Zeit, im Februar 1943, der heute erloschene Paricutin.

Der Ixtaccihuatl ist ein mächtiges Massiv von länglicher Form mit vielen Gipfeln und gleicht, von Mexiko aus gesehen, einer schlafenden Frau; daher sein Name, der der Sprache der alten Mexikaner, dem Nahuatl, entstammt. Von Norden nach Süden heissen die Gipfel Cabeza (Kopf), 5146 m, Pecho (Brust), der höchste Gipfel, 5286 m, Rodillas (Knie) und Pies (Füsse), 4741 m. Diese Gipfel besteigen wir nun, mit Ausnahme der Cabeza, indem wir einem sehr alpinen Grat folgen, leider ohne jede Sicht. Einen Augenblick lang jedoch zerteilen sich die Nebelschwaden und lassen zum letztenmal und für einige Augenblicke nur 3000 m unter uns das mexikanische Plateau sehen.

Felsen und Schneegrate, Auf- und Abstiege folgen einander. Aus dem Nebel taucht irreal, gleich einer Vision, ein grosses, ganz mit Reif überzogenes Kreuz auf, das den Gipfel der Rodillas bezeichnet.

Die ganze Besteigung ist leicht und – so sagt man uns – die interessanteste Mexikos. Leider hindert uns das Wetter daran, ihr soviel Genuss abzugewinnen, wie wir es gerne getan hätten.

Ein letzter Grat, «Arista del Sol», und eintönige Hänge führen uns schliesslich zum Gipfel. Es ist 12.30 Uhr. Nachdem wir mit unseren mexikanischen Freunden Glückwünsche ausgetauscht haben, beginnen wir in Wind und Kälte den Abstieg, einen Abstieg ohne Geschichte, hie und da von Gegensteigungen unterbrochen, die uns ausser Atem bringen und die wir mit vermindertem Tempo überwinden. Schlecht akklimatisiert, setzt uns die Müdigkeit zu; wir leiden alle offensichtlich. Kopfschmerzen drücken wie ein eisernes Band auf die Stirne, ein bekanntes Anzeichen von Sauerstoffmangel!

Wie wir bei der Hütte ankommen, schneit es. Wir schlüpfen in unsere Schlafsäcke und legen uns auf die Pritschen aus gekreuzten Stahllamellen, die uns vierzehn Stunden lang den Rücken misshandeln werden. Eine Fakirnacht. Draussen schneit es mit Unterbrüchen.

Um 4 Uhr hält es Gréloz nicht mehr aus und weckt alle; aber im Grunde genommen: wer schlief schon? Wir sind miserabler Laune, unsere Wirbel sind übel dran. Sehr langsam machen wir uns bereit, und Stunden vergehen, bevor wir den Abstieg antreten.

In Amecameca werden unsere Lebensgeister wieder erwachen, in Amecameca, von dem ich anfangs erzählte, zu Füßen der beiden grossen Vulkane der Sierra Nevada: dem Ixtaccihuatl und dem Popocatepetl, mächtigen erloschenen Vulkanen, die sich sehr hoch und ohne Übergang aus der mexikanischen Ebene erheben.

Popocatepetl, der rauchende Berg (5452 m)

Es wird behauptet (und gewiss zu Recht), dass in der Gegend von Mexiko die Hauptregenmenge zwischen Juni und September fällt. In dieser Zeit werden auch die drei Vulkane eingeschneit. Zu unserem Leidwesen hat der über Tampico, einem kleinen Hafen am Golf von Mexiko, niedergegangene Orkan Störungen verursacht, die für diese Jahreszeit ungewöhnlich sind und damit für ungefähr acht Tage jeden Versuch, unser zweites Ziel, den Popocatepetl, zu besteigen, verunmöglicht.

Es soll aber niemand glauben, dass dies verlorene Zeit gewesen sei! Für uns ist das Bergsteigen nicht die einzig geltende Betätigung; es gibt noch andere Vergnügen, die sich jedem darbieten, der sie zu entdecken und zu schätzen weiss.

Mexiko ist ein vielfältiges Land, reich an alten präcortesianischen Bauwerken, die friedlich neben verlassenen Klöstern der Kolonialzeit liegen. Aber heute wollen wir nicht bei diesen Hochburgen der Geschichte und der Zivilisationen verweilen, die sich hier lange vor der christlichen Zeitrechnung ablösten, und die von so vielen hervorragenden Kennern beschrieben worden sind.

Heute, Freitag, ist in Toluca Markt, das heisst ein Tag voller Farben, Lärm und Bewegung. Hier fühlt man das Volk wirklich leben, und der Markt von Toluca ist einer der malerischsten von Mexiko. Zu Tausenden kommen indianische Bäuerinnen und Bauern im «sarape», der buntscheckigen wollenen Decke, die die Leute aus dem Volk als Mantel benützen. Alle tragen auch den «sombbrero» und kommen nach Toluca, um zu verkaufen, zu tauschen, zu kaufen. Schon am Eingang der Stadt wird man gleich hineingezogen in jene warme Atmosphäre, die ein Privileg dieser südlichen Länder ist. Der Hauptplatz, der «zocalo», ist schwarz

von Menschen: Komödianten, das Gesicht mit schreienden Farben geschminkt, geben Vorstellung; «limpiabotas» reden uns an und machen uns weis, dass unsere Schuhe überaus schmutzig seien; für einige kleine Münzen verwandeln sie sie in Spiegel; kleine Zeitungsausrufer in Lumpen gehen vorbei.

Wir mischen uns unter die Volksmenge, erstaunt über Pracht und Überfluss der angebotenen Waren, die den Reichtum des Landes anzeigen. Da sind hoch aufgestapelte Stoffe: rote, grüne, gelbe, blaue, grell leuchtend in der Sonne, die hinter dem überreich verzierten Kirchturm hervorsteht. Eine dicke Matrone, die inmitten von Tomaten und Pfefferschoten thront, fühlt sich beleidigt und gibt laut schreiend ihrem Abscheu vor Photographen Ausdruck. Überall ruft man einander zu, preist man seine Ware an, diskutiert und vor allem – feilscht man. Mitgerissen vom Strom der Menge befinden wir uns plötzlich zwischen Schafen, fleischigen, schwarzen Schweinen und Truthähnen, die mit zusammengebundenen Beinen am Boden liegen. Und erst die Früchte! Riesengrosse Ananas, die per Kilo beinahe umsonst verkauft werden; mehr als pfundschwere Bananen, die die Indianer in Scheiben schneiden und mit Zucker braten; Berge von Orangen auch, von denen man sowohl den Saft als die Frucht mit Salz und Chile zubereitet isst (als Vorspeise, meine Damen, sehr zu empfehlen; es ist ausgezeichnet und sehr exotisch). Auf einigen Kisten liegen Fische in Reih und Glied, roh oder gebraten. Die Eingeborenen tun sich daran gütlich, mich widern sie an. In der Markthalle gibt es Seile, Zöpfe und Körbe aus «maguey»-Fasern in verschiedenen Farben, ferner rote Töpfereien und grosse Krüge für «pulque», das klebrige und fad schmeckende Nationalgetränk.

Gegen Mittag ist der Markt zu Ende. Zwei Stunden später sind alle Strassen aufgeräumt, gereinigt, nichts lässt mehr darauf schliessen, dass hier einige Stunden zuvor unvorstellbare Mengen von Waren aufgehäuft lagen.

Auf dem Pan-American, der grossen Hauptstrasse, die von den Vereinigten Staaten nach Guatemala Mexiko durchquert, kehren wir in die Hauptstadt zurück. Hinauf geht es, auf 3000 m, über die Sierra del Cruces, wo Pinien und Agaven nebeneinander wachsen. Da und dort stehen verlassen zwischen den Koniferen einige armselige Hütten. . . , und plötzlich fahren wir auf der Reforma, der endlosen Avenue mit den schönen, von reichen Gartenbeeten und blühenden Kletterpflanzen umrahmten Villen. Sie führt ins Herz der Stadt, wo Geschäfte, Wolkenkratzer und Lichtreklamen bereits hell aufleuchten.

Schwere Gewitterwolken umhüllen immer noch die Gipfel der Sierra Nevada und halten uns im Unterland fest. In rascher Fahrt geht's per Auto nach Cuernavaca. Nach zwei Stunden befinden wir uns inmitten einer beinahe tropischen Vegetation: Palmen, einige verkümmerte Bananenbäume und in den Gärten viel-farbige Blumen, aus denen das Rot der grossen Weihnachtssterne leuchtend hervorsteht.

In Tepotzlan, wo wir am späten Nachmittag ankommen, ist Dorffest: ein Rodeo mit kleinen Stieren und Reitern, mit Blasmusik, Petarden und Raketen. Wir unterhalten uns ausgezeichnet, und die Indianer lachen über unsere Freude.

Die Stadt Taxco klebt am Berghang. Fast alle ihre Einwohner sind Handwerker und bearbeiten das Silber dieses Bergbauzentrums. Die Gassen sind eng, steil, mit kleinen, runden und glitschigen Steinen gepflastert. Da und dort dunkle Wirtschaften und überall Silberwarengeschäfte mit einer wunderbaren Auswahl. Auf dem Platz erhebt sich die trotz ihrer überreichen Verzierungen wirklich prächtige Kirche, erbaut vom mächtigen La Borda, der an den indianischen Arbeitern seiner Minen reich geworden war.

Weiter geht's den Vulkanen entgegen, nachdem wir einige Sehenswürdigkeiten besucht haben: die Ruinen und die grossen Pyramiden, die umfangreicher sind als die ägyptischen, aber ganz anders geformt, und von deren Höhe aus die Priester der Sonne täglich Menschenherz und Menschenblut opferten, auf dass das Tagesgestirn in seinem Lauf fortfahre und sich nicht die Finsternis auf der Welt festsetze; auch die Basilika von Guadalupe, dem heutigen Wallfahrtsort, wo einem Hirten die «braune Muttergottes» erschien, in der sich der christliche Glaube der Indianer mit alter Abgötterei vermenget.

Wir steigen auf zur Tlamacas-Hütte, die auf 3000 m Höhe zu Füssen des Popocatepetl liegt.

Heute abend lösen sich die Nebel auf. Sehr weit oben erscheinen, von Neuschnee überzuckert und von der untergehenden Sonne hellrosa gefärbt, der Popocatepetl mit seinem abgestumpften Kegel und der Ixtacchiuatl, während vom Tale schon die Dämmerung aufsteigt.

Die Nacht wäre gut gewesen ohne den verflixten Hund, der, rüdig und elend wie alle mexikanischen Hunde, unsern Schlaf ausnutzte, um sich auf die Vorräte zu stürzen, die wir auf dem grossen weisstannenen Tisch gelassen hatten.

Um 5 Uhr: Tagwache. Bretton kocht Kaffee. Draussen ist noch tiefe Nacht. Einige Wolkenfetzen verschleiern leicht den Mond, die Sterne flimmern zu hell.

«Das Wetter wird nicht halten!» ruft Marullaz.

«Glaubst du? Hier sind die atmosphärischen Bedingungen nicht wie bei uns in den Alpen. Beeilen wir uns und gehen wir!» erwidert Gréloz.

Unser Freund hatte nicht unrecht, aber wir wollten ihm nicht glauben. Sind wir denn nicht nach Mexiko gekommen, um das schöne Wetter zu geniessen, das schon seit einigen Sommern unser altes Europa im Stich lässt?

Nachdem wir die letzten Nadelbäume, die hier bis auf 4000 m steigen, hinter uns gelassen haben, stossen wir auf Neuschnee. Er vermischt sich mit der bläulichen Asche unserer Aufstiegsroute und klebt an den Füssen.

Wir werden über die Nordflanke aufsteigen, die sich direkt über uns erhebt, ein düsterer Abhang, der bereits ins einförmige Grau der dicken Wolken übergeht,

die 1500 m über uns am Kraterrand hängenbleiben. Im Norden hat sich der Ixtaccihuatl ebenso rasch eingehüllt. Was tun? «Gehen wir, umkehren können wir immer noch!» Ich weiss, was das heisst: den ganzen Tag werden wir gegen Wind und Schnee kämpfen und uns abmühen, im Nebel den Weg zu finden.

Ein langer Aufstieg, wir halten immer links. Die Wolken sind da; wir kleben am Abhang und sehen nichts mehr. Es ist bitter kalt. Ich wende mich um, die Gesichter meiner Freunde sind ganz mit Reif bedeckt. Der Pickel ist nur noch ein Eiszapfen. So geht es weiter, stundenlang. Alles ist weiss, umrisslos, monoton. Kein einziger Anhaltspunkt ausser dieser Spalte, über die wir längst hinaus zu sein glaubten. Wir kennen unsern Standort nicht, und ich höre eine Stimme: «Wollen wir weitergehen?» Keine Antwort. Das Spurensuchen ist mühsam. Der Neuschnee ist zwar nicht tief, rutscht aber auf der darunterliegenden gefrorenen Schicht. Der Abhang wird steiler, zwingt uns aber noch nicht zum Stufenschlagen.

Mechanisch gehe ich aufwärts, und während meine Augen auf den Schnee gerichtet sind, auf diesen immer und überall gleichen und jetzt im fahlen Nebel ganz besonders eintönigen Schnee, träume ich. Gedanken ziehen vorüber. Ich denke, dass die Atmosphäre eines jeden Landes, einer jeden Besteigung keiner andern gleicht. Ich versuche die entscheidenden Eindrücke einiger Erlebnisse wiederzufinden: Furggen, Südseite des Täschhorns, die Poire, die Brenva. Erinnerungen tauchen auf: Indien, geheimnisvoll und mystisch; der Abi Gamin und die unermessliche tibetische Ebene, die sich braun und faszinierend 4000 m unter uns ins Endlose erstreckte; am Everest die Furcht einer allzu ausgesetzten Equipe; am Satopanth, an der Nanda Guthi, überall war es anders, kein Erlebnis gleicht dem andern. Hier ist es die Weite der Landschaft und der so eigenartige Charakter der Vulkane Mexikos, dieses überraschenden Landes der Tolteken, der Maya und der Azteken, dieser vom Blut faszinierten, für das Schöne empfänglichen und in ihrer Erde verwurzelten Menschen. Das ist es, was hier in erster Linie erstaunt und überrascht. Ich denke auch an die ausserordentliche Heldentat zweier Soldaten von Cortès, die sich zu Beginn des 16. Jahrhunderts auf die Hänge des Popocatepetl wagten und auf der Suche nach Schwefel als erste zum rauchenden und grollenden Krater aufstiegen¹.

Der Aufstieg dauert fort; ein Halt; wir holen Atem..., wir gehen weiter. Zwanzigmal beginnen wir von vorn. Der immer schärfer werdende Wind peitscht uns heftig und zehrt an den Nerven. Aber alles hat ein Ende. Um 12.10 Uhr zeichnet sich ein Schneebort im Nebel ab, ein starker Schwefelgeruch durchdringt die Luft. Wir sind am Rande des Kraters, eines eindrucksvollen Schlundes, in dem die Nebel brodeln. Uns bleibt noch, dem Grat zu folgen, um den Pico Mayor zu

¹ Der Krater hat einen Umfang von ungefähr 1 km und eine Tiefe von 75 m. Auch heute kann noch eine gewisse Tätigkeit festgestellt werden, die sich in schwefeligen Dämpfen äussert. Der letzte, allerdings wenig bedeutende Ausbruch erfolgte 1921.

erreichen. Sein Empfang ist überaus unfreundlich, und wir verbringen nur kurze Zeit auf dem höchsten Gipfel. Wir sind glücklich und kosten dieses Gefühl aus . . . Besonders dankbar sind wir, dass wir auf den Hängen dieser Vulkane Freunde einer andern Rasse, eines anderen Kontinentes kennengelernt haben, wahre Freunde. Ich denke an euch, Hector Bravo und Mario Gomez, die ihr uns heute so gerne begleitet hättet. Eure Freundschaft wird die schönste Erinnerung unseres mexikanischen Abenteurers bleiben.

Der Pico de Orizaba

Die Indianer nennen ihn Citlaltepētāl, das heisst *Sternberg*. Sehr hoch oben am Himmel geht sein schneebedeckter Gipfel in die Wolken über. Er ist der Einsame, der König unter den Vulkanen Mexikos. Bei klarem Wetter erkennen ihn die Schiffer lange bevor sie Veracruz, den weit entfernt liegenden tropischen Osthafen anlaufen.

Eine lange Reise hat uns nach San-Andrés-Chalchicomula am Fusse des Vulkans geführt. Den ganzen Nachmittag sind wir gemütlich durch die Landschaft gebummelt; in Apam haben wir eine alte «hacienda» der Kolonialzeit besichtigt. Sie stand einem ausgedehnten Besitztum vor, auf dem heute noch «maguey» angebaut wird¹. Das von einer hohen Schutzmauer umgebene Herrenhaus liegt neben der Kirche. In der Nähe stehen noch – welch auffallender Kontrast – die elenden Stroh- und Lehmhütten der Arbeiter. Heute ist alles verändert; die grossen Besitztümer sind zerstückelt, und jeder bebaut sein eigenes Land, wahrscheinlich mit mehr Freude und, wenn nicht mit gleich viel Ertrag, so doch sicher mit gleich viel Mühe . . . Wie dem auch sei, der Bauer scheint hier glücklich, trotz seiner Armut.

Wir gehen durch einen verstellten «patio», wo sich Katzen und Hühner um einige Abfälle zanken und treten in einen nahe beim «zocalo» gelegenen dunkeln Raum. Er ist wohl nicht sehr sauber, aber hier, bei Angelica, haben wir unsere beste mexikanische Mahlzeit gekostet.

Die hereinbrechende Nacht überrascht uns, als der Weg einigen Teichen entlangführt, in denen der letzte Lichtschein der Abenddämmerung spielt. Im Dunkel schnattern Wildenten und fliegen auf, wenn wir uns nähern.

Um 19 Uhr erreichen wir San-Andrés, eine belebte Stadt, wo uns Indianer und Indianerinnen lächelnd begrüssen und willkommen heissen. Die kleine Stadt liegt in Dunkel getaucht, denn hier gibt es erst von 20 Uhr an Licht. So kostet es uns denn einige Mühe, das sehr «koloniale» Hotel «Cosmos» zu finden, wo wir die Nacht verbringen.

¹ «Pulque», das mexikanische Nationalgetränk, wird aus vergorener «maguey»-Milch hergestellt. Mit sechs Jahren liefert die Pflanze während dreier Monate einen Liter Milch pro Tag.

Sehr früh am Morgen des 1. Dezember stellen uns Hector und Mario ihre Freunde vor. Sie sind soeben angekommen und haben über 400 km zurückgelegt, um uns auf «ihren» Berg zu begleiten. Sie haben alles organisiert, denn auf den Pico geht man nicht so ohne weiteres: es ist eine Expedition.

Einmal aus der Stadt heraus, verlassen wir die grosse Strasse, und unsere sandige, schmale und schlechte Piste durchquert auf weite Strecken ganz braune Maisfelder. Die Ernte ist beendet, aber die Kolben lässt man an Ort und Stelle für das Vieh.

Die Ebene liegt noch in morgendlichen Nebel getaucht, der sich langsam golden färbt, dann rosa und sich schliesslich auflöst. Die Sonne geht auf. Von der Erde steigen leichte Dunstschwaden und plötzlich erscheint sehr hoch oben, unreal in dieser goldenen Herbststimmung, der Orizaba am Horizont. Der «Sternberg» ist da, schön und himmelwärts strebend. Kein anderer Berg hat so regelmässige Umrisse. Sein Schneekegel glänzt und ragt weit über die grünen Pinienwälder, die sich seinen Flanken entlang aufwärts ziehen. Wir sind glücklich: endlich die Gewissheit, schönes Wetter zu haben!

In Tlachichuca vertauschen wir die «Limousine» gegen einen kräftigen Traktor mit Vierradantrieb, der uns einen langen Tagesmarsch ersparen wird. Unser fünfzehn klammern sich ans Fahrzeug. Was ist von der Piste zu sagen? Eher ein ausgetrocknetes Bachbett als eine Piste, gibt diese Folge von Löchern, Buckeln, atemraubenden Steigungen und erschreckenden Senkungen Marañon Gelegenheit, sein Führertalent unter Beweis zu stellen. Dieser junge, rundliche und sympathische Mexikaner lässt sich am Steuer nicht aus der Ruhe bringen, während ich mich, mehr schlecht als recht auf einem Kotflügel sitzend, so gut ich eben kann, festklammere bis nach Hidalgo, dem letzten Dorf auf 3370 m.

Wie ich schon sagte, war alles gründlich vorbereitet. Da, wo wir sicher einen Tag verloren hätten, stehen nun innert einer Stunde sieben Maultiere bepackt beisammen. Ihr Führer treibt sie mit einem Klaps auf den Rücken an, und schon schlagen sie den steilen Weg ein, der sich zwischen den letzten Kartoffeläckern hinaufwindet. Kartoffeln werden in diesem Hochtal im grossen angebaut. Der Boden ist gut und locker, aber er erschöpft sich rasch, da der Gebrauch von Dünger nicht allgemein bekannt zu sein scheint. So muss oft der Platz gewechselt und ein neues Stück Wald gerodet werden. Man zündet ihn ganz einfach an oder schlägt eine tiefe Kerbe in den untersten Teil des Stammes. So gehen auch die grössten Nadelbäume zugrunde.

Jenseits der bewaldeten Gebiete gehen wir weiter in Richtung Lager, begleitet von unseren Maultierführern. Sie sind sympathisch, diese jungen Indianer, die mit ihrem durchlöchernten und zerfransten «sarape» recht ärmlich aussehen. Sie erinnern mich an gewisse im hintersten Indien und Tibet angeworbene Träger. Sie haben denselben leichten und raschen Gang, die gleiche fröstelnde Miene.

Um 15 Uhr sind wir auf dem 4200 m hohen weiten Sockel, der die Nordseite des Orizaba trägt. Unsere zwei winzigen blauen und gelben Zelte sind rasch aufgestellt, während sich unsere Freunde mit ihrem riesigen Messezelt abmühen, wo wir alle zusammen essen werden. Eine wahrhaft ausserordentliche Mahlzeit: auf süssen Cordoba-Schinken folgt Fleischbrühe, und nach einer herrlichen Scheibe Ananas lasse ich mir noch geräucherten Hering munden.

Bei Einbruch der Nacht, gegen 18 Uhr, schlüpfen wir unter unsere Schutzdächer. Gemütlich warm eingerichtet, höre ich lange zu, wie der Wind stossweise daherweht und das Nylonzelt klatschen lässt. Lange sinne ich unserem schönen Abenteuer nach, den primitiven Dörfern, die wir heute durchfahren, den Indianern, die wir angetroffen haben, und die uns viel offener, viel selbstsicherer vorgekommen sind, auch herzlicher, als diejenigen der Hauptstadt.

6 Uhr: Beissende Kälte, klarer Himmel, die Täler sind unter einer flockigen Wolkenschicht verschwunden. Los! Leichte Felsen und harter Schnee erlauben uns, rasch an Höhe zu gewinnen. Wir sind schon weit oben, als mit einem Schlag die Sonne aus dem fahlen Wolkenmeer hervortaucht und die grosse Schnee- und Eisflanke hell überstrahlt. Viel höher noch, auf dem abgeschnittenen Gipfel, spielen einige Schneefahnen im Wind.

Der Aufstieg ist einfach, zugegeben, aber sehr lang, unendlich lang. Gréoz spurt energisch. Wir folgen ihm mühelos, ein befriedigendes Zeichen guten Trainings und guter Akklimatisation. Keinen Augenblick leiden wir unter der Höhe wie vor zehn Tagen am Ixtaccihuatl. Trotzdem haben wir nicht den Eindruck, an Höhe zu gewinnen. Die Abkürzung erweist sich als trügerisch, es scheint uns, dass wir an Ort gehen. Der scharfe Wind sticht unsere Wangen, macht die Hände erstarren und die Zehen zu Eiszapfen gefrieren, und dabei befinden wir uns südlich vom Wendekreis des Krebses.

Lange Stunden vergehen in der Flanke, bleierne Müdigkeit befällt uns. Beschwerlich und pausenlos dauert der Kampf gegen Wind und Kälte an.

Die Besteigungen dieser Vulkane sind ausserordentlich ermüdend und sehr verschieden von denen unserer Alpen. Da gibt es keine grossen Grate, Kamine, Felswände und hängenden Gletscher, die den Abwechslungsreichtum unserer Alpenbesteigungen ausmachen. Der Haupteindruck, den man auf den mexikanischen Bergen empfindet, ist die Einsamkeit, die Abgeschiedenheit. Ringsum nichts, kein Berg, überall Horizont, Raum, grenzenloser Raum, in dem sich der ungewohnte Blick verliert und umsonst nach etwas sucht, woran er sich festhalten könnte. Dieser Eindruck ist noch ausgeprägter, wenn man, einmal auf dem Gipfel angelangt, jenseits der Wolken die Ebene sucht, die so weit entfernt und so tief unten liegt, dass man sie kaum zu erkennen vermag.

Packend und tief beeindruckend ist das Erlebnis der Höhe auf dem Gipfel des Citlaltepétl, beinahe noch packender als auf den hohen Himalayagipfeln, von wo

aus man nur tiefe Täler und riesenhafte Berge sieht. Unsere Freude ist gross; sie rührt heute nicht vom Aufstieg her, aber wir haben neue Erfahrungen gesammelt und unbekannte Eindrücke empfangen. Und hierin liegt ja das Geheimnis unserer Leidenschaft.

Wir lassen lange Augenblicke auf dem Gipfel verstreichen, wo wir nahe beim Krater einen geschützten Platz gefunden haben. Bald wird unsere Seilschaft von Europäern wieder mit unseren Freunden von Orizaba, Luiz Palou und Antonio Lopez, mit Hector und Mario vereint sein. Überrascht und mit grosser Freude nehmen wir das Klubfähnchen unserer mexikanischen Kameraden entgegen, das sie uns ganz unzeremoniell und freundschaftlich zur Erinnerung an unsere mexikanischen Besteigungen überreichen, und auch – so sagen sie – für das Vergnügen, das wir ihnen bereitet haben, indem wir gekommen sind, ihre Vulkane zu besteigen. Heute wie dort oben können wir ihnen nur unseren Dank wiederholen und sie einladen, ihrerseits unsere Alpen zu besteigen. Wir wissen, dass es ihr sehnlicher Wunsch ist.

Vor dem Verlassen des Vulkans, des letzten vielleicht, den wir für lange Zeit bestiegen haben, werfe ich einen letzten Blick zum Krater, zu seinen senkrechten Wänden, zu jenem farbigen und leicht bröckelnden Gestein, an dem der Neuschnee fleckenweise hängenbleibt¹. Der Wind treibt leichte Wolken heran. Wir verlassen den Gipfel des dritthöchsten Berges von Nordamerika und lassen uns in raschen Schritten hinabgleiten, dem Lager zu, das 1700 m tiefer liegt. Ein wahrer Orkan herrscht hier. Schnell packen wir Zelte und Material ein, beladen die Maultiere und ziehen dem freundlicheren Tal und der Ebene zu. Nun beginnt einer der schönsten Spaziergänge, die ich kenne: hinter uns der Citlaltepētāl, dieser wunderbare, breit hingessetzte, kraftvolle Schneeberg, der sich nun, von den Wolken umspielt, golden färbt. Im Westen ragen die verkohlten Stämme des gerodeten Waldes wirt in den langsam sich rötenden Himmel, und im Tal leuchten die ersten Lichter auf.

In Hidalgo warten wir auf die Maultiere, die langsam absteigen. Meine Kameraden tauschen, auf einem alten Holzstg sitzend, Eindrücke aus und ziehen Vergleiche. Während ich einige Flaschen Limonade, die wir einer alten Indianerin abgekauft haben, langsam ausschürfe, erklingen jene zaubervollen Namen, die zum Träumen anregen: Hoggar, Ruwenzori, Atlas, Kilimandjaro.

Trotz der Erschütterungen, die wir auf dem Traktor erdulden müssen, bringe ich es fertig einzuschlummern. In Tlachichuca steigen wir wieder in unsere «Limousine» und werden unseren Freunden von Orizaba bald Lebewohl sagen, da sie noch heute abend in ihre Stadt jenseits des grossen Vulkans zurückkehren wollen.

¹ Der letzte Ausbruch geht auf das 16. Jahrhundert zurück. Der Orizaba gab gegen Mitte des 19. Jahrhunderts noch Zeichen seiner Tätigkeit. Heute scheint er erloschen zu sein. Sein Krater misst 450 m im Durchmesser und ist 40 m tief.

Hector ist sprachlos: kein Wasser mehr im Achtzylinder! Was nun? Wir werden ja sehen. Und die Fahrt geht fröhlich weiter. So ist es denn eine wahre Lokomotive, die laut keuchend und pfeifend in San-Andrés ankommt. Das tut nichts, der Motor ist von guter Qualität, und man gibt ihm einige Liter Wasser zu schlucken. Morgen werden wir weiter sehen. . . Mañana! Nichtsdestoweniger ahnen wir, dass die Rückfahrt nach Mexiko wohl per Zug stattfinden könnte.

Aber wir haben Hectors Mechanikkenntnisse unterschätzt. Am andern Tag erscheint er gleich nach dem Frühstück stolz wie ein Spanier mit einer Büchse von ich weiss nicht was und behauptet allen Ernstes, dass der Wagen mit ihrem Inhalt geflickt worden sei. Schallendes Gelächter und Gerufe, aber – o Wunder! – das Vehikel springt an und fährt uns zum letztenmal zurück nach Mexiko, wo wir uns nicht ganz ohne Wehmut von Hector und Mario verabschieden, von den Freunden, die uns so gut durch ihr Land und auf seine Vulkane geführt haben.

Morgen werden wir die Hauptstadt verlassen, um Yucatan zu sehen, das Land der Maya, denen wir Wunderwerke, wie Uxmal und Chichen-Itza, verdanken, Pyramiden, reich verzierte Paläste, Baudenkmäler, die fünfzehn Jahrhunderte alt sein mögen und die man dem Dschungel, der sie überdeckte, abgerungen hat.

Wir werden uns noch in Kuba, Hawaii, Porto-Rico und Guadalupe aufhalten, auf den paradiesischen Inseln mit ihren beinahe weissen Sandstränden, den majestätischen, in den Passatwinden lässig schaukelnden Königspalmen, den Buchten, wo vielleicht einst die Seeräuber grosser Zeiten zum Rasten anlegten. Zauberhafte Inseln, die unsere Jugendträume heimsuchten, welch ein Glück, auch euch erlebt zu haben!

HUAGARUNCHO

Von Michael Westmacott

Peru war Neuland für die sechs Teilnehmer, die 1956 einen Versuch auf den Huagaruncho beschlossen. Nur wenige britische Bergsteiger hatten die Anden in den letzten Jahren besucht, was einer der Gründe war, die uns zu dieser Fahrt bewogen. Dazu kamen die steigenden Unkosten von Unternehmungen im Himalaya und das Fehlen politischer Schwierigkeiten in Peru. Hier sind Besteigungen gebührenfrei, und es gibt keine verbotenen Gebiete.

Lesefrüchte aus alpinen Zeitschriften bestimmten die Wahl des Zieles. Ein Aufsatz von J. C. Oberlin im *Alpine Journal* lenkte unsere Aufmerksamkeit auf den Huagaruncho. Mancherlei Vorzüge schienen ihn einer kleinen Mannschaft zu empfehlen. Er war noch jungfräulich und galt als hervorragender «Siegpreis». Nur zwei Tagesmärsche trennen ihn von Lima. Er ragt als höchster in seiner Gruppe (5750 m). Auch boten sich zwei erstrebenswerte Nachbarn an, sollte uns Huagaruncho abweisen. Zwei amerikanische Seilschaften hatten sich von Süden her genähert. Wir fanden aber weder andere Forschungsberichte noch ausführliche Karten des Gebietes.

Unser Führer war John Kempe, der 1954 die Erkundung des Kangchenjunga geleitet hatte. Zunächst schlossen sich ihm seine damaligen Begleiter Jack Tucker und Dr. Donald Matthews an. Als nächste Anwärter kamen George Band und ich. Band brauchte Abwechslung nach drei Sommern im Himalaya. Schliesslich gesellte sich noch John Streetly zu uns, der einzige ohne Himalayaerfahrung.

Wir landeten in Peru zu verschiedenen Zeiten. Band, Matthews, Streetly und Tucker genossen lange Ferien, was ihnen eine Erkundung der Pumasillogegend (Cordillera Vilcabamba) ermöglichte, ehe Kempe und ich eintrafen. Band, Streetly und Tucker, denen ich mich etwas später anschloss, besuchten auch den Pyramidengipfel in der Cordillera Blanca. Da das Wetter leider schlecht war, reichte die Zeit nicht zu einem entschlossenen Zugriff auf diesen Berg; denn wir mussten noch Kempe in Lima abholen.

Am 26. Juli traten wir von Lima die Reise zum Huagaruncho an. Wir fuhren mit dem «Tren de los Sierras», der vom Meeresspiegel auf 4600 m steigt. Über die Berge hinweg gelangt er nach La Oroya hinunter, wo uns Willi Wurdack empfing, ein österreichischer Bergsteiger, der bei der Cerro-de-Pasco-Gesellschaft

heimnis. Im frühen Morgendämmern weckte uns das Geschmetter zweier Blaskapellen, die in Gegenrichtung über die Strasse marschierten. Sie spielten dieselbe Tonart mit unstimmigen Takten. Diese Darbietung fand nicht uns zu Ehren statt, sondern war die Vorübung zu dem in einigen Tagen fälligen Volksfest.

Herr Wurdack hatte für Maultiere gesorgt, die rechtzeitig eintrafen, was uns sehr freute, weil wir keine Lust verspürten, länger in Huachon zu verweilen. Aber in Peru dauert das Beladen der Saumtiere sehr lange, so dass die letzten das Dorf erst nach drei Stunden verliessen und zwar in der Richtung auf unsern Berg zu, wie wir hofften. Mit der Vorhut ging ein Führer namens Victor Egeavil, Angestellter der Cerro-de-Pasco-Gesellschaft. Er hatte einst die Umgebung des Huagaruncho bereist und kannte sich daher gut aus. Wir verliessen uns somit darauf, dass er uns das Tal zur Ostseite des Berges hinauflotsen werde. Nach fünf oder sechs Stunden in Gesellschaft der Maultiere erreichten Streetly und ich den Platz, wo Victor und die andern zu bleiben beschlossen. Hier bezogen wir das erste Lager.

Wir hatten uns von Südwesten her genähert, weil verlautete, dass wir so am ehesten ans Ziel kämen. Auch wollten wir uns aus der Zivilisation retten, bevor der Nationalfeiertag alle Arbeit zum Erlahmen brachte. Auf den uns vorgelegten Lichtbildern sahen Südgrat und Südostgrat wenig ermutigend aus. Die Amerikaner hatten indes empfohlen, es mit diesem Anmarsch zu versuchen. Von der Luftwaffe Perus freundlich zur Verfügung gestellte Luftbilder schienen für den Westgrat zu sprechen. Da das Ausdeuten solcher Aufnahmen aber recht schwierig ist, wollten wir uns nicht ganz auf sie verlassen. Auf einige Tage mehr kam es nicht an, weil wir ohnedies das Gesamtgebiet erforschen und vermessen wollten.

Am Morgen nach der Ankunft brachen John Streetly und ich zu einer Erkundung der Zugänge auf. Vom Standlager aus war der Berg unsichtbar, offenbarte sich aber, als wir um eine Talbiegung kamen. Wir hielten an und entschieden nach längerem Überlegen, dass dies Huagaruncho sein müsse. Kein anderer Gipfel der Gegend konnte so hoch und grimmig sein. Links vermuteten wir den Südostgrat und rechts den Nordostgrat.

Wir sahen sofort, dass der Südostgrat gefährlich und wahrscheinlich unbeherrschbar war. Der Nordostgrat zog sich mächtig in die Länge und drohte streckenweise mit bedeutenden Schwierigkeiten. Man musste dem First drei Kilometer weit folgen, wenn es von der andern Seite her keinen leichten Eingriff in ihn gab. Wir beschlossen, den Grat zu ersteigen und wenn möglich zu überschreiten, um Einblick von Norden her zu gewinnen.

Von Victor begleitet, wanderten wir über lange Grashänge an den Fuss der Felsen. Dann ging es leicht über Granitplatten auf den Kamm. Oben angekommen, überraschte uns ein herrlicher Schneegipfel 8 km weiter nördlich. «Huagaruncho», rief Victor aufgeregt.

Wahrlich eine Rätselfrage. Der unerwartete Berg stand nicht am rechten Ort, und unser «Landeskundiger» dünkte uns etwas unglaubwürdig. Eingehendes Betrachten verriet dann aber Ähnlichkeiten mit den Lichtbildern. Vor zwei Monaten fanden Bond, Tucker und Streetly, dass Pumasillo nicht den ihm auf der Karte zugewiesenen Ort einnahm. Womöglich galt das auch für den Huagaruncho.

Ein zweistündiger Quergang an der Nordflanke des Grates klärte den Sachverhalt auf. Wir und die Karte hatten Recht, und Victor irrte sich. Der wundervolle Gipfel im Norden musste der Pik 29 sein (Pik A).

Unser Aussichtspunkt lag auf einem Sporn, der von Huagarunchos Nordostgrat abzweigte. Von hier aus sah man den Gipfel sehr deutlich und ebenso, dass wenig Aussicht bestand, weiter oben auf dem Nordostgrat Fuss zu fassen. Den Westgrat überblickten wir nur unvollkommen, von den Zugängen ganz zu schweigen. Somit ergab sich die Notwendigkeit einer durchgreifenden Erkundung.

Abends beschlossen wir im Standlager, dass George Band und Victor die Sache von der Südseite aus näher betrachten sollten, zumal was die Süd- und Südostgrate anbelangte. John Kempe und Jack Tucker beschäftigten sich inzwischen mit den geringeren Gipfeln der Nachbarschaft. John Streetly und mir fiel die Aufgabe zu, ein Zelt auf die Nordseite zu schaffen und eine Annäherung an den Westgrat zu versuchen.

Zwei Tage später versammelten wir uns wieder im Standlager. George malte ein düsteres Bild der Süd- und Südwestgrate, meinte aber, dass der Westgrat nicht zu schlimm aussähe, vorausgesetzt, dass man von Norden her auf ihn gelangte. John und ich hatten den Westgrat von der Seite her gesehen und ihn für nicht ganz hoffnungslos befunden. Schwierig war er auf jeden Fall. Wir mussten das Standlager nordwärts verlegen und einen Weg zum Gletscher finden, der sich nordwestlich an den Berg schmiegte. Ohne langes Reden einigten wir uns auf dieses Vorgehen als der einzigen Möglichkeit mit Aussicht auf Erfolg.

Am 1. August packten wir auf und begannen das Umrunden der Gebirgsgruppe, erst in nördlicher, dann in westlicher Richtung. Wir wanderten zwei Tage, die Saumpfade benutzend, über die indianische Händler ihre Esel- oder Lamakarawanen trieben.

Am zweiten Nachmittag dieser Reise erhob sich noch ein Pass zwischen uns und dem Tal, das wir für das zweite Standlager ausersehen hatten. Schlechtes Wetter überfiel uns, als wir mit den Maultieren über steile und nasse Felsen klotzten. In Mengen fallender nasser Schnee gestaltete das Wegfinden noch schwieriger als zuvor. Drei Stunden lang ermunterten oder zogen wir die Tiere durch den Schneesturm, uns Schritt um Schritt zum Pass empor kämpfend. Das Gelände war hier zu steil für ein Lager, so dass wir entweder vorangehen oder

umkehren mussten. Jeden Augenblick erwarteten wir von den Maultiertreibern das Zeichen zum Rückzug. Doch waren sie anscheinend zäher als wir, denn sie beklagten sich nicht. Der jüngste, ein Bursche von zwölf Jahren, kletterte sogar barfuss wacker voran, bis sich Jack Tucker seiner erbarmte und ein Paar unserer Ersatzstiefel hervorholte.

Wie es der Zufall so oft will, beruhigte sich das Unwetter auf der Passhöhe, was uns das Ende der Leiden verhieß. Oben öffnete sich ein fabelhafter Blick auf den Huagaruncho. Der Westgrat entfaltete sich deutlich. Dann bereiteten wir uns auf den Abstieg vor. Es zeigte sich, dass die Schwierigkeiten keineswegs vorüber waren. Ins Tal neigten sich leicht mit Nassschnee getünchte und ziemlich steile Dachziegelplatten. Die mit starken Bergstiefeln Ausgerüsteten hätte das nicht abgeschreckt. Aber grässlich war der Gedanke ans Schurren und Rutschen der Maultierhufe auf den Schrofen. Als wir die Treiber befragten, erklärten sie sich mit dem Versuch einverstanden. Also packten wir es an. Besorgt sahen wir Bergsteiger, wie die Tiere von einem Schuttband zum andern glitten und stolperten. Doch endlich kamen wir auf sicheres Gelände. Es bleibt mir ewig rätselhaft, warum kein Muli das Bein brach. Tiere und Treiber Perus forderten unsre Hochachtung heraus.

Da wir bei Anbruch der Dunkelheit keine Zeit fanden, nach Besserem zu suchen, errichteten wir das Lager in einer Reihe ausgetrockneter Schlamm-tümpel. Einige Tage später konnten wir auf einen lieblichen Platz zwischen den Seen umziehen. Im Süden türmte sich Huagaruncho über uns auf, während im Norden der wohlgestaltete Pik 29 die Aussicht beherrschte. Wir mochten ihn betrachten soviel wir wollten, nie entdeckten wir die Möglichkeit eines Anstieges auf der uns zugewandten Seite.

Nachdem wir uns für den richtigen Huagarunchograt entschieden hatten, handelte es sich nur noch darum, ihn zu erreichen und zu ersteigen. Einstweilen waren wir einigermassen zuversichtlich. Ein Tag sollte genügen, um den kurzen Eisbruch des Nordwestgletschers zu überwinden und einen Lagerplatz unterhalb des Westsattels ausfindig zu machen. Dieser Sattel sah nach ziemlich schwerer Eisarbeit aus; aber der Grat würde sich vermutlich binnen zweier Tage einem entschlossenen Zugriff beugen. Am Tag nach der Ankunft im Tal begaben sich Band, Streetly und Tucker zum Eisbruch.

Gleichzeitig erkundeten Kempe und ich den Pik A, der sich westlich unmittelbar an Huagaruncho anschliesst. Der Westgrat sah aus diesem Blickwinkel

Tafel 15: Südflanke des Huagaruncho. Der Südostgrat senkt sich rechts im Bild herab. Der Anstieg über den Westgrat bei den Firnleisten ganz oben links.

Tafel 16: Fernaufnahme der Huagaruncho-Nordflanke vom Standlager aus. Rechts zeichnet sich der Westgrat gegen den Himmel ab.







keineswegs ermutigend aus. Wir prüften den für das Begehen des Grates errechneten Zeitbedarf nach, erwarteten aber hoffnungsvoll, dass die andern bis zum Abend einen Weg an seinen Fuss gefunden haben würden. Wir kehrten ins Standlager zurück, müde nach langem Kampf mit dem Schnee, in den man bis zur Hüfte einsank, als wir in 5190 m Höhe umkehrten. Wir trafen die Freunde in gedrückter Stimmung an. Nach Versuchen an verschiedenen Stellen gelang es ihnen, im Eisbruch etwa 45 m hochzukommen. Sie schätzten den verbleibenden Rest auf 30 m, denen wohl die Bergsteiger, nicht aber die Träger gewachsen sein würden.

In der Frühe des folgenden Tages bedeckte Schnee das Standlager und fiel noch, als wir beim Frühstück sassen. Gegen 10.30 Uhr trat eine kleine Besserung ein. Band schlug vor, dass zwei von uns nach einem vorteilhafteren Zugang zum Gletscher suchen sollten, anstatt im Lager zu brüten. Er und ich stiegen um 11 Uhr über die Blockhalden oberhalb des Lagers, auf den rechten Rand des Eisbruchs zusteuern. Das Eis vermeidend, wanden wir uns nach rechts um eine Felsenbastei und suchten nach einer Möglichkeit, sie zu erklettern. Obgleich wieder Nebel einfiel, beschlossen wir, eine leichte Rinne an der Seite der Bastei zu ersteigen. Wir bezeichneten den Weg mit Steindauben und hielten uns ganz links wegen der Eistürme, die oben rechts über uns hingen. Wir krochen etwa 90 m weit hinauf. Am Ausgang der Rinne überraschte uns ein kurzer Schneehang, der bequem zum Gletscher hinaufführte.

Dicker Nebel hüllte uns jetzt ein, und es begann wieder zu schneien. Wir vermochten nicht zu sagen, welche Stufe des Gletschers wir erreicht hatten. Der Berg blieb unsichtbar. Doch bewahrte die Erinnerung ein ungefähres Bild des Gletschers, wie wir ihn vor zwei Tagen vom Pass aus vor uns hatten. Uns auf ein Gefühl für die Umrisse und Höhenlinien des Berges verlassend, drangen wir quer über den Hang in den Nebel vor. Nach zwanzig Minuten prasselte Flockengewirbel herab, und wir erwogen den Rückzug. Doch wollten wir zunächst frühstücken und dem Wetter Gelegenheit geben, sich eines Bessern zu besinnen.

Bei den letzten Bissen hörte der Schneefall auf, und der Nebel lichtete sich etwas. Etwa zweihundert Schritt voraus sichteten wir quer über den Gletscher laufende Spalten und Eiswellen. Daraus schien mit ziemlicher Sicherheit hervorzugehen, dass wir uns auf dem Hauptgletscher befanden. Wir trabten weiter und wanden uns glücklich durch die Spalten zu einer Stufe des Gletschers. Bald darauf spaltete sich der Wolkenvorhang zauberhaft und gab ein Stück blauen Himmels frei. Unmittelbar über uns dräuten jäh die Felsplatten und Eisabstürze des Westsattels. Nachdem wir Seile und Haken hinterlegt hatten, begaben wir uns sehr befriedigt ins Lager zurück.

Tafel 17: Huagaruncho vom Pik 29. Die Route verläuft über den Westgrat vor dem Beschauer. Der hier sichtbare Teil ist etwa 1000 Meter hoch.

Das Glück war uns heute hold gewesen. Frohgemut huldigten wir wiederum dem Glauben, den Gipfel in zwei bis drei Tagen erreichen zu können. Daraus wurden in der Folge aber zwölf Tage, und der Erfolg blieb bis zum letzten Augenblick bänglich in der Schwebel.

Jetzt galt es, ein Lager am oberen Ende des Gletschers zu beziehen und den Sattel zu erreichen. Kempe, Matthews und drei Träger schleppten das Gepäck. Band, Streetly und Tucker bauten die Stufenleiter durch die Eiswand zu einer Gratstelle etwas oberhalb des Sattels. Sie befestigten 60 m Standseil und griffen danach den Grat an. Ein senkrechter, eisgepanzelter Gratturm sperrte den Weg. Tags darauf fahndeten sie links nach einer Möglichkeit, das Hindernis in der Nordflanke zu umgehen. George Band arbeitete drei Stunden an einem Firnhang, den er den schlimmsten seines Lebens nannte. Er zog 20 m Seil nach sich, fand, dass er nicht absteigen konnte und seilte sich am eingestossenen Pickel ab, den er opfern musste. Kempe und ich waren inzwischen vom Pik A abgewiesen worden, als uns nur noch 60 m vom Gipfel trennten. Im Lager freuten wir uns über Bands Bericht.

Jetzt kamen Kempe, Streetly und ich an die Reihe zu zweitägiger Arbeit oberhalb des Gletscherlagers. Von der Nordflanke abgewiesen, bemühten wir uns, die Schwierigkeiten des Grates auf den steilen und schattigen Hängen zu umgehen, die südwärts vom Sattel abfallen. Am ersten Tag überschritten wir den Sattel und stiegen südlich zu einem kleinen Hängegletscher ab. Da der Hängegletscher nirgendshin führte, blieb als einzige Hoffnung das Überwinden seiner Randkluft und der sehr steilen Hänge über ihr. Wir verbrachten den Rest des Tages mit dem Durchstieg.

Am folgenden Tag kamen wir wieder und begannen den Quergang an den Steilhängen über der Randkluft. Nie zuvor hatten wir es mit so steil geneigtem Weichschnee zu tun gehabt. Um mit ihm fertig zu werden, musste man ein geräumiges Band durch seine ganze Breite kerben. In festere Firnflecken trieben wir Pflöcke für die Geländerseile. Im Verlauf von sechs Stunden bewältigten wir 45 m längs der Flanke und 2 m aufwärts. Blieben noch 900 m bis zum Gipfel.

George Band und Jack Tucker lösten uns dann ab. Sie verlängerten die Spur um eine steile und schwierige Ecke herum. Auf eine Eiskante folgte ein Schneehang, der ihnen lawinenverdächtig vorkam. Als alle Seile verbraucht waren, begaben sie sich ins Lager, wurden aber durch einen Schneesturm einstweilen am Fortsetzen der Arbeit verhindert.

John Streetly und ich übernahmen die nächsten zwei Tage. Es kostete den grösseren Teil des folgenden Morgens, den Neuschnee aus der angelegten Spur zu räumen. Dann packten wir den «Lawinenhang» an. Halbwegs hinauf trieben wir einen Pflöck tief ein, den aber keiner von uns für unbedingt zuverlässig hielt.

Erleichtert begrüßten wir festes Eis, in das wir einen Eisenstift schlugen, den ersten vertrauenswürdigen Anhalt nach 90 m. Nach kurzer Rast querte John links hinüber und stand um 16 Uhr endlich auf dem First des Westgrates.

Am folgenden Tag brachen wir früh auf, um uns dem weiteren Verlauf des Grates zu widmen. Er erwies sich als steil, ohne technisch besonders schwierig zu sein. Nach den ersten 60 m hemmte uns ein niedriger Eisgürtel. Über ihm folgte ein aufregendes Stück längs einer dünnen Firnleiste, die ausgesetzt über der Südflanke hing. Dann kam langweiliges Stampfen durch tiefen Schnee zu einer etwa 45 m hohen Eisschranke. Links von ihr ging es auf verdächtiger Brücke über eine Spalte. Um die Ecke führte John gradeswegs die Eiswand hinauf. Wieder kam ermüdender Tiefschnee bis zu einem grossen Band, das 200 m unter dem Gipfel durch die ganze Bergflanke zieht. Hier dauerte es eine Stunde, bis wir entdeckten, was die einzig mögliche Fortsetzung des Anstieges über dem Band zu sein schien. Widerstrebend liessen wir es bei dieser Tagesleistung bewenden und kehrten ins Lager zurück.

Kempe, Band und Tucker standen schon zur Ablösung bereit. Sie brachen im Morgendämmern auf und erreichten mittags unsern höchsten Punkt. Dort stellte sich ihnen eine 75 m hohe Steilwand entgegen. Sie verlangte vier Stunden harter Arbeit. Sechs Meter weit lag auf glattem Eise abschüssiger Schnee. Kurz vor der Oberkante der Wand überfiel sie ein heftiger Schneesturm bei starker Kälte. Um 16.30 Uhr entschlossen sie sich zur Umkehr. Bei Streetlys Eishang wurde es dunkel. Die Stufen waren verschneit, was zu langsamem und überaus vorsichtigem Gehen zwang. Nur der helle Vollmond ermöglichte es ihnen, das Lager um 23 Uhr zu erreichen. Fünf Stunden lang hatten sie sich durchs Halblicht getastet.

Am 17. August waren wieder John Streetly und ich an der Reihe. Wir verliessen das Gletscherlager schon vor dem Morgendämmern, fest dazu entschlossen, dass dies der letzte Anlauf zum Ziel werden müsse. Rastlos und schweigend kletterten wir die schon so vertraute Spur hinauf. Etwas behindert durch den die Stufen füllenden Neuschnee, gelangten wir um 8.15 Uhr zum bisher höchsten Punkt. Dankbar bedienten wir uns des von George Band angenagelten Geländers und der bis zum Ende der Firnwand gehackten Stufen.

Zwei Absätze forderten uns heraus, die mich die schwersten des ganzen Anstieges dünkten. Der erste bestand aus dem weichsten und tiefsten Schnee, den wir bisher angetroffen hatten. Auf einer Strecke von zehn Schritten stak ich bis zum Hals darin. Mit den Armen schob ich ihn haufenweise beiseite und wühlte mich in eine Grube hinein, deren Seiten über mir zusammenbrachen. Allmählich reichte mir die weisse Flut nur bis zur Brust, und neue Gipfelhoffnung bewegte mich. Nach 12 m und 45 Minuten konnte ich wieder gehen. Die zweite Stelle war eine eklige und etwas beängstigende Ecke, um die ich mich in die Nordflanke hinüberschwang. 10 cm Graupeln lagen hier auf weichem Schnee; und keinem

Stand durfte man völlig vertrauen. Doch war es nur ein kurzes Stück. Ich wurde gut gesichert, und es konnte nicht mehr weit zum Gipfel sein.

Wir gelangten jetzt auf den gewölbten Hang der Gipfelpyramide. Da wir wussten, dass Wächten über die Südseite ausluden, schlugen wir Stufen links an der Schneide hinauf, die sich nordwärts vom höchsten Punkt herabsenkt. Da sich der Abhang hohl einwärts bog, wurde er so steil, dass wir in die letzten Meter auch Handgriffe kratzen mussten. Ich stiess den Pickel tief ein, zog mich an ihm hoch und landete atemlos 9 m vor dem Gipfel. Durch den Nebel starrend, rief ich John zu: «Ich sehe nichts Höheres. Komm rauf! Ich sehe nichts Höheres.» Noch einige Augenblicke, und wir standen zusammen um 11.15 Uhr auf der Spitze.

Wegen der Wächte wagte sich jeder nur einzeln an die äusserste Kante, vom andern gesichert. Nach zwei Wochen anstrengender Arbeit fühlten wir uns freudig belohnt.

Wir verweilten drei viertel Stunden dort oben, assen von den kargen Vorräten und nahmen Nebelbilder voneinander auf. Noch haftete eine Wolkenhaube am Gipfel, als wir es an der Zeit fanden, uns abwärts zu bewegen. Lebhaft erinnerten wir uns an die peinlichen Stunden vor drei Tagen, als wir am Spätnachmittag über schmelzende Stufen abstiegen. Im Bewusstsein, dass die meisten Unfälle beim Hinuntergehen vorkommen, übten wir die grösste Vorsicht, kamen aber trotzdem schnell weiter. Wir liessen alle Halteseile an ihren Haken in der Erwartung, dass die Gefährten wohl auch Lust auf den Gipfel verspüren würden. Um 15.30 Uhr fanden wir uns im Gletscherlager ein.

Noch am selben Abend suchten wir das Standlager auf, müde aber mit dem befriedigenden Gefühl, einen schönen Bergtag hinter uns zu haben. Hände wurden geschüttelt, Schultern geklopft und Bierflaschen verteilt, eine ganze für jeden. Zuletzt hob man uns auf die Rücken der Träger zu einem Festzug rund ums Lager. Nach Ablauf einer Anstandsfrist raffte sich Jack Tucker zu einer bestürzenden Mitteilung auf: «Mike, ich habe eine traurige Nachricht für euch. Tom Bourdillon und Dick Viney sind in den Alpen tödlich verunglückt.» Wir wollten es nicht glauben; aber da stand es in der Zeitung gedruckt. Das dämpfte den Jubel und lastete schwer auf dem Gemüt. Tom und Dick waren zwei führende Mitglieder einer eng befreundeten Oxforder Klettergemeinschaft. Ihr Tod traf uns schwer.

Vier Tage später unternahmen wir die letzte der Besteigungen. Das Ziel war Pik A, gleich westlich vom Huagaruncho und der Zweithöchste der Gruppe. John Kempe und ich hatten einst die Zugänge zu den Westhängen des Nordgrates erkundet und dann einen Besteigungsversuch unternommen. Beidemal ergab sich, dass das Standlager als Abgangsort zu niedrig war. Bis wir die Höhe

von 5200 m gewannen, hatte die Sonne schon eifrig gearbeitet und einen fast metertiefen Schneematsch erzeugt. Beim zweiten Besuch versuchten wir zwei denkbare Anstiege über die Eisklippen der Gipfel, wurden aber jedesmal abgeschlagen. Die Zeit reichte dann nicht mehr zu weiterem Abtasten des Geländes. Jetzt beschlossen wir, so hoch wie möglich auf dem Nordgrat zu lagern, um dem Versuch auf dem Gipfel zwei volle Tage widmen zu können.

Zwei Träger unterstützten George Band, John Streetly und mich am 21. August beim Schleppen des Lagerzeugs. Wir verschanzten uns auf etwa 4930 m Höhe in den Westhängen des Nordgrats. Die Träger verabschiedeten sich, und wir drei bereiteten uns auf die Nacht vor. Zum erstenmal seit vier Wochen strahlte die Sonne den ganzen Tag, so dass es in den Zelten recht warm wurde.

Allen Bemühungen zum Trotz kamen wir am nächsten Morgen erst um 6.30 Uhr aus dem Lager. Der Schnee war aber noch hart unter den Füßen, was schnelles Gehen zum Gletscher am Fuss der Gipfelklippen erlaubte. Nach kurzer Besichtigung eines der Absätze, die John Kempe und mich vor zwei Wochen abgewiesen hatten, versuchten wir es an einer andern Stelle.

Der Pik A spitzt sich keilförmig zu. Südwärts fällt er Hunderte von Metern senkrecht ab. An der Nordseite erhebt sich eine 90 m hohe geriffelte Eiswand, die unter dem Gipfel mit der zackigen Nordschneide verschmilzt, nordwestlich aber in einen leichten Gletscher ausläuft. Auf diesem Gletscher standen wir jetzt. Die günstigste Gelegenheit schien der Anstieg zum Westgrat zu bieten, dem wir dann bis zum Gipfel folgen würden. Verschiedene Eispeiler und Steilstufen drohten mit Schwierigkeiten, deren eine Kempe und ich beim früheren Versuch nicht zu bewältigen vermocht hatten. Deshalb wollten wir den Grat jetzt auf seiner halben Höhe anschneiden.

John Streetly führte über den recht friedlichen Bergschrund und hackte dann Stufen den Eishang gerade aufwärts zum Grat. Während er dies besorgte, von George gesichert, durfte ich eine Stunde lang die Rundschau bewundern. Es war ein prächtiger Tag. Im Nordwesten ragte Yerupaja und in der Ferne die Cordillera Blanca. John schlug sich zu einem hilfreichen Felsen durch und liess George nachkommen. Dann erkletterte er einen Felsen, das einzige nackte Gestein, das uns unter die Füße kam. Noch einige Schritte über Eis, und er stand auf dem Grat.

Von dieser Stelle aus blickten wir den Grat entlang zum Gipfel. Ein gewichtiger Eisturm stellte sich als nächstes Hindernis in den Weg. Lange besprachen wir das beste Verfahren, ihn zu überlisten. Anfänglich befürwortete ich einen Quergang durch die Wand unter ihm. Das hätte aber viel Zeit und viele Eishaken gekostet. Wir wandten uns der Südflanke zu, über der sich mächtige Firnblöcke aufstapelten. Pulverschnee hüllte sie fusstief ein. Es dauerte einige Minuten, bis

wir John davon überzeugen konnten, dass er als der Leichteste von uns dazu verpflichtet sei, das Gleichgewicht der Firnklötze auf die Probe zu stellen und sich rechts um die Ecke zu schlängeln.

Das erwies sich dann als überraschend leicht. Nach einigen Minuten versammelten wir uns in einer Mulde hinter dem Turm, knapp 30 m unter dem Gipfel. Die Endschneide war messerscharf. Rechts hing sie über mit Wächten bewehrt, links stürzte sie erschreckend steil ab. Die einzige Möglichkeit hinaufzukommen, schien eine Eisrinne zu bieten, die zu der Wächte empor leitete. John vertraute sich der Rinne an. Wegen ihrer Steilheit musste er mehrere Stifte einschlagen. Nach drei Viertelstunden sahen wir ihn oben in Betrachtung der Wächte versunken. Sie ermutigte uns in keiner Hinsicht; denn sie war an die 4 m hoch und zu weich für steilen Stirnangriff. Er schlug einen andern Haken ein und begann nach links zu queren. Von der Sicherung gehalten, hackte er eine Bresche durch den First auf die andere Seite, was vierzig Minuten dauerte. Dann stand er auf dem von ihm in die Nordflanke geschnittenen Sims und forderte George zum Nachkommen auf.

Im Verlauf der nächsten Minuten hatten wir die restlichen Stufen geschlagen und uns auf dem Gipfel versammelt. Von luftiger und erheiternder Schneide schauten wir in die Welt. Huagarunchos himmelstrebende Gestalt verschlug uns den Atem. Die ganze Länge unserer Anstiegspur war deutlich zu sehen.

Gern hätten wir uns länger beim Photographieren aufgehalten; aber dies war kein Ort zu längerem Verweilen, denn das Wetter machte wieder Anstalten, uns zu ärgern. Immer nur einer aufs Mal tastete sich die Eisrinne hinunter. Auf dem Grat ging es dann schneller. In der Eiswand über dem Gletscher überfiel uns ein Hagelsturm, der sich beruhigte, als wir über leichteres Gelände schritten. Die Wolken zogen ab, als wir längs der alten Spur durch den Tiefschnee pflügten. Das war also das Ende der Fahrt, dachte ich in Sichtweite der Zelte. In zehn Tagen schwimmen wir heimwärts übers Meer. Meine Nachdenklichkeit endete damit, dass ich plötzlich 3 m tief in einer Spalte hing. Es dünkte mich eine Ewigkeit bis sich das Seil spannte und mich beinahe erdrosselte. Krampfhaft bemüht, einen Fusshalt in die glatte Wand zu kerben, verfluchte ich abwechselnd die Kameraden, das Seil und den Rucksack. Nach errungenem Stand durfte ich mich etwas erholen und das Verfahren erwägen, das mich ans Tageslicht fördern sollte. Nach einer Viertelstunde gelangte ich ins Freie. Wir bündelten die nur noch zehn Schritte entfernten Zelte und traten den Weg zum Standlager an. Damit fand das Unternehmen sein Ende.

NEVADO JIRISHHANCA UND EL TORO

Von Dr. Heinrich Klier

«Der Mensch ist nur dort ganz Mensch,
wo er spielt.» Friedrich von Schiller

Anmarsch und kleine Volkskunde

Ein kleines wieselartiges Raubtier hat einer Indianersiedlung in Peru den Namen gegeben: Huayhuash! Und nach den armseligen Hütten von Huayhuash ist eines der schönsten tropischen Hochgebirge der Erde benannt: die Cordillera von Huayhuash (sprich: Waiwasch), das Wieselgebirge.

Das Huayhuash-Wiesel ist ein braunes, spannenlanges Tier. Der Körper hat die Stärke eines Besenstieles, der Schwanz ist glatt und nicht ganz so lang wie der Körper. Der Kopf ähnelt dem eines Meerschweinchens – aber das Huayhuash ist zugleich der ärgste Feind des Meerschweinchens, das die Indianer gern in ihren Hütten halten. Gelangt ein Huayhuash in einen Meerschweinchenstall, so tötet es in einer Nacht bis zu zwanzig der doppelt so grossen Tiere und saugt ihnen das Blut aus der Halsschlagader. Das Huayhuash ist demgemäss der erklärte Feind der peruanischen Hochlandindianer, aber da das Wiesel sehr schlau und flink ist, gelingt es nur selten, es zu fangen oder zu töten.

Am Nachmittag des zweiten Tages unserer Gebirgsreise in die Cordillera Huayhuash plagt eine ungesunde Hitze uns und die 22 Reit- und Tragtiere unserer Kolonne. Von der grossen, sattgrünen Lagune Viconga steigt der uralte Saumpfad zum Portachuelo von Amarajh (Huayhuash) auf etwa 4600 m empor. Auf den Felsblöcken in der Scharte liegen viele kleine Steinchen gehäuft, und unser alter Tragtierführer Lopez legt ein Steinchen dazu, dem Beschützer der Wege als Dank für gute Fahrt.

Im Gegensatz zu 1954¹ hatten wir diesmal als Anfahrtsweg das Hauratal gewählt, mit Oyón als letztem grösseren Stützpunkt (Post, Kaufläden, Autoverbindung nach Lima via Churín 250 km). Die Aufnahme im Hause des Bürgermeisters von Oyón, Don Jorge Delgado, wird uns unvergesslich bleiben: «Wer an Peru Freude hat und um unser Land sich bemüht wie ihr Bergsteiger, an dem haben auch wir Freude. Mi casa, su casa!»

¹ Siehe *Berge der Welt* 1955 S. 167

Mit unserer grossen Tragtierkolonne brauchten wir von Oyón zum Carhuakocha drei volle Tage. Erich Krenmayr und Siegfried Jungmair, die aus gesundheitlichen Gründen erst einige Tage später nachfolgten, machten die Strecke jedoch in zwei Tagen. Und als im Verlauf der Expeditionszeit einmal ein schneller Ritt Carhuakocha–Oyón notwendig wurde, bewältigte ich sie sogar in etwa fünfzehn Reitstunden an einem Tag. Man hat dabei drei Pässe zu überwinden (von Süden nach Norden): Portachuelo de Contaderos Quichas via Pucaranra (zirka 4800 m); Portachuelo de Amarajh, auch Huayhuash genannt (4600 m); Punta Carnicero (4579 m). Schon auf dem Portachuelo von Amarajh (Huayhuash) entfalten die Huayhuashberge sich in ihrer vollen Schönheit. Unmittelbar links über uns die Puscanturpaberger, bewacht von einem unbenannten Fünftausender, der wie eine Flamme aus Fels emporschlägt. Uns gerade gegenüber ragt der kirchturmgleiche Berg «El Trapezio» empor, dahinter zackt die Reihe der im Durchschnitt 5600 m hohen «Siete Colmillos» («Sieben Stosszähne») in den Himmel; sie haben kecke Wächten auf ihren Häuptern sitzen: Wächten, die dem argwöhnischen Bergsteiger eine Gänsehaut aufreiben, wenn er daran denkt, dass dies unbestiegene Berge sind und dass es schön wäre, auch da hinaufzusteigen. Endlich bricht der Nevado Carnicero mit einer vier Kilometer breiten, mehrere hundert Meter hohen Eisflanke zum Kessel von Huayhuash nieder.

Zur Linken weht mit silbernen Fahnen der grosse Wasserfall von Amarajh; als wir tiefer hinabsteigen, fängt sich das Gold der späten Sonne in dem stürzenden Wasser. Sattgrüne und braungrüne Hartmoospolster, rund und gross wie Wirtshaustische, liegen am Rand der Hochmoore und dienen uns und den Tieren bisweilen als Brücken über trügerische Sümpfe.

Gleich neben dem Sumpf setzt ein trockener Punagrashang an; dort führt unser Weg hinab in den Kessel von Huayhuash. Nirgends habe ich Sumpf und Dürre so nahe aneinander gesehen, gleichsam Hand in Hand – und wieder ergreift mich das Menschenfeindliche der Sierra: Eisbrüche droben, schwarze, kahle Hänge darunter, dann Dürre und Sumpf – und dennoch immer wieder Weg und Steg und Hütte, wieder kleine Schafherden, schwarze und braune Kühe mit Kälbern, so munter, als trieben sie sich auf einer satten Alm herum.

Knapp vor Huayhuash streckt plötzlich ein Lamaleittier seinen langen Hals um einen Felsblock, eine ganze Herde dieser stelzenden Kamelschafe hinterdrein. An ihre Ohren haben die Besitzer rote und gelbe Bändchen geknüpft; sie tupfen Farbe und Leben in das Braungrün der Landschaft, eine kleine Heiterkeit für all dieses Sandige, Salzige und Schneeige der Sierra.

Wir sehen schon die Steinmauern und die tabakfarbenen «pacha»-Dächer von Huayhuash. Schon kommen die Kläffer angerannt: vier, fünf hagere halb wilde Hunde rasen wütend um die Fesseln unserer Pferde, bis unsere Arrieros mit Steinen nach ihnen werfen. Ich habe mich oft gewundert, dass so viele Hunde

gehalten werden, da doch die Leute für sich selbst kaum zu essen haben. Ich habe auch nachgefragt, wozu diese Tiere mit ihrem lästigen Gekläff denn gut seien. Ich habe zur Antwort erhalten: «Para guidar las vacas» – um die Kühe zu beschützen. – Vor wem denn? – «Puma»!

Und besser als die Flussrichtung des Wassers macht uns diese Antwort klar, dass wir uns jetzt auf der Amazonasseite der Kordillere befinden. Dann und wann steigt der gefürchtete Puma in den Nächten aus dem Urwald herauf ins Hochgebirge, um sich seine Beute zu reißen. Aus dem Gekläff der Hunde wollen die Viehhalter der Sierra die Annäherung des Raubtieres erkennen und dann der Gefahr begegnen. Ich habe aber nie gehört, dass in dieser Höhe ein Puma erlegt worden wäre.

Drei grasgedeckte Steinhütten, ein Korral für die Milchkühe, ein wenig Wiesengrund zwischen hausgrossen Steinblöcken, ein Bach, ein Weg – und zwei Menschen: das ist Huayhuash, 4300 m hoch am Ostabfall der Kordillere gleichen Namens gelegen, von der modernen Millionenstadt Lima nur etwa 200 km Luftlinie entfernt, in Wirklichkeit aber getrennt durch eine Welt und durch ein Jahrtausend.

Ein wildes Hagelwetter fällt uns aus grauen und gelben Wolken an, die sich aus dem Nupetal hereingewälzt haben. Wir bauen unsere Zelte auf, eins zum Schlafen, das andere zum Kochen und Essen. Unsere peruanischen Helfer und Treiber erbitten sich in einer der Hütten Nachtlager. Sobald der ärgste Hagel Schlag vorbei ist, krieche ich aus dem Zelt, um die Bewohner von Huayhuash kennenzulernen und für alle Mannen Nahrung kochen zu lassen. Aus dem kegelförmigen Grasdach einer Rundhütte quillt Rauch. Ich krieche durch die niedrige Türöffnung und kann zunächst nur das Züngeln einer Flamme wahrnehmen; Rauch und Dunkelheit nehmen mir die Sicht.

Erst nach einer Weile sehe ich vor der Feuerstelle ein menschliches Wesen, das in einer für unsere Begriffe höchst ungemütlichen Haltung auf den Fersen kauert. Es ist eine alte Frau. Als ich grüsse, gibt sie einen kleinen Laut von sich; aber sie wendet ihren Blick nicht vom Feuer. Neben ihr am Boden liegt «pacha», das gelbe trockene Gras; sie stopft es mit teilnahmsloser Gebärde immer wieder in die Feueröffnung. Die Flamme greift gierig danach und verzehrt das Gras im Nu.

Wie alle Hochlandindianerinnen, trägt die Alte einen Hut auf dem Kopf, wie ihn bei uns nur Männer trügen, abgerissene arme alte Männer. Über ihre Schultern hängt das selbstgesponnene schafwollene Rückentuch. Die weissen und roten Farben haben sich den schwarzen angenähert. Ihr Gesicht ist dunkel und faltig; ihre Lippen bewegen sich manchmal, ohne einen Laut hervorzubringen.

Ich setze mich auf die Bank neben der Feuerstelle. Die Bank ist aus Stein, darauf liegt ein getrocknetes Hartmoospolster, auf dem es sich warm und an-

genehm sitzen lässt. Es ist gut, so in die Flammen zu starren; zu sitzen, derweil draussen der Hagel schmilzt und eine Nacht aufzieht, so schnell und unvermittelt, wie es nur in den Tropen geschieht.

«Können wir Milch (leche) bekommen?»

«Morgen früh.» Sie sagt es mit singender Stimme, und sie spricht das Spanische wie eine ungewohnte Fremdsprache. Ihre Muttersprache ist das Ketschua, die uralte Sprache der Hochlandindianer Nordperus, mit den glucksenden Konsonanten und dem Gesang der vielen a- und u-Vokale.

«Oder können Sie uns einen Hammel (carnero) verkaufen und braten?»

«Nein.» – «Oder Kartoffeln (papas)?» – «Ja.»

«Und Käse (queso)?» – «Ja.»

Kartoffeln und Käse werden unser Abendessen. Nach der Konservennahrung der letzten zwei Tage schmeckt das vorzüglich, auch wenn die Nöpfe, aus denen der Käse genommen wird, nicht appetitlich aussehen.

Die Hütte misst etwa eineinhalb Meter im Durchmesser. Feuerstelle und Bank sind die einzigen Einrichtungsgegenstände. Daneben liegt noch ein kleines rundes Hartmoospolster; wie wir später draufkommen, der Sitz für den kleinen Cirillo. Die Nöpfe und Kannen stehen am Boden herum, alle sind gleichartig rauchschwarz; manche eigenartige indianische Töpferarbeit findet sich da neben Blechkannen; als Milchgefäße dienen getrocknete und ausgehöhlte Schalen einer Kürbisfrucht. Der Rauch der Feuerstelle zieht un gelenkt durch das Grasdach ab. Die Hütte muss sehr alt sein, denn das Stützgestänge aus den knorrigen Ästen des Queñuabaumes ist dick und schwarz verharzt. Die Lücken zwischen den Steinen sind mit Gras und Moos verstopft, und vor diesem Feuer entsteht für mich schier der Eindruck heimeliger Wärme.

«Wie alt sind Sie wohl?»

Sie sieht kurz auf, dann senkt sich wieder die Hutkrempe über ihren brennenden Tierblick. Ich denke schon, ich werde keine Antwort erhalten. «Sechzig», flüstert sie, «oder siebzig.»

«Sind Sie schon lange hier in Huayhuash?» – «Vierzig Jahre.» – «Und Ihr Mann?» – «Muerto (Tot)!»

«Und Kinder?» – «Ja. Hijos (Söhne).» – «Wie viele?» – «Bastante (genug).» – «Wo sind die?» – «Drunten. In den Feldern. In Jesús.» – «Jesús?» – «Ja.»

«Was ist Jesús?» – «Drunten, wo die Felder sind. Jesús. Das Dorf.» – «Huayhuash ist die Alm von Jesús?»

Sie nickt, dann sagt sie irgend etwas auf Ketschua und hört mitten im Satz zu reden auf. Huayhuash ist die Alm von Jesús, und hier haust die Frau seit vierzig Jahren; hockt vor der Feuerstelle und starrt in die Flammen; friert in der Nacht und wartet auf die Sonne des Tages, das göttliche Gestirn der Hochlandindianer, dem auch heute noch ihre ganze Liebe gehört und das ihnen täglich neu das

Leben schenkt, dieses bisschen Leben am Rande des menschlichen Daseinsraumes. (Jesús ist ein Dorf eine gute Tagesreise im Osten, dem beinahe die ganzen riesigen Almgebiete am Ostabfall der Huayhuash-Berge gehören.)

Ich krieche ins Freie. Es ist Nacht geworden und kalt. Vor dem Zelt steht im Schein der Kerze ein etwa achtjähriger Knabe barfuss im Hagel, den Hut tief in die Stirn gezogen, den kleinen Poncho übergeschlagen. Wie ich mich dem Zelt nähere, weicht er zurück, und seine Augen werden klein und fürchtig.

«Wie heisst du?» frage ich auf spanisch. Er zieht den Kopf ein und weicht noch ein wenig zurück. Osvaldo, unser Treiber, kommt mir zu Hilfe und fragt den Kleinen auf Ketschua.

«Cirillo», sagt er tonlos.

«Wie alt bist du?» Er legt den Kopf seitlich auf die Schulter. «Du weisst es nicht?» Wieder dieselbe Gebärde.

Er weiss auf nichts eine Antwort. Er weiss nur, dass er Cirillo heisst und die Kühe morgens in den Corral treiben muss; dass er an trockenen Tagen das Gras rupfen muss für die Feuerstelle und dass er von der Alten zu essen bekommt; dass er, sobald es dunkel geworden, in seine Schlafstelle im zweiten Steinhaus kriechen wird.

Ich habe mir am nächsten Morgen das Schlafhaus angesehen. Es ist aus groben Steinen rechtwinklig errichtet, als Boden festgestampfte Erde. In einer Ecke liegt ein Knäuel Wolle zum Verspinnen und ein wenig getrocknetes Gras. Hier haben unsere peruanischen Begleiter geschlafen. Zur Rechten ist etwa hüft-hoch über dem Boden ein Lattenrost aus den knorrigen Queñuaästen angebracht. Auf diesem liegen Schaffelle, darauf ein paar Wolltücher. Es sieht eher aus wie das Nest eines Tieres; viel zu kurz für einen Menschen, um sich jemals ganz ausstrecken zu können. Hier nun schläft die alte Frau seit vierzig Jahren, und Cirillo wird auch noch vierzig Jahre hier schlafen, um nachher nicht zu wissen, wieviel Zeit und Leben vergangen ist. Er wird am Morgen aus dem Nest steigen und den Hut zurechtrücken, dann wird er in die Feuerhütte kriechen und «pacha» anzünden – oder seiner Frau zusehen, wie sie das Gras anzündet; er wird Milch trinken, mittags Kartoffeln essen und Wasser aus dem Bach holen. Sollten einmal fremde Reiter an seiner Alm vorbeiziehen, dann wird er sich das eine kleine Weile merken. Vielleicht wird er auch Kinder haben, und am Tag des Festes seines Dorfes Jesús kommt ein «padre» aus einer fremden, vielleicht göttlichen Welt und wird seine Kinder taufen. Sie werden Namen tragen aus einer anderen Welt, christliche, spanische Namen: Manuel, Rodriguez, Cecilie, Jacinta oder sogar Olimpia, wie die Kleine in Oyón. Aber dann werden sie mit ihm hinaufziehen nach Huayhuash, auf die Alm von Jesús. Er und die Seinen werden ein Leben leben ohne Vergangenheit und ohne Zukunft – ohne Angst vor einer bösen Zukunft, aber auch ohne Freude auf eine wunderbare. Das Unfassliche, das Aben-

teuer und die Sehnsucht werden in seinem Denken keinen Raum haben. Mag auch die Sehnsucht unserem Herzen oft tiefe Wunden schlagen, mag das Unfassliche voller Gefahren sein, mögen auch unsere Abenteuer böse enden: Was wäre ein Leben ohne Schmerz und Gefahr? – Wir vermöchten es nicht lange auszuhalten.

Als wir am nächsten Morgen bei leichtem Schneetreiben aus Huayhuash hinausreiten und der Nebel bald die Steinmauern, die gelben Hüttendächer und den kleinen, barfuss im Schnee stehenden Cirillo aufschluckt, weht mich ein leises Grauen an – ja ich fühle mich schuldig, auf derselben Erde mit dem Indianerknaben zu wohnen und nichts zu vermögen, ja: nicht einmal zu wissen, ob es gut wäre, den Menschen auf der Jesús-Alm von einem anderen Leben zu erzählen.

Im Nebel und Schneetreiben dünkt uns der Weg auf die Punta Carnicero besonders weit und mühsam. Mit seinen Hochmooren, den schwarzen Seen und dem riesigen Blockwerk wird dieser Passübergang für mich immer das Muster einer Räubergegend darstellen.

Erster Vorstoss gegen die Jirishbanca (6126 m)

Als wir Ende Juli 1954 unser Standlager am Carhuakocha abbrachen, erstrahlte heller und schöner als alles ringsum das wilde, eisumkränzte Horn, das den zauberhaftesten Namen von allen Bergen Südamerikas trägt: *Jirishbanca*, der «Kolibrischnabel aus Eis». Mit 6126 m steht er zwar erst als vierter in der Reihe der sechs Sechstausender der Cordillera Huayhuash; der Kühnheit und Schönheit seiner Form nach aber haben ihn die meisten Bergsteiger, die dem Nevado Jirishbanca Aug in Aug gegenüberstanden, an die Spitze der Huayhuashberge und mindestens in die Spitzengruppe der Kordillerenberge gestellt. Die Ehrenbezeichnung «Matterhorn von Südamerika» hat bereits in viele Aufsätze über den Nevado Jirishbanca Eingang gefunden. Sie entspricht deshalb ziemlich genau, weil dieser Berg «der letzte grosse Sechstausender der Kordilleren ist, der noch unerstiegen war», wie Professor Kinzl als geographischer Erschliesser der Huayhuash-Kordillere in einem Aufsatz ausführt. Er begründet diese Feststellung damit, dass zwar in der Puna de Atacama noch einige Berge über die Sechstausendergrenze emporragen, dies jedoch Kuppen seien, denen keine grosse bergsteigerische Bedeutung zukommt. Auch in Südperu gibt es höchstwahrscheinlich keinen unerstiegenen Berg mehr, der über 6000 m emporragt.

Damals waren wir von Westen, von Chiquian, an das Gebirge herangekommen und hatten unser erstes Standlager am Jahuakocha aufgeschlagen. Aber es war bald klar geworden, dass eine Ersteigung des Nevado Jirishbanca über die 1000 m hohe, von Riefelfirnflanken und Steilstufen gebildete Westwand un-

möglich sei. Vom Jahuakocha und den Bergen darüber hatten wir damals auch einen guten Blick auf den Nordgrat des Nevado Jirishhanca getan; ihn bloss zu erreichen, schien damals schon ausgeschlossen, von der Begehung dieses Hahnenkammes aus Eis und seiner messerscharfen Schneide gar nicht zu reden.

Also hatten wir uns damals auf die Reise begeben, um auch noch die Süd- und Ostabstürze des Nevado Jirishhanca einzusehen. Es war eine lange, schöne und auch bergsteigerisch ertragreiche Umkreisung der Huayhuash-Kordillere geworden, wobei neben mehreren Erstersteigungen in der Puscantrupagruppe auch die Erstersteigung des Nevado Sarapo, 6140 m (Bachmann-Lugmayr), gelungen war.

Aber bis wir dann am Carhuakocha in Bereitschaft gelegen und an einen Angriff auf den Berg unserer Träume hätten denken können, war unsere Expeditionszeit schon fast zu Ende gewesen. Dass ein kurzer Überraschungsvorstoss an einem solchen Berg keine Aussicht auf Erfolg hatte, nahmen wir alle schon damals an. Die Erfahrungen von 1957 haben jene Annahme bestätigt. Zwar war damals, sozusagen im Abgehen, der Seilschaft Aeberli-Mariner noch die Erstersteigung des schönen Nevado Jirishhanca Chico (5467 m) im Osten und der Seilschaft Gruber-Klier die Erstersteigung des Nevado Ninashanca (5637 m) im Nordosten des Nevado Jirishhanca gelungen; wir waren mit diesen Erstersteigungen dem Berg nähergekommen als je jemand zuvor. Aber verlässliche Anhaltspunkte für eine Ersteigbarkeit hatten unsere Erkundungen dennoch keine gebracht. Sicher war, dass auch der Südgrat und die grausige Südostflanke des Berges vollkommen ausser Betracht fallen konnten. Blieb noch der kühne Ostpfeiler oder die steinschlagbedrohte Nordostflanke. Schweren Herzens waren wir in jenen ersten Augusttagen durch das Tal von Llamac nach Westen, nach Chiquian, abgezogen.

Als Lionel Terray 1956 mit einer kräftigen Mannschaft in die Kordillere zog, wurde uns fast ein wenig bange. Es war klar, dass für ihn nur noch zwei Berge in Frage kamen: der Chacaraju (6113 m) in der Weissen Kordillere und «unsere» Jirishhanca. Terray ging den Chacaraju an und bestieg ihn. Diese Erstbesteigung forderte nicht nur höchste Einsatzbereitschaft und Tapferkeit, sondern auch jenes bergsteigerische Können, das nach Terrays Meinung bereits weit über das alpine Mass hinausgewachsen ist und das gerade in den Anden die ihm gemässen Aufgaben findet. Dies mochte auch für die Jirishhanca gelten. Sie blieb nunmehr der letzte grosse unerstiegene Berg der Kordillere und damit der Neuen Welt überhaupt. Ein strahlendes Ziel, das «Matterhorn von Südamerika».

Die Mannschaft war schnell zusammengestellt. In den Reihen des Österreichischen Alpenvereins finden sich derzeit erstaunlich viele zuverlässige Bergsteiger: In Lienz stand der Dolomitenführer Toni Egger sprungbereit; Egger ist

vor allem durch seine Erkletterung der Westlichen und der Grossen Zinne-Nordwand am selben Tag bekannt geworden sowie durch die dritte Begehung des Dru-Pfeilers. Sein Berggefährte, Herbert Raditschnig aus Villach, Heeresbergführer, war der zweite im Bunde. Alsdann Siegfried Jungmair, der schon in der fatalen Eiger-Nordwand seinen Mann gestellt hatte, und Erich Krenmayr, der als Medizinstudent zum Expeditionsmedikus geeignet schien. Die Leitung der Expedition legte der Alpenverein in meine Hände.

Als wir am Nachmittag des 31. Mai 1957 von der Punta Carnicero gegen den Carhuakocha hinabritten, hoben sich plötzlich die Nebel- und Schneeschwaden, und überirdisch weiss und hoch strahlte wieder der Nevado Jirishhanca über uns. Drei Jahre waren wie nichts verflogen!

Das Standlager schlugen wir auf nunmehr bereits bekanntem Boden auf, etwa 4150 m hoch gelegen, knapp über dem Ufer des smaragdgrünen Carhua-Sees. Die landschaftliche Schönheit des Talschlusses mit den fünf Eisbergen (von Süden nach Norden: Siula, 6356 m; Yerupajá, 6634 m; El Toro, 6121 m; Jirishhanca, 6126 m, und Jirishhanca Chico, 5447 m) können Bilder nur annähernd wiedergeben. Für mich ist es das schönste Stück Hochgebirge, das ich kenne. Die Stelle ist für einen Lagerplatz wie geschaffen, wengleich sie den einheimischen Hirten auch als Salzlecke dient. Das bedeutet, dass hier immer wieder Viehherden zusammenkommen, und da es mehr Stiere als Kühe gibt, setzte es auch öfters wilde Stierkämpfe ab, Stier gegen Stier sowohl als auch Stier gegen Expeditionsteilnehmer.

Als Träger dienten uns Natividad Vedón aus Pocpa (Prov. Bolognesi), der sich schon 1954 bewährt hatte; dazu der junge Martín Fernandez aus Oyón. Sie haben alle Erwartungen weit übertroffen und sich sowohl als Bergsteiger wie auch als Lagergefährten bewährt. Als Bote und Verbindungsmann diente vor allem Aurelio Poras aus Oyón.

Schon auf dem Anmarsch erstiegen Egger und Raditschnig einen unbenannten Schneeberg von 5150 m (Höhenmesser) östlich über dem Portachuelo de Contaderos Quichas, über Südflanke und Ostgrat. Und bereits Anfang Juni waren alle fünf Mannen unterwegs, um den besten Zugangsweg zu unserem Hauptziel Jirishhanca und dem ebenfalls grossartigen, hohen und schwierigen El Toro (Karte: Yerupaja Chico) zu erkunden.

Alle Berge waren noch tief verschneit; neben zahlreichen Neuschneelawinen konnten wir auch den Abgang von grossen Eislawinen, zum Teil ganzer Eisfelder, aus der Nordostflanke des Toro beobachten. Mit dieser Feststellung scheint übereinzustimmen, dass die Berge im Vergleich zu 1954 wesentlich aperer geworden waren. Die ersten Erkundungstage brachten aufs neue den Beweis, dass die Süd- und Südostseite des Nevado Jirishhanca unangreifbar waren. Gewaltige Gletscherbrüche, Eislawinenschluchten und senkrechter brüchiger Fels

machten eine blossе Annäherung an den Fusspunkt des Ostpfeilers unmöglich. Zwar gelangen im Zuge dieser Erkundungen die Erstersteigung des Cerro Alcay (5240 m, Messpunkt der Karte) und des Nevado Alcay (ca. 5300 m), aber zusammen mit den Schneefällen, die immer wieder das ganze Gebirge bis in Hauptlagerhöhe hinab mit einem weissen Mantel zudeckten, drückten die übrigen Erkundungsergebnisse doch auf unsere Stimmung.

Erst als am Spätnachmittag des 5. Juni Raditschnig und ich einen Punkt 5050 m im Nordgrat der kleinen Jirishhanca erreichen konnten, erschloss sich der Weiterweg bis an den Fusspunkt des Ostpfeilers. Zugleich aber sahen und hörten wir von hier aus innerhalb einer Stunde mehrere Eis- und Steinlawinen durch die Nordostschlucht donnern, so dass auch diese zweite Möglichkeit ausfiel; mit ihr hatten wir seit 1954 geliebäugelt. Der Weg zum Gipfel würde also über den Ostpfeiler führen müssen: über den nördlichen Jirishhanca-Gletscher und eine Eisflanke an den Fuss des ersten Pfeileraufschwunges, diesen gerade empor, dann über drei grössere und eine Reihe von kleineren Eisfeldern (die nach unten jeweils überhängend und mit einem Eiszapfenbart abbrechen) an den zweiten Pfeileraufschwung; über diesen senkrecht hinauf an den Gipfelgrat. Riefelfirntürme, Wächten, Walzen und Rollen aus Windschnee verunstalteten ihn derart, dass wir vorerst lieber gar nicht überlegten, wie diese Schwierigkeiten überwunden werden würden. Schon der Weg bis dorthin wies Hindernisse auf, bei denen alle Theorie und Erfahrung nutzlos schien. Zupacken! Das war das einzige, was hier weiterhelfen konnte.

In der Mulde oberhalb des Alcaykocha errichteten wir auf etwa 4800 m Höhe unser erstes Hochlager. Es war das Reich der Huachhua- und Haurish-Vögel, und ein herrliches Blumenried säumte es, in dem die rote Distel Huamantinpay neben dem gelben Piriuya-Busch blühte, die margeritenähnliche Calhua-Calhua neben der feuerroten Pfefferpflanze Usuhaita und der blassroten Orchidee Tamiagayan. Von hier aus erstiegen meine vier Kameraden am Pfingstsonntag den kühn zugespitzten Nevado Jirishhanca Chico, der uns schon 1954 zugefallen war, zum zweitenmal.

Trotz der nachmittäglichen Gewitter und der Schneefälle, die jede Nacht unser Hochlager eindeckten, bereiteten wir den Weg zum Hochlager II (oberer Jirishhancagletscher) vor. Wir fanden einen guten Felsüberstieg am Nordgrat der Kleinen Jirishhanca und weiter über drei querlaufende Felsrippen bis auf den Gletscherrand. Teile dieses Weges mussten wir für die Träger mit festen Seilen sichern.

Die Überquerung des Firnfeldes verlangte Spürsinn und Glück, denn wir mussten mehrmals unter Eisabstürzen durch, von denen schon Eisschlag niedergegangen war. Im Schneegestöber richteten wir am 11. Juni Hochlager II endgültig ein. Herbert und Toni bezogen die unwirtliche Heimstatt, Erich und ich

fürhten die Träger den beschwerlichen und heiklen Weg zum Hochlager I zurück. Zur Ehre von Natividad und Martín sei gesagt, dass sie nach Überwindung der anfänglichen Scheu vor Gletscherspalten und Felswänden diesen Weg vom Hochlager I zum Hochlager II später auch allein und mit Lasten bis zu 25 kg gegangen sind.

Unmittelbar vom Hochlager II ab musste um jeden Meter hart gerungen werden. Eine steile Eisflanke führte an den Fuss des ersten Pfeilers, der an Höhe und Schwierigkeit etwa mit der Schleierkante in den Dolomiten zu vergleichen ist. In dieser Höhenlage und mit den schweren Rucksäcken (an Verwendung von Trägern war in diesem Gelände nicht mehr zu denken) erforderte jede Seillänge grosse Anstrengung. An den schwersten Stellen wurden für den Abstieg Seile festgemacht, insgesamt wohl 250 m. Bewährt haben sich bei den mehrtägigen Vorstössen und Abstiegen die dünnen 100-m-Perlonseile. Am Wochenende konnte dann am ersten Pfeilerkopf, unmittelbar unter dem Ansatz des ersten Eisfeldes, ein kleines Lager mit Ausrüstung erstellt werden. Neuer Schlechtwettereinbruch trieb aber alle Bergsteiger wieder bis ins Hauptlager am Carhuakocha hinab. Das Badewetter hat 1957 in Lima um einen vollen Monat länger als gewöhnlich gedauert; entsprechend mussten wir oben im Hochgebirge einen Monat über die Zeit hinaus auf das Sommerwetter warten!

Bereits am ersten halbwegs schönen Tag, an Fronleichnam, stiessen wir zum zweiten Male gegen den Nevado Jirishhanca vor. Die Hochlager hatten die Schlechtwettertage gut überstanden, der Weiterweg vom Lager II bis in eine Höhle unter dem ersten Eisfeld verlangte aber wiederum viel Stufenarbeit. Dennoch konnten am 24. Juni zwei und am 25. Juni vier Bergsteiger das romantische, aber kalte Biwak unter dem Eiszapfenvorhang des untersten Eisfeldes beziehen.

Da dieses unterste Eisfeld den Pfeiler in ganzer Breite sperrt und überdies in einen grossen, von Eiszapfen bebarteten Überhang abbricht, blieb den Bergsteigern nichts anderes übrig, als gerade über dem Biwakplatz in langer und harter Arbeit hinter den Eiszapfen einen Tunnel in das Firneis zu schlagen, durch den sie stemmend das erste Eisfeld erreichten.

Über die steilen, nach unten ins Nichts abbrechenden Eisfelder führte die Himmelsleiter an den Fuss des zweiten Pfeileraufschwunges heran. Die Schwierigkeit dieser brüchigen Felsnase über den Abgründen forderte meinen gewiss abgehärteten Männern das Letzte ab.

Was von unten sich als Pfeilerkopf abzeichnete, war in Wirklichkeit nur handtellergröss. Raditschnig musste erst einen Platz zum Stehen abräumen. Dies ge-

Tafel 18: Im Anstieg durch die Nordostflanke des Toro, mit Blick gegen Jirishhanca chico.

Tafel 19: Einschartung über dem Toro-Hochlager, mit Blick gegen die Südabstürze der Jirishhanca.











lang ihm jedoch leicht. Eine Schneewolke stob in die Tiefe; es schien, als ob sich der ganze Gipfelgrat mit ein paar Handbewegungen abräumen liesse. Mit einer Neigung von etwa 70 Grad setzte der Gipfelschneefirst am Pfeilerkopf an. Durch das lange Schlechtwetter waren die Schneeverhältnisse hier derart, dass, ganz abgesehen von der Ausgesetztheit und Gefährlichkeit, ein Weiterkommen einfach unmöglich war. Der First war flaumiger Pulverschnee, in dem man nur schwimmend hätte Höhe gewinnen können. Der Entschluss zur Umkehr war zwingend. Dies machte ihn jedoch nicht leichter, und jeder Bergsteiger wird sich vorstellen können, wie schwer er uns allen gefallen ist, nach vierwöchigem äusserstem Einsatz, kaum mehr 200 Höhenmeter vom strahlenden Gipfel entfernt.

«Ausweichziel» *El Toro* (6121 m)

Der Juni ging zu Ende – und bis auf ein paar kleinere Fünftausender hatten wir noch keine greifbaren Erfolge zu verzeichnen. Strahlend schön – aber unerstiegen – ragte das «Matterhorn von Südamerika» über unser Lager und den smaragdgrünen See empor. Obwohl wir abgewiesen wurden, war unsere Bewunderung für dieses herrliche Stück Schöpfung nicht kleiner geworden. Wir waren dem hohen Ziel näher gekommen als je ein Mensch vor uns – mit Ausnahme der Insassen jenes Unglücksflugzeuges, das 1954 an den Berg geprallt ist. Dieses Unglück war übrigens der Hauptgrund für die peruanische Öffentlichkeit, unser Unternehmen mit grösster Spannung zu verfolgen und in Presse und Rundfunk die «Espedicion Jirishhanca» mit Schlagzeilen und Schlagworten zu bedenken.

Was sollten wir tun? Warten, bis die Verhältnisse an der Jirishhanca und das Wetter im allgemeinen besser würden? Die zwei, deren Fäuste am Gratfirst in dem grundlosen Pulverschnee gewühlt, glaubten an keine Besserung der Verhältnisse!

Also: *El Toro*: Wir brauchten ja nicht lange nach einem Ausweichziel zu suchen. *El Toro* (Yerupaja Chico) ist nur um 5 m niedriger als die Jirishhanca, ihr südlicher Nachbar. Sein Gipfel ist breit wie ein Stierkopf (deshalb der Name); von Westen gesehen, zeigt er sich sogar mit zwei Hörnern gekrönt, aber auch seine Flanken sind wild wie die eines Stieres. Nach Erwin Schneiders Meinung

Tafel 20: Jirishhanca-Ostpfeiler. Tiefblick auf den Verbindungsgrat zur Kleinen Jirishhanca.

Tafel 21: Tiefblick vom ersten Felspfeiler im Jirishhancaanstieg auf den nördlichen Jirishhancagletscher.

Tafel 22: Jirishhanca, 6126 m, der «Kolibrischnabel aus Eis», von Süden. Ostpfeiler und Gipfelgrat, über die der Anstieg führte, sind rechts im Profil sichtbar.

kann dieser Berg nur von Osten her angegangen werden, und zwar über den Gletscher, der aus dem Kar zwischen Yerupaja und Toro herabstürzt: «Er ist jedoch eine einzige Eiskaskade, durch die man nur mit grössten Schwierigkeiten ansteigen könnte. Die Aufstiegsflanke zum Gipfel wird auch nur mit bedeutender Mühe zu machen sein, da sie gerade an der ungünstigsten Schattenseite, nach Südosten, liegt, wo nach unseren Erfahrungen fast nur grundloser Pulverschnee und Eis anzutreffen sind.»

Wenn Erwin Schneider, der Erstbesteiger von Siulá und Rasac, das sagte, dann stimmte es auch. Dazu kamen unsere Beobachtungen während der letzten vier Wochen: Immer wieder waren von beiden Seiten Eislawinen auf diesen Ostgletscher niedergegangen. Besser gefiel uns die Rampe, die von rechts unten gegen links oben durch den gewaltigen, etwa 1500 m hohen Ostabsturz des Berges auf den Gipfelgrat emporführte. Besser nur, denn «gut» wäre übertrieben. Aber der Fuss der Rampe war nur über eine steile, graue, etwa 500 m hohe Felskante zu erreichen, doch meine Gefährten waren so vortreffliche Felskletterer, dass sie vor diesem Teil des Anstieges nicht zurückschreckten. Er erwies sich dann jedoch als so schwierig, dass er im Abstieg nur durch Abseilen zu überwinden war.

Als der Juli mit einem strahlenden Sonntag heraufzog, marschierten drei der Bergsteiger mit den Trägern eilig los und konnten noch am Abend dieses Tages am Rand einer kleinen Gletschermulde unmittelbar unter dem Aufschwung der gewaltigen Ostwand des Toro das erste Hochlager einrichten. Dieses Lager lag auf etwa 4800 m Höhe; etwas höher wäre wünschenswert gewesen; aber gleich oberhalb begann schwierige Felsklettere, welche die Fähigkeiten unserer Träger überstieg. Der Kalkgrat leitete bis an den Anfang der Eisrampe empor.

Trotz ungünstiger Eisverhältnisse und ständiger Gefährdung durch Stein- schlag erreichten zwei Seilschaften auf dieser Rampe die Höhe von 5600 m und bezogen hier ein Biwak. Krankheit und Verlust von Ausrüstung zwangen leider am vierten Tag alle Teilnehmer zum Rückzug bis ins Standlager.

Doch schon am nächsten Tag zogen Egger und Jungmair bei strahlendem Wetter wiederum los. Beide waren in Hochform. Leider mussten sie feststellen, dass das leicht zugängliche Hochlager, das ich selbst erst am Vortag mit den Trägern neu versorgt hatte, ausgeplündert worden war; es fehlten alle Lebensmittel. Trotzdem setzten sie anderntags sehr früh ihren Anstieg weiter fort und erreichten um 8.30 Uhr den Beginn der Eisrampe. Egger fand etwa 100 m links einen etwas besseren Einstieg. Die beiden überwand einen Eiwulst und erreichten dann in zügigem Gang ein zweites Eisdach. Egger kletterte gerade über dieses Dach empor, als ein Donner den Bergraum erfüllte: Eine gewaltige Eislawine brach vom Gipfelgrat nieder und hüllte die gesamte Ostflanke samt der Rampe in wildes Gewölk. Egger hatte in die Deckung zurückspringen können,

und wie durch ein Wunder blieben beide Bergsteiger am Leben. Minutenlang stand die Eiswolke über dem Jirishhancagletscher, ein Sinnbild für die ungeheure Gefährlichkeit dieses Anstieges, Sinnbild aber auch dafür, wie sehr wir in allen Augenblicken dieses Seins in einer höheren Hand sind.

Trotz dieses Erlebnisses stiegen die beiden, kaum hatte sich der Eisstaub gelegt, weiter bergan. Seillänge um Seillänge rangen sie der Rampe und den schweren Rucksäcken ab. Vorbei am alten Biwakplatz erreichten sie das Ende der Rampe und über einen scharf zugespitzten Eisgrat gegen 5 Uhr abends eine kleine Kanzel am Fuss des Gipfelgrates, etwa 5900 m hoch gelegen, knapp neben der Abbruchstelle der Eislawine des Morgens. Hier biwakierten sie bei einer Temperatur von -20° C; es war eine der kältesten, aber auch schönsten Sternennächte des ganzen Kordillerensommers.

Knapp nach Sonnenaufgang setzten die beiden ihren Aufstieg fort. Für die erste Seillänge über den wüsten Abbruch des Eissturzes benötigten sie eineinhalb Stunden. Sodann legte sich der Grat allmählich zurück. Durch hüfttiefen Pulverschnee wühlten sie sich weitere zwei Stunden höher. Sie erreichten um 10.30 Uhr den Gipfel des Toro (6121 m) und hissten dort die Wimpel der Heimat und des Gastlandes.

Der Höhensturm vertrieb die Bergsteiger jedoch bald. Um den Eislawinen und der Bedrohung durch Steinschlag am Ostabsturz zu entgehen, wagten sie den Abstieg ins Ungewisse der «Eiskaskaden», von denen Erwin Schneider berichtet hatte. Dabei leisteten die 100-m-Perlonseile den beiden unschätzbare Dienste; insgesamt seilten sie sich 550 m tief über die Eis- und Felswände ab. Ohne an diesem Tag irgendeine Nahrung zu sich genommen zu haben, erreichten Toni Egger und Siegfried Jungmair gegen 19 Uhr das Standlager am Carhua-See. Die Erstbesteigung und zugleich Überschreitung des Toro ist ein Ruhmesblatt in der Erschliessungsgeschichte der Cordillera Huayhuash, körperlich und geistig ein Muster des neuen «andinen» Stils, wie ihn Terray als erster verstanden hat.

Jirishhanca, der Kolibrischnabel aus Eis (6126 m)

Egger und Jungmair hatten vom Toro nicht nur einen grossartigen Gipfelerfolg mit ins Standlager gebracht, sondern auch die Überzeugung, dass sich in den vergangenen sonnenheissen Schönwettertagen die Schneeverhältnisse gerade in den höchsten Lagen, besonders in den nordwärts schauenden Flanken, seit dem ersten Jirishhancaversuch wesentlich gebessert hätten. Es ging auf Mitte Juli, und unser hartnackige Reihe von Aufgaben in der südwärts anschliessenden Cordillera Raura.

Dennoch entschloss ich mich sofort, die für den nächsten Tag beordneten Tragtiere und Treiber abzubestellen und mit allen Kräften einen zweiten Versuch auf das strahlendste Ziel der südamerikanischen Hochgebirge zu unternehmen: auf den Nevado Jirishhanca.

Inzwischen waren auch Raditschnig und Krenmayr von ihrer Erkundung am Nevado Carnicero (5980 m) zurück, wo sie, unterbrochen durch zwei Biwaks in 5300 m Höhe, dem Gipfel bis auf 5700 m Höhe näherücken konnten. Mangel an Ausrüstung zwang sie zum Abbruch und Rückzug.

So konnten am 10. Juli alle Bergsteiger und Träger für den zweiten Jirishhancavorstoss eingesetzt werden, und noch am gleichen Abend gelang es, über das frühere Lager I das Hochlager II am oberen Jirishhancagletscher neu einzurichten.

Da das Schönwetter zu Ende zu gehen drohte, mussten wir rasch handeln. Für eine Belagerung fehlte diesmal die Zeit. Nur persönlicher Schneid konnte noch zum Ziel führen: biwakieren statt zelten; knabbern statt essen; und im übrigen klettern, nach oben drücken; keine Abstiege in die vorbereiteten Lager, um am nächsten Morgen gleich dort fortsetzen zu können, wo man am Vorabend hat aufhören müssen. Es ist die härteste Art, die sich an einem so schweren und hohen Berg denken lässt – und von spielenden Menschen kann niemand solchen Einsatz heischen; aber Egger und Jungmair gingen von sich aus drauflos.

Schon in aller Frühe stiegen sie am anderen Morgen vom Hochlager II aus nach oben, wobei alle Ausrüstung und Verpflegung selbst zu tragen war. Ihr Vordringen auf dem von früher bekannten Weg: Eisflanke, erster Pfeiler, Eisfelder I bis III, gelang trotz der 25 kg schweren Rucksäcke. Der Eistunnel unter dem ersten Eisfeld war teilweise zugееist, und die beiden mussten ihn erst wieder freihacken. Sie erreichten schon mittags das Eisfeld II, wo sie die Biwakausrüstung zurückliessen. Nachmittags bereiteten sie Eisfeld III und die kleineren Eisfelder oberhalb sowie den schwierigen zweiten Pfeiler vor, wobei ihnen die vom ersten Durchstieg zurückgebliebenen Seile wertvolle Dienste leisteten. Abends seilten sie sich zum Biwakplatz ab. Als Nebel und Schneetreiben aufkamen, schlüpfen die beiden Bergsteiger mit dem schalen Gefühl in den Biwaksack, die ungeheure Anstrengung der beiden vergangenen Tage könnte umsonst gewesen sein. Sie verbrachten eine kalte Nacht unter dem Eiszapfenüberhang des dritten Eisfeldes.

Schneidend und klar zog der Morgen des 12. Juli herauf. Die beiden Bergsteiger auf ihrer weltfernen Kanzel sassen über dem Nebelmeer, das die Täler und tieferen Lager deckte. Der Nordostwind kündete nichts Gutes und trieb Toni und Siegfried zur Eile. Sie mussten jedoch zuerst ihre Schuhe über dem Benzincocher auftauen, denn alle Sachen waren bei -15° C hart gefroren.

Um 7 Uhr früh brachen sie auf. Dank der Vorarbeit des vergangenen Tages erreichten sie den Kopf des zweiten Pfeilers (die Umkehrstelle des ersten Ver-

suches) schon um 8 Uhr früh. Von hier bis zum Gipfel blieben nur noch sechs 50-m-Seillängen. Aber dieser Gang über zerbrechliche Riefelfirnrippen, senkrechte Aufschwünge in brüchigem Zapfen- und Stangeneis und schliesslich über den letzten Wächtenfirst gehört wohl zum Kühnsten, was in den Kordilleren je begangen wurde.

Vom Pfeilerkopf querten die beiden, in der Führung wechselnd, zunächst eine Seillänge am Pfeilerabbruch nach Norden hinaus unter die hausgrosse Schneewalze des Gratfirstes. Da die Verhältnisse in der Südseite so schlecht wie früher waren und der Grat selbst unbegehbar ist, mussten die beiden in der Nordflanke, knapp unter den drohenden Wächtegebilden des Grates, aufsteigen. Bis auf den kleinen Absatz unter der Gipfelwächte konnten wir von den tieferen Lagern aus mit dem Fernglas die beiden verfolgen. Dann fiel Nebel und Schneetreiben ein. Aber unablässig dauerte das harte Ringen in der Riefelfirnflanke des Gipfeldaches fort. Gegen 14.30 Uhr erreichten Toni Egger und Siegfried Jungmair knapp neben dem Ansatz der Gipfelwächte den höchsten betretbaren Punkt, den Gipfel der Jirishanca (6126 m). Die Gipfelwächte selbst hing etwa 30 m frei über die Westwand hinaus.

Für ein paar kurze Minuten flatterten die Wimpel im Nordoststurm und verkündeten, dass Menschen ihren Fuss auf den letzten Sechstausender der Cordillera Huayhuash gesetzt hatten.

Auch der Abstieg gestaltete sich ungemein schwierig. Mit wenigen Ausnahmen (Quergänge) mussten sich die beiden vom Gipfel bis zum Hochlager II abseilen. Der Berg ist so steil, dass ein freies Abklettern unmöglich ist. In 5800 m Höhe hatten die beiden nochmals ein Biwak auf sich zu nehmen. Da sie im Aufstieg das Letzte aus sich herausgegeben hatten und da in dieser Nacht schwere Schneestürme über das Gebirge herfielen, bedurfte es äusserster Willensanstrengung, um diese Freinacht lebendig zu überstehen. Beide Bergsteiger trugen leichte Erfrierungen an den Füßen davon, konnten sich aber am folgenden Tag mit eigenen Kräften bis zum Hochlager II abseilen.

An den Quellen des Amazonas

Die «eigentliche Amazonasquelle» wird immer aufs neue «entdeckt». Ein Strom wie der Amazonas wird natürlich aus Hunderten von Quellflüssen gespeist, und viele Auffindungen von Quellen waren echte Entdeckungen.

Professor Kinzl, dem ich die Liebe zur geographischen Wissenschaft verdanke, hat mir schon 1954 gesagt, dass er die Cordillera Huayhuash für das Quellgebiet des Marañon halte, und da der Marañon der mächtigste und längste Strom des Amazonasnetzes ist: für das Quellgebiet des Amazonas.

Nach dem Erfolg an der Jirishhanca dünkte uns, wir hätten ein Recht, nun auch ein wenig zahmeren Neigungen nachgehen zu dürfen. Die drei jüngeren Gefährten reisten südwärts, erstiegen von Huayhuash aus noch den kühnen «Trapezio» (5650 m) und machten sich dann im hochgelegenen uralten Schwefelbad Churín ein paar gute Tage; Toni Egger und ich entschlossen uns zu einer Reise die Flüsse hinab zum Marañon.

Drei Stunden flussabwärts vom Carhuakocha liegt an der Vereinigung des Carhua-Flusses und des vom Ninakocha kommenden Wassers das in der ersten Bergwerkszeit bedeutende, heute weltabgeschiedene Dorf Queropalca. Von hier gelangt man auf verwegendem Pfad über einer tief eingeschnittenen Schlucht in einer halben Tagesreise nach Baños. Dies ist ein freundliches Dorf, das in Europa wohl ein Badeort ersten Ranges geworden wäre. Denn wenige Kilometer ostwärts findet sich eine Zone heisser Quellen, die Schwefel und Eisen enthalten und manchenorts mit 80° C aus dem Boden sprudeln. Unterhalb der besten Quelle trafen wir mitten im Wildland auf grosse, gut erhaltene Badebecken aus der Inkazeit, in denen wir abends und wieder am nächsten Morgen badeten. Das Wasser ist so kräftig, dass wir nachher jedesmal vollkommen erschöpft im Grase lagen.

Oberhalb von Baños vereinigen sich die Flüsse von Nina- und Carhuakocha mit dem von Huayhuash abfliessenden zum grossen Nupefluss. Und eine halbe Tagesreise unterhalb von Baños wiederum vereinigt sich der Nupe mit dem von der Cordillera Raura abfliessenden Laurifluss.

Zwei abenteuerliche Brücken spannen sich über die Flüsse und den Tingo von Huarín; und dies ist eine sowohl für den Verkehr als auch für die Geographie höchst bedeutsame Stelle: denn von hier ab führt der Fluss den Namen Marañon. Die Bewohner des Dorfes Huarín nennen ihn bereits so.

An diesem 16. Juli, als wir unsere Pferde über die aus schwankendem Eukalyptus gebauten Brücken von Huarín gängelten, führte der Nupe mindestens doppelt so viel Wasser als der Lauri. Ebenso ergab ein Vergleich der beiden kalkigen Zeichnungen in den Bachbetten, dass der Nupe auch in Zeiten hohen Wasserstandes dem Lauri weit überlegen sein müsse. Dies bestätigte uns auch unser Begleiter Pasquale.

Auf dieser Basis lässt sich nur sagen, dass der Marañon-Amazonas im Nupe seinen würdigsten Stammhalter besitzt, dass also die Huayhuash-Kordillere das Quellgebirge des mächtigsten Stromes der Erde ist. Von den vier in Frage kommenden Nupe-Quellflüssen (Wasserfall von Amarajh, Raura-Plateaugletscher, Siulá-kocha, Ninakocha) hat der letztgenannte, der smaragdgrüne «Feuersee» am Fuss der Jirishhanca, über den unser Weg vom Lager I auf Lager II hoch hinweggeführt hat, die meisten Aussichten, bei einer genauen Messung die Krone zu behalten. Dies nicht nur deshalb, weil ich es gerne sähe, dass der Vater der Ströme im eisgeborenen Feuersee zu Füßen unserer Jirishhanca seine «eigent-

liche» Quelle hätte, sondern weil auch ein Blick auf das vorhandene peruanische und nordamerikanische Kartenmaterial zusammen mit der Alpenvereinskarte 1:50 000 von Kinzl und Schneider diesen Schluss nahelegt.

Der Tingo von Huarín liegt in einer Zone roten Gesteins. Darüber steigen aus den Schluchten die gelben Punagrashänge, in die einzelne kleine braune Kartoffelfelder und gelbe Getreideäcker gezeichnet sind. Über diesem Gelb und Braun schweben wolkengleich in einer Entfernung von etwa 40 km die Eisberge der Kordillere von Huayhuash.

Weiss und unberührt erstrahlte zwischen den anderen der kühne Berg Jirishanca, der Kolibrischnabel aus Eis – und nichts als die Freude in unseren Herzen verriet jetzt, dass er unser geworden war.

IN DER CORDILLERA BLANCA UND VILCANOTA

Anden-Expedition 1957 der DAV-Sektion Schwaben

Von Günter Hauser

I. Cordillera Blanca

Die Pyramide de Garcilaso¹ und ihre drei Schwestern

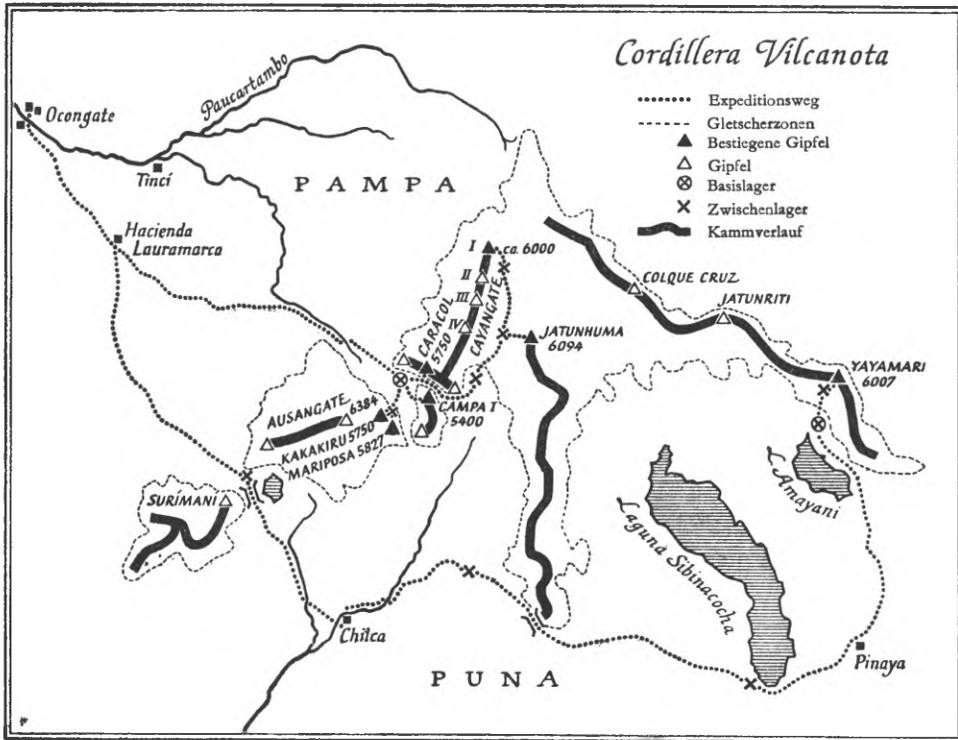
Wenn man mit der kleinen Eselkarawane in 8 Stunden 2000 m hoch von Caràs im Santatal zum Parronsee hinaufgeschnauft ist, könnte man fast glauben, im Malerwinkel am Königssee bei Berchtesgaden zu stehen: ein langer See, links und rechts steile, dunkle Felsen, die ein Weitergehen fast unmöglich machen; am Ende des Sees ein angeschwemmtes Ufer und an Stelle der «Kapelle» ein einzelner Queñuabaum – Hauptlagerplatz früherer Expeditionen. Aber nun löst sich der Blick von der Wasseroberfläche, gleitet empor – und da ist die Grenze des Vergleichs: Auf dunklen Schrofen steht hoch über dem See-Ende eine schneeweisse Pyramide; mit dem türkisblauen See steht sie in schreiendem Farbkontrast: die 5885 m hohe «Pyramide de Garcilaso».

1955 errichteten Deutsche unter Leitung von Hermann Huber auf etwa 5000 m ein Hochlager, mussten aber nach drei Tagen schlechten Wetters abbrechen. 1956 trieben Briten unter Leitung von George Band drei Lager gegen den Gipfel vor, konnten aber des schlechten Wetters wegen nichts erreichen.

Es gibt zum Glück noch kein Hotel am Parronsee – auch kein Boot, um an das andere Ufer zu kommen. Aber wir haben aus krummen Ästen und sechs Luftmatratzen ein Floss gebaut, das zehn Zentner trägt. In zwei Tagen ist alles im Hauptlager unter dem Queñuabaum, und gleich am nächsten Tag wird Lager I in Mont-Blanc-Höhe auf dem Gletscher errichtet.

Es gilt die Regel, dass Berge zum erstenmal über ihre Grate bestiegen werden. So nahm man seither an, dass die Pyramide entweder über den Nord- oder vielleicht auch über den Westgrat «ginge». Also bepacken wir uns zu dritt wie Maulesel und steigen den spaltenreichen Gletscher hinauf zu einem Sattel zwischen dem Nordgipfel der Pyramide und einem zweigipfligen, unbenannten Berg im

¹ Die «Pyramide» ist in Europa und auch in Peru unter diesem Namen bekannt. Doch haben der «Club Andino» und der «Club Cordillera Blanca» in den hiesigen Tageszeitungen als neue Bezeichnung den Namen «Garcilaso» bekanntgegeben. Die Bezeichnung des Nordgipfels ist: «Pico norte de Pyramide».



Nach Angaben von G. Hauser und Ing. W. Wurdack. Höhen in Metern.

selben Kamm. Dort errichten wir auf etwa 5500 m Lager II. Jetzt kann nichts mehr schief gehen, denken wir; morgen sind wir ohne Biwak auf dem Gipfel!

Anderntags wird die Sache jedoch bald ernst: eine steile Eiswand baut sich vor uns auf, weder links noch rechts ein Vorbeikommen – also direkt! Gut, dass man im Eis Griffe und Tritte formen kann. Ein Eishaken erhöht die Sicherheit. Dann betreten wir den steilen Hang, der zum Nordgipfel der Pyramide führt, unserem ersten Berg in Peru (ca. 5700 m). Wir schleichen über die zarte Gipfelwächte und bleiben verblüfft stehen; was sich hier unseren Augen bietet, habe ich weder in den Alpen noch im Himalaya gesehen. Auf einem Grat, links von unbegehbaren senkrechten Felsen und rechts von steilem Eis begrenzt, stehen papierdünne Doppelwächten bis hinüber zum Aufschwung des Hauptgipfels. Es bliebe kein anderer Weg, als sich diesen heimtückischen Gebilden anzuvertrauen, aber das ist unmöglich. Rückzug vom Nordgrat! Deprimiert steigen wir zum Lager ab. Von unten kommen unsere Träger Emilio und Eugenio Angeles mit einem zweiten Zelt und Lebensmitteln herauf. Ich wollte im Falle eines Rück-

schlages ein starkes Lager II, aber nun ist alles umsonst. Unsere Chancen an der Pyramide scheinen zu sinken.

Die Zelte müssen am Morgen erst aus dem nächtlichen Neuschnee gegraben werden. Dann queren wir unter den unbenannten Doppelgipfel, den wir «Nevados de Parron grande» (ca. 5650 m) und «Nevados de Parron chico» (ca. 5550 m) nennen. Wir steigen direkt über die Flanke zu dem Sattel zwischen beiden Gipfeln – etwa sechs Seillängen in der Steilheit der Brenvaflanke. Emilio begleitet uns. Noch zwei Seillängen vom Sattel hinauf, dann stehen wir auf dem überwächteten Gipfel des «chico». Unser zweiter Berg! Wir bereiten noch den Weg zum grösseren Gipfel vor, doch dann zwingt uns Schneetreiben zum Rückzug. Eine kleine Lawine beim Abstieg verwirrt unsere beiden Träger, Emilio, der mit uns ging, und Eugenio, der unten wartete. Sie wollen hinunter zum Lager I, doch es ist spät, und wir errichten ein Lager III. Diesmal sorgen wir für die Träger, stellen die Zelte auf, geben ihnen unsere Schlafsäcke und behandeln ihre kalten Füsse. Bald haben sich diese ausgezeichneten Männer wieder beruhigt und arbeiten in gewohnter Weise.

Der nächste Morgen ist eisig: Die Schuhe sind gefroren, Töpfe und Kocher kleben an den Fingern. Die Träger gehen hinunter nach Lager I, während wir erneut am «Nevados de Parron grande» ansetzen. Vom Sattel aus verwehren riesige Wächten den Weiterweg; also gehen wir auf ihrer «Unterlippe». Endlich können wir zwischen zwei Wächten auf den Scheitel gelangen. Schwere Spuarbeit, ein steiler Aufschwung – der Gipfel? Nein! Nochmals 100 m Wühlarbeit, aber dann haben wir unseren dritten Fünftausender.

Auf einen Ruhetag in Lager I folgt ein Erkundungsvorstoss an der Nordwestflanke der Pyramide, denn auch der Westgrat, den George Band zuerst versuchte, scheidet unserer Ansicht nach aus. Zwölf Stunden lang taumeln Bernhard Huhn und ich unter einer tropischen Hochgebirgssonne in dem knisternden Eisbruch herum, suchen einen Aufstieg zum Eisbalkon in der Wandmitte zu finden. Auf diesem Balkon treffen sich die Rinnen, die vom Gipfel herabziehen, dort strömen auch die grossen und kleinen Lawinen zusammen, die von der Hitze oder vom Frost losgelöst werden. Als wir den Balkon endlich erreichen, ist die Zeit schon weit vorgeschritten, und wir müssen uns in der hereingebrochenen Nacht den Spalten entlang und über Moränenschutt zum Lager I hinuntertasten.

Am Morgen steigen Bernhard Huhn, Horst Wiedmann und ich in fünf Stunden wieder auf den Eisbalkon (5400 m). Eine Randkluft bildet den Übergang zu einer 60 Grad und mehr geneigten Rinne, die lawinensicher ist. Was nun folgt, ist Galeerenarbeit. Seillänge um Seillänge schiebt sich unsere Dreierpartie aufwärts; ich schlage über 2000 Stufen. Nach zwölf Seillängen ist es dunkel, und wir beziehen in einer Eisspalte (5800 m) ein Biwak. Es ist unbequem, doch dank unseren gut gefertigten Schuhen und Fusssäcken nicht übermässig kalt.

Der andere Morgen (29. Mai) wird entscheidend: Noch wissen wir nicht, ob uns der Gipfel ein unüberwindliches Hindernis entgegenstellt. Wohl befinden wir uns, genau besehen, auf dem Westgrat, aber den gibt es eigentlich gar nicht: wilde Eistürme, grosse Wächten und dazwischen zum Glück eine steile Eisrinne, die allein einen Weiterweg vermitteln kann. Und da, ganz unvermittelt, zwei Seil-längen höher am Ende der Rinne, nach Durchschlagen einer Wächte – der Gipfel! Jetzt stimmen drunten im Tal unsere drei Träger ein Freudengeschrei an; sie hatten schon mit den Engländern den Berg belagert. Wir hissen die Fahne des Gastlandes Peru und darunter die Fahne der Bundesrepublik.

Etwas erschöpft erreichen wir bei Dunkelheit Lager I, wo uns die braven Träger überschwenglich umarmen und uns noch in der Nacht ins Hauptlager hinuntergeleiten. Das Floss wird wieder konstruiert, kriecht über den See, vier Esel übernehmen die Lasten, und bald entschwindet das Idealbild eines Berges in unvergleichlicher Landschaft unseren Blicken – nurmehr Erinnerung.

Nevado Alpamayo

Der Alpamayo ist in seiner Form keinem anderen Gipfel vergleichbar. Von der einen Seite eine steil aufstrebende Pyramide, so etwa wie ein Kind sich einen Berg vorstellt. Die Schenkel dieser Pyramide sind mit riesigen Schneewächten von einer Grösse bedeckt, wie wir sie in den Alpen nicht kennen. Das andere Gesicht des Alpamayo ist noch schöner. Es ist die trapezförmige Südwestflanke. Durch die fast senkrecht einfallende Sonne und die aus dem Amazonasbecken aufsteigenden feuchten Luftmassen hat sich auf der ganzen Flanke sogenannter Riefelfirn gebildet. Der Berg sieht von dieser Seite aus wie eine weisse Kathedrale.

Wir schreiben das Jahr 1948. Drei Punkte bewegen sich am Nordgrat. Es sind B. Lauterburg, R. Schmid und F. Sigrist, die als erste Menschen dem jungfräulichen Gipfel nahen. Aber ein scharfer Knall macht ihre Hoffnungen zunichte; die Wächte, auf der sie stehen, bricht und stürzt mit ihnen 200 m in die Tiefe. Doch ein Wunder geschieht: alle kommen mit Prellungen davon. Sie gehen den Berg nicht wieder an.

Im Jahre 1951 steht eine starke französisch-belgische Expedition im Tal von Alpamayo, um das Werk der Schweizer zu vollenden. Vier Mann steigen am Nordgrat auf, halten sich von den gefährlichen Wächten entfernt. Nach schwierigem Aufstieg gelingt es ihnen, am Ende des Grates einen Gipfel zu erreichen. Früh wird es hier in der Nähe des Äquators dunkel. Um 7 Uhr erreichten sie den Nordgipfel und konnten nicht mehr sehen, dass der Hauptgipfel des Alpamayo, durch einen schwierigen Wächtengrat getrennt, noch mindestens 200 m entfernt und 60 bis 80 m höher stand. Später erschien sogar ein Buch, das in fünf Sprachen

übersetzt wurde und in der englischen Ausgabe den Titel «The Ascent of Alpamayo» trägt. Dieses Buch beruht auf einem Irrtum: Am 13. August 1951 wurde zwar der Nordgipfel, nicht aber der Alpamayo, der «schönste Berg der Welt», bestiegen.

Schon kurz nach der vermeintlichen Erstbesteigung wurde auf diesen Irrtum der Franzosen aufmerksam gemacht. Fünf Jahre lang blieb der Wunsch in mir wach, einmal diesen Berg zu versuchen. Heute ist daraus Wirklichkeit geworden. Am 20. Juni 1957 hissten wir auf dem wahren Gipfel des Alpamayo die Fahnen Perus und der Bundesrepublik. Aber bis wir oben standen, hatten wir den schwierigsten Weg zurückzulegen, den wir je im Eis gegangen sind.

«Burro, burro, paso, paso – caramba!» Drei Tage lang schon treiben die Gebrüder Angeles aus Huaraz und der Arriero mit diesen Rufen sieben Esel an, die unsere Lasten von der gastfreundlichen Hacienda Colcas ins hinterste Alpamayotal bringen sollen. 2600 Höhenmeter schwitzen vier zweibeinige Esel hintendrein und hinauf auf einen 5000 m hohen Pass, um auf schlechtem Pfad wieder auf 4000 m hinunterzurutschen und dann abermals aufzusteigen. Das sind die vier Expeditionsteilnehmer. Ein einziges Haus steht auf unserem Wege. Sonst gibt es hier nur Pumas, schwarze Bären und Andenhirsche. Zur Zeit der Inkas war das anders. Zahlreiche Ruinen zeugen davon, und ein langer verfallener Bewässerungskanal, 8 km durch steile Felswände hindurchgeführt und bloss aus Natursteinen und Erde gebaut, weckt unsere Bewunderung.

Nach drei Tagen sind wir im Hauptlager, und wieder einen Tag später errichten wir auf 5000 m Lager I auf einer Passhöhe, noch auf Felsen, gerade gegenüber der herrlichen Pyramide des Alpamayo. Der Weg wird festgelegt: Nicht über den Nordgrat (wie die Schweizer und Franzosen) wollen wir es versuchen, sondern über den Südgrat rechts der schönen Südwestwand. Zwar wird der Südgrat schwer sein, doch können wir den langen überwächten Gipfelgrat vermeiden, da sich der Hauptgipfel am Ende des Südgrates erhebt.

Aber noch haben wir den gewaltigen Eisbruch nicht überwunden. Er sperrt den Weg zum oberen Gletscherbecken, den Weg zum Südgrat. Zwischen haus hohen Eistürmen und ebenso tiefen Eisspalten irren wir einen ganzen Tag herum, ohne einen Ausweg zu finden. Erst am nächsten Tag gelingt es, über eine schmale Gletscherbrücke dem Eisbruch zu entfliehen. Im oberen Gletscherbecken errichten wir auf 5350 m unser Lager II.

Drei Schritt vor – halt! Vier Schritte – halt! Wir brechen wie Maschinen durch den knietiefen Neuschnee; in der dünnen Luft rast der Atem, und immer wieder müssen wir uns über den Eispickel beugen, wenn es zuviel wird. Bernhard Huhn und ich treiben einen Erkundungsvorstoss an den Südgrat. Der erste Versuch geht fehl: steile Flanken erlauben kein Weiterkommen. Zurück also und senkrecht hinaufgewühlt an die Randkluft! Eine Schneebrücke erlaubt den Über-

gang, und nach zwei weiteren Seillängen stehen wir am Beginn eines kleinen Eisgrates. Aber das Eis ist morsch und bricht unter unseren Tritten zusammen. Wir müssten ausweichen und in einer Eisrinne weitergehen, die so steil ist, dass einem fast unheimlich zumute wird. Es gibt aber keinen anderen Weg, um auf den eigentlichen Grat zu kommen. Für heute gehen wir zurück. Morgen werden wir einen Ruhetag einlegen, um dann übermorgen mit frischer Kraft zuzupacken.

2 Uhr nachts. Der «Phöbus» surrt; langsam schmilzt der Schnee. Wir verlassen die Zelte und treten in die kalte Nacht. Der Himmel bedeckt sich; aber wir steigen auf. Es beginnt zu schneien, wird stärker. Oben an der Randkluft warten wir auf besseres Wetter. Aber der Alpamayo mag heute nicht! Völlig durchnässt stapfen wir wieder hinunter und schlüpfen in die Klepperzelte. Den ganzen Tag und die halbe Nacht schneit es weiter. Wird der Alpamayo unter diesen Umständen noch möglich sein, oder wird die Lawinengefahr alles vereiteln?

Trüber Morgen. Bernhard Huhn und ich stapfen erneut hinauf. Ein Stück weit hilft uns Horst Wiedmann. Wir sinken heute bis über die Knie in den Schnee ein. Endlich haben wir den Weg bis zur Randkluft wieder erkämpft. Aber wo ist unser gestern zurückgelassener Eishammer, die Eishaken und Karabiner? In einstündiger Arbeit wühlen wir anderthalb Meter Neuschnee auf, ohne das wichtige Zeug gefunden zu haben. Wir steigen weiter, erreichen schliesslich die Umkehrstelle von vorgestern. In der steilen Eisrinne hat sich der Neuschnee nicht halten können. Rasch geht es voran, aber dann folgt eine Querung in morschem Schnee auf blankem Eis. Nicht einmal unsere Zwölfzackersteigeisen können einen Halt finden, und wir müssen Stufen schlagen. Zwei Haken fahren nacheinander ins blanke Eis und frieren fest. Die Karabiner mit dem kräftigen Perlonseil schnappen ein – gesichert! Am Ende der Querung folgt ein steiler Seitengrat. Zum Glück wird der Schnee besser, und bald kann ich am Schluss der Seillänge einen weiteren Haken zur Sicherung ins Eis treiben. Aber wieder beginnt es zu schneien, und wir werden völlig durchnässt; da ich, an den Haken gebunden, Freund Bernhard nachsichern muss, bin ich nicht in der Lage, meinen Anorak aus dem Rucksack zu holen. Wir müssen für heute abrechnen. Wie sieht es weiter oben aus? Wird es gehen? Bang lastet diese offene Frage. Wir binden ein langes Seil an den Haken, um anderntags schnell wieder hier zu sein. Dann steigen wir zu Lager II ab, wo uns die Freunde mit Speise und Trank erwarten.

Zum vierten Male stapfen wir hinauf. Drei Schritte vor, vier Schritte – halt! Nein, ein fünftes Mal gehen wir nicht! Heute muss es gelingen. Das Wetter ist trüb und lässt keinen Blick frei, aber es schneit nicht. In zwei Seilschaften steigen wir an dem gestern angebrachten Seil auf. Dann stossen wir in Neuland vor, wobei Bernhard Huhn und ich in der Führung abwechseln. Bald sind es steile Rinnen, bald riesige Wächten, die überwunden werden müssen. In einer Rinne, die, mit dem Pendelmesser feststellbar, 70 Grad geneigt ist, stosse ich unter einer

dünnen Schneedecke auf Blankeis. Es ist völlig durchlöchert wie ein Schweizer Käse. Aber dieses Käseis macht mir schwer zu schaffen. Kaum habe ich mich mühsam hochgearbeitet, bin ich wieder hinuntergesaust. Bernhard mit seinem leichteren Gewicht schafft es an meiner Stelle, und bald stehen wir auf einer ebenen Wächte des Südgrates. Es ist 6 Uhr, Beginn der Tropennacht.

Biwak in 5900 m Höhe. Kunstvoll haben wir eine Bank aus dem Schnee herausgeschaufelt, auf der wir alle vier nebeneinander sitzen können. Der Kocher surrt etwas schwächer als sonst, denn es fehlt ihm wie uns der nötige Sauerstoff. Viel zu langsam für unsere durstigen Kehlen schmilzt der Schnee und wird zu Ovomaltine und Lemavit. Dann legen wir die Daunenjacken an und ziehen die Fusssäcke über unsere Spezialschuhe. Zum Abschluss wird der Biwaksack übergezogen. So verbringen wir die lange Tropennacht, in der das Thermometer bis -15°C absinkt.

Welches Glück, welche Freude! Zum erstenmal seit langer Zeit ist am Morgen kaum eine Wolke am Himmel. Langsam kriecht die Sonne am gegenüberliegenden Berghang höher, jetzt, jetzt ist sie bei uns! Und ihre wärmenden Strahlen bringen wieder Leben in die vier vermummten Gestalten, die seit zwölf Stunden fast regungslos auf ihrer Schneebank sitzen. Ein heisses Getränk, dann greift Bernhard die nächste Wächte an. Aber nach rechts und links hängt sie über, und geradeaus ist sie einige Meter fast senkrecht. Schon gestern abend hat er es probiert und ist gleich mir 2 m hinuntergesaust. Aber dann gelingt es dank seinem ausgefeilten Können. Wieder Rinnen, wieder Wächten, dann steht der Gipfel plötzlich vor uns, gewaltig und leuchtend. Als spiele er Schabernack, stellt er nochmals drohende Wächten vor seinen königlichen Thron; dazu zwei wackelige Eistürmchen und einen handbreiten Schneegrat, den wir nur im Reitsitz überwinden können. Schliesslich gelingt auch das, und wir stehen vor der Gipfelwächte, die wie der Bug eines Wikingerschiffes in den blauen Himmel ragt. Um den Gipfel nicht zu stark zu belasten, steigen wir nacheinander hinauf. Es ist ein feierlicher Gang. Wir sind erfüllt von grosser Freude, dass es uns trotz aller Schwierigkeiten gelungen ist. Und noch jemand freut sich in dieser Stunde: unsere drei Träger. Sie brüllen in einer Lautstärke zu uns herauf, dass wir es hören können. Der Nordgipfel, den die Franzosen erstiegen haben, ist von hier aus nicht zu sehen. Er wird durch den Mittelteil des Gipfelgrates verdeckt, der schon weit unter uns liegt. Es kann hier keinen Zweifel um den Hauptgipfel des Alpamayo geben. Unsere Photos bannen das Panorama: Eine Gipfelwelt bis zum Huascarán, dem höchsten Berg Perus, wie man sie nicht mit Worten beschreiben kann.

Abstieg. Oft ist er schwerer als der Aufstieg. Aber ich möchte niemanden langweilen mit einer Schilderung. Nur der kleine Zwischenfall sei nicht vorenthalten: « Petrus » geht als erster hinunter, plötzlich ein Ruck am Seil, kein Zweifel: er ist ins Seil gestürzt. « Petrus! » – Keine Antwort. Ich steige hintendrein. Noch

immer keine Antwort auf meine Rufe. Da sehe ich ihn unter einem Eisüberhang hängen. Endlich rührt er sich. Schnell ein zweites Seil hinunter, er kann sich halten, ich ziehe, und bald steht er erschöpft bei mir. Der letzte Abstieg vollzieht sich bei Nacht. Langsam wanken wir hinunter zu den Zelten des Lagers II. Stürmisch umarmen uns die Träger, reichen uns Getränke und Essen. Prächtige Kerle! Wenn ihr auch nicht auf dem Gipfel standet, ohne euch wäre es kaum gelungen.

Drei Tage sind angefüllt mit Vermessungsarbeiten, Filmen, Zeichnen und Photographieren. Ein schöner, etwa 5600 m hoher Berg wird noch von Bernhard Huhn und Frieder Knauss erstiegen. Wir geben ihm den Namen «Loyacjirca», was in der Quechua-Sprache «Weisser Berg» heisst. Leider müssen wir auch feststellen, dass sich Horst Wiedmann im Biwak am Alpamayo die Zehen erfroren hat. Er hatte versehentlich die Riemen seiner Schuhe zu eng geschnürt, denn es ist normalerweise unmöglich, sich in unseren ausgezeichneten doppelten Spezialschuhen die Füsse zu erfrieren. Die Erfrierung ist aber nicht schwerer Natur.

II. *Cordillera Vilcanota* (siehe Skizze auf Seite 97)

Jatunbuma

Aus der Cordillera Blanca nach Lima zurückgekehrt, frugen mich deutsche und peruanische Freunde, ob nicht der Sohn des Botschafters der Vereinigten Staaten in Peru, Theo Achilles, die Expedition in die Cordillera Vilcanota begleiten könne. Er wolle die Technik des Eisgehens und die Organisation einer Expedition erlernen, um später selbst eine Expedition aus den Staaten in die Anden führen zu können. Wir haben diesen Zuwachs keine Minute bereut. Von nun an sahen also fünf Kameraden neuen und grossen Erlebnissen entgegen.

Die vier Motoren der «Faucett»-Maschine heulen auf, langsam setzt sie sich in Bewegung, wird schneller, rast über den Flugplatz Limatambo in Lima, hebt sich – schwebt. Drei von uns erleben das herrliche Gefühl zum erstenmal, und gerade dieser Flug hinauf zu der alten Inkahauptstadt Cuzco ist etwas Besonderes. Bald taucht weissleuchtend der Pumasillo über dunkler Erde auf, dann der Salcantay, die Veronicagruppe und ganz hinten unser Ziel, die Vilcanota, mit dem alles beherrschenden Ausangate. Für Cuzco haben wir jetzt keine Zeit, denn schon Mitte August kann der Regen mit gewitterartigen Niederschlägen beginnen. Eugenio Angeles (unser wohlbewährter Träger aus Huaraz) ist in einem Lastwagen mit unserem Gepäck bereits in Cuzco eingetroffen, und so können wir ohne grossen Verzug nach Ocongate starten. Dort wandern Säcke und Kisten auf die Rücken von Mulas und schaukeln langsam zuerst zu der Hacienda Laura-

marca, unserem zukünftigen Standquartier, nach kurzem Aufenthalt aber weiter zu den grossen weissen Bergen über dem gelben Punagras. Rechts der langgestreckte Ausgang, mit 6384 m der höchste der Vilcanota, links davon nebeneinander die vier Gipfel des Cayangate und hinter der Pforte zwischen den beiden Riesen ein Kranz von Fünftausendern. Dort hinein legen wir unser Hauptlager. Kurz zuvor aber sollten wir noch eine peinliche Überraschung erleben.

Schon im Dorf hatte man uns von einer sechsköpfigen Expedition der Harvard-Universität erzählt, aber niemand wusste etwas über ihren Standort und ihre Ziele zu sagen. Ganz überraschend stossen wir jetzt an einer Lagune im oberen Pachantatal auf das Hauptlager der Amerikaner. Freundlich ist die Begrüssung, freundlich auch die Unterhaltung, aber als wir feststellen, dass wir dieselben bergsteigerischen Ziele haben, tritt betretenes Schweigen ein. Wir hören, dass die Amerikaner den 6094 m hohen Jatunhuma (Quechua = grosser Kopf) vor einigen Tagen versuchten. An einer Eiswand kurz vor dem Gipfel mussten sie umdrehen. In drei bis vier Wochen wollen sie den Versuch wiederholen. Der Jatunhuma aber ist der Berg, den anzugehen wir gerade im Begriff sind. Sie wollen ferner einen 6067 m hohen, bisher unbenannten Berg versuchen, den auch wir geplant haben. Ausserdem wurde ein von uns ebenfalls in Erwägung gezogener, etwa 5800 m hoher Berg von den Amerikanern bereits erstiegen. Die Situation ist peinlich, denn beide Expeditionen haben in monatelanger Arbeit diese Besteigungen vorbereitet, und da es sich ausserdem um die letzten unerstiegenen freistehenden Sechstausender Perus handeln dürfte, wäre ein Verzicht doppelt schmerzlich. Wir müssen aber zu einer Lösung kommen, wollen wir einen gefährlichen Wettlauf vermeiden, wie er leider auch schon zwischen Expeditionen vorgekommen ist. Ich schlage deshalb folgendes vor: «Ihr verzichtet auf einen zweiten Besteigungsversuch am Jatunhuma und überlasst uns den Berg. Wir unsererseits lassen euch den unbenannten, 6067 m hohen Berg (später wurde er von den Amerikanern Jatunriti = grosser Schnee getauft). Sollte eine der beiden Expeditionen den Gipfel nicht erreichen, so kann ihn die andere Expedition versuchen.» Dieser Vorschlag wird angenommen, die Situation ist gerettet, und beide Expeditionen verabschieden sich in guter Kameradschaft.

Tafel 23: Die Südwestflanke des Nevado Alpamayo, ein vollendetes Trapez aus Riefeleis. Blick von Westen auf das obere Gletscherbecken (Lager II). Rechts Südgrat, über den der Erstaufstieg erfolgte. Ein Eisturm rechts oben auf dem Grat ist Punkt 6000, der Hauptgipfel. Links der Nordwestgrat mit dem Nordgipfel (5912 m), der schon 1951 erreicht wurde.

Tafel 24: Cayangate I-IV vom Kakairu aus, über das Pachantatal hinweg.







Zum Gipfel

Mit unseren Trägern Eugenio Angeles und den beiden Indianern Canzio und Juan Merma müssen wir vom Hauptlager aus zunächst den Campa-Pass überschreiten, um zum Jatunhumagletscher hinabsteigen zu können. Über mühsame Schuttberge schleppen wir die schweren Rucksäcke bis zur Schneegrenze, wo wir Lager I errichten. Anderntags spuren wir im aufgeweichten Schnee bis auf den Scheitel des Gletschers unter der zerrissenen Nordwand des Jatunhuma. Dort wachsen die Zelte des Lagers II aus dem Schnee. Dann erkunden Bernhard Huhn und ich die Aufstiegsmöglichkeiten. Der untere Wandteil ist von Gletscherbrüchen umsäumt, zwischen deren Spalten und Türmen wir umherirren, bis wir den besten Aufstieg gefunden haben. Eine steile Firn- und Eisflanke bringt uns danach auf einen Eisgrat, der unter einen Eisüberhang leitet. An einem von den Amerikanern zurückgelassenen Seil können wir ihn rasch überwinden, und unter Stufenschlagen in den darauffolgenden Eisrücken arbeiten wir uns schliesslich auf eine kleine Schneepattform auf 5700 m empor. Weit müssen wir hier den Kopf in den Nacken beugen, wollen wir die überhängende unheimliche Eiswand mit den Augen erfassen; sie baut sich einer Festung gleich vor dem Gipfel auf. Hier mussten die Amerikaner umdrehen. Werden wir diese Wand morgen überlisten können? Wir steigen zu den Zelten des Lagers II ab.

Mit Horst Wiedmann und Theo Achilles verlassen wir am 27. Juli bei eisigem Wind das Lager, noch ehe die Sonne den Horizont erreicht. So rasch es die dünne Luft erlaubt, steigen wir in unseren Spuren zu der gestrigen Umkehrstelle auf. Wir beschliessen, nach einer kurzen Rechtsquerung direkt über die zum Teil bis 65 Grad geneigte Flanke unter den Eisüberhang aufzusteigen. Der Schnee ist gut, und nur an einer vereisten Stelle müssen wir Stufen schlagen. Schon von weitem haben wir einen Riss durch die blauschillernde Wand entdeckt, der die Eisfestung ganz zu durchreissen scheint. Sofort steigen wir in schwieriger Eisarbeit unter Zuhilfenahme eines Hakens zum Beginn dieser Spalte auf, aber in dem grundlosen Pulverschnee in ihrem Innern versinken wir hoffnungslos. Drei Haken fahren in die glatten Seitenwände, und diese als Griffe und Tritte benützend, können wir über den Pulverschnee auf festeren Grund gelangen. Aber neue Hindernisse tauchen auf: ein senkrechter Abbruch im Innern der Spalte muss überwunden werden. Der Pickel schlägt zu, formt Griffe und Tritte. Wieder brechen wir danach durch morschen Schnee, und nur unter vorsichtigem Tasten können wir uns darüber hinwegschwindeln. Plötzlich umflutet uns wieder das Licht des Tages. Wir treten aus der Spalte, hinter der ein zweiter Festungswall aus Eis den Gipfel noch zu schützen scheint. Doch zu seiner Rechten finden wir

seine schwache Stelle: ein steiler Hang, dem ein langer, ermüdender Anstieg folgt, etwa so, als ob man vom Mont Maudit oder aus der Brenvaflanke kommend zum Gipfel des Mont Blanc ansteigt – nur, dass wir uns hier auf 6000 m Höhe befinden. Den Gipfel betreten wir gleichzeitig und setzen die peruanische und die deutsche Flagge. Gross ist die Freude über die gelungene Besteigung vor allem bei unserem amerikanischen Freund, der sich vorzüglich bewährt hat. Wir machen noch einige Vermessungsaufnahmen und steigen dann rasch zum Lager II ab, das wir erst bei Dunkelheit erreichen.

Cayangate I, Kakakiru, Mariposa und Caracol

Wie eine Burg stand der Gipfelaufbau des Cayangate I im Tropenhimmel, als wir vom Jatunhuma hinüberblickten. Kein Wunder, dass uns dieser Berg mit seinem herrlichen Riefelfirn mächtig in seinen Bann zog.

Zwei Tage nach der Besteigung des Jatunhuma verlassen Bernhard Huhn, Theo Achilles und ich mit schweren Rucksäcken wiederum Lager II und stapfen diesmal in nördlicher Richtung den Jatunhumagletscher hinunter. Über einen Eisbruch, der in den Gletscher mündet, müssten wir den Gipfelaufbau erreichen können – so denken wir. Aber jetzt, da wir an seinem Fusse stehen und immer wieder die kühnen Eistürme zusammenstürzen sehen, müssen wir diesen Plan aufgeben. An seiner Ostseite können wir den Bruch auf Fels überwinden und auf dem flacher werdenden Gletscher mit einem Zelt Lager III errichten. Die Nacht verbringen wir unruhig, weniger der Kälte und Enge im Zelt, als vielmehr des mangelnden Sauerstoffes wegen.

Früh brechen wir auf, aber bald bekommen wir zu spüren, dass wir uns auf einer Südseite befinden, was bei uns in den Alpen einer Nordseite entspricht. Bis zu den Hüften brechen wir durch den kräfteraubenden Bruchharsch. Theo geht zum Lager III zurück, denn er ist doch noch nicht so akklimatisiert wie wir von der Blanca her. Uns immer wieder nach wenigen Metern ablösend, wühlen wir zwei uns weiter durch das weisse Element. Immer wieder fallen wir erschöpft in den Schnee, nehmen ein Pfefferminz oder lutschen an einer Zitrone. Oft will uns der Mut sinken, wenn wir in Stunden nur wenige hundert Meter zurückgelegt haben; und als wir dann noch durch eine Felsscharte blicken und feststellen, dass ein Aufstieg über die Westseite auf den Gipfel nicht in Frage kommt, scheint es, als bliebe der Berg unbetreten. In diesem kritischen Augenblick nehmen wir zum erstenmal, seit wir in die Berge gehen, ein leichtes Belebungsmittel: eine Tablette Cardiazol-Koffein. Das hilft. Rasch steigen wir zur Randkluft unter dem Riefelfirn der Südflanke an, die 60 Grad geneigt ist. Wir finden schliesslich eine Stelle, an der wir die Kluft überwinden, und nach einigen schwierigen Seillängen stehen

wir auf dem Grat, der zum Gipfel leitet. Aber wieder stemmen sich hier Schneemassen entgegen, und es bedarf nochmals grosser Anstrengung, bis wir endlich auf dem etwa 6000 m hohen Gipfel des Cayangate I uns die Hände reichen können. Schwarze Wolken eilen über die Puna auf uns zu, bringen Schneetreiben. So rasch wir können, steigen wir ab zu Lager III und anderntags in einem Zuge bis zum Hauptlager zurück.

Unterdessen haben Horst Wiedmann und Frieder Knauss den Campa I zum drittenmal erstiegen und sich ausserdem zwei formschöne Fünftausender als Ziele ausgewählt. Schon von der Hacienda Lauramarca aus sieht man links vom Ausgangate – zwar durch seine massige Gestalt weit überragt, aber dennoch einzigartig in der Form – eine spitze, mit Schnee überzuckerte Felsnadel, die wir «Kakakiru» (Quechua = Felsnadel) taufte. Dahinter ragt eine Wand aus Eis in die Lüfte, als ob der Flügel eines Riesenschmetterlings eben erstarrt wäre. Wir gaben diesem mit 5827 m vermessenen Berg deshalb den Namen «Mariposa» (spanisch = Schmetterling).

Auf einem kleinen Gletscher an der Nordostseite der beiden Berge errichten unsere Freunde mit Hilfe der Träger ein Lager und versuchen sofort, eine Scharte im Ostgrat des «Kakakiru» zu erreichen. Nach Überwindung einer Eisrinne gelingt es, aber der Weiterweg über den Ostgrat ist so brüchig, dass sie zurückgehen müssen. Es bleibt nur der Weg über die mit Schnee und Eis durchsetzte Nordwand. Über Bänder queren sie hinein, durch Rinnen mühen sie sich hinauf und haben dabei ihre liebe Not mit dem teils vereisten, teils brüchigen Gestein. Es ist ein schwieriges Gehen, das volle Konzentration erfordert. Endlich eine kleine Schneehaube, die sie wegen ihrer Kleinheit nur einzeln betreten können, ringsum Abgrund – der Gipfel. Seine Höhe dürfte bei 5750 m liegen. Der Abstieg ist so schwer wie der Aufstieg. Kurz vor dem Lager wird Frieder Knauss durch Steinschlag am Kopf getroffen. Schwere Kopfschmerzen sind die Folge, und er scheidet deshalb für einen Besteigungsversuch am «Mariposa» aus.

Was tun? Für einen allein kommt dieser schwierige Berg nicht in Frage. Aber da ist noch Eugenio Angeles, unser Träger aus Huaraz. «Willst du mit, Eugenio?» Er überlegt, schaut zu dem Eisflügel hinauf, in dessen steiler Flanke das Auge keinen Halt finden kann, und sagt: «Nein!» – «Du bekommst 50 Soles Extravergütung.» Wieder schaut Eugenio hinauf, dann sagt er: «Gehen wir!» Sie schlängeln sich durch einen Eisbruch hindurch und weichen der breiten Randkluft unter dem Flügel nach links bis zum Nordgrat aus. Der Grat ist links überwächtet und geht rechts in die 65 Grad geneigte Flanke über. Die Wahl des Aufstiegs bleibt zwischen beiden Übeln in der goldenen Mitte. Eugenio folgt ohne Zwischenfall nach, und gegen Abend erreichen sie den Gipfel. Beim Abstieg geht ein Pickel zu Bruch; mit einem helfen sie sich weiter und sind wieder im Lager, als sich die Nacht herabsenkt.

Auch wir drei vom Cayangate sind nach unserer Rückkehr ins Hauptlager nicht müßig. Drei stolze Gipfel stehen in einer Reihe über unserem Lager, von denen die Amerikaner einen kurz zuvor erstiegen haben, den sie «Pachanta» nannten. Wir wählen den Berg in der Mitte und nennen ihn «Caracol» (spanisch = Schnecke), denn mit etwas Phantasie kann man seinen Gipfel mit dem Kopf und seinen Rücken mit dem Haus einer Weinbergschnecke vergleichen. Gletscherbrüche, steile Flanken und teils lockerer Schnee sind die Merkmale dieser Besteigung. Eine Umgehung des Gipfelaufbaues scheidert an grossen Spalten, und so steigen wir einfach direkt hinauf – einer Himmelsleiter vergleichbar. Strahlender Himmel, leuchtende Berge und weite Puna ringsum, als wir den langgezogenen Gipfel betreten, der unserer Schätzung nach ebenfalls bei 5750 m liegen dürfte. Das Wetter erlaubt uns, lange auf dem Gipfel zu bleiben und Vermessungsaufnahmen zu machen.

Yayamari

Weit hinten, wo die gelbe Puna in die «grüne Hölle» des Amazonasurwaldes übergeht, schlief noch ein letzter Sechstausender der Cordillera Vilcanota seinen Dornröschenschlaf. Wir wussten nichts von diesem Berg, nur dass er mit 6007 m als trigonometrischer Punkt in der peruanischen Karte eingetragen und vom Jatunhuma aus als markanter Schneeberg zu sehen war.

Während Horst Wiedmann zur Auswertung unseres Photomaterials und Frieder Knauss zum Zeichnen, Malen und Filmen auf Lauramarca zurückbleiben, bepacken wir anderen drei zusammen mit unserem Träger Eugenio und zwei Arrieros erneut die Mulas und ziehen in die weite Puna hinein. Es folgen vier für Mensch und Tier sehr anstrengende Tage, wobei wir zwei Pässe von 5100 m überschreiten. Einige Indianer, dürftige Lehmhütten, riesige Lama- und Alpacaerden, das ist alles, was wir zu sehen bekommen. Oft fegt ein eiskalter Wind über die Hochfläche, und manchmal peitschen uns Schneeschauer ins Gesicht. In Mont-Blanc-Höhe stossen wir am dritten Tag auf den 14 km langen Sibiracocha-See. Indianer hoch zu Ross spiegeln sich in dem klaren blauen Wasser, die gelbe Puna steht dahinter und darüber weiss leuchtend eine Kette von Bergen, aus der erhaben der «Yayamari» (Quechua = Vater der kleinen Seen) herausragt. Ein Bild, das man nie mehr vergessen kann. Die treffende Bezeichnung «Yayamari» erfahren wir von den dort lebenden Indianern, die die Berge als Spender des lebensnotwendigen Wassers wie Götter verehren.

Am Rande der Puna und am Beginn des ewigen Schnees erstet das Hauptlager (5000 m). Zwei Tage später winden wir uns wieder durch einen Eisbruch hindurch und plagen uns in tiefem Pulverschnee, denn schon gehen täglich als

Vorboten der Regenzeit gewitterartige Schneefälle nieder. Lager I (5300 m) errichten wir unterhalb eines Sattels. Die restlichen 700 Höhenmeter werden durch Eisabbrüche versperrt, die nur mit Mühe zu überwinden sind. Die dünne Luft, Nebel und ab und zu Schneetreiben lässt den Aufstieg lang erscheinen. Dann sitzen wir auf einer Schneekuppe und warten, bis der Wind den Nebel vertreibt. Wir sind wohl auf dem mit 6007 m vermessenen Punkt, aber dahinter, von unten schlecht sichtbar, steht ein etwas höherer Gipfel. Wieder ein Stück hinunter, mühsam hinauf, dann liegt nichts mehr über uns – wir haben den Gipfel, unseren vierten Sechstausender!

Gross ist die Freude über diese unsere letzte Besteigung in Peru. Aber in der darauffolgenden Nacht und in den nächsten zwei Tagen wird sie durch eine schmerzhafte Schneeblindheit getrübt; wir haben unsere Schne Brillen der ungünstigen Lichtverhältnisse wegen zu früh abgenommen. Wieder stolpern wir dann vier Tage lang über Puna und Pässe, sitzen an rauchenden Mistfeuern und pflegen angeregte Gespräche, die wir kurioserweise in vier Sprachen – Deutsch, Englisch, Spanisch und Quechua – führen müssen.

Eine Expedition soll sich nicht allein auf Bergbesteigungen beschränken, sondern darüber hinaus so viele Ergebnisse mit nach Hause bringen wie möglich. Wir haben daher eine Reihe anderer Aufgaben übernommen:

Auf Anraten des ausgezeichneten Perukenners Professor Kinzl haben wir uns mit Vermessungsarbeiten zur Herstellung einfacher Kartenskizzen befasst. Wir beschränkten uns dabei auf zwei leicht zu handhabende Methoden: Einmal Herstellung eines möglichst engen Liniennetzes mit der Busssole. Ferner Panoramaaufnahmen mit der Leica auf stabilem Stativ und unter Zuhilfenahme von Libellen, wodurch auch die relativen Höhen bestimmt werden können. Diese einfachen Vermessungsarbeiten¹ wurden durchgeführt im Gebiet des Alpamayo, wo seither noch eine Lücke in der sonst ausgezeichneten Cordillera-Blanca-Karte bestand; vor allem aber in der Cordillera Vilcanota, wo die peruanische Militärkarte 1:200 000 den bergsteigerischen Ansprüchen nicht genügt.

Nach eingehendem Studium der einschlägigen Literatur und Aussprachen mit berufenen Kennern hat sich die Expedition mit Geschichte, Sitten und Gebräuchen der Indianer befasst. In diesem Zusammenhang wurden etwa 10 000 Farb- und Schwarz-Weiss-Aufnahmen sowie ein 16-mm-Farbfilm hergestellt. Ausserdem wurden Musik, Gesänge und die Sprache der Indianer auf Tonband aufgenommen.

Das Jahr 1957 brachte Peru eine wahre Invasion von Expeditionen. Das ist vielleicht auf die Schwierigkeiten zurückzuführen, die im Himalaya den Expeditionen bereitet werden. In diesem Jahr sind die meisten bekannten freistehenden Sechstausender in Peru vollends bestiegen worden. Da manche Cordillerenketten

¹ Anfragen: Sektion Schwaben DAV, Tübingerstrasse 16, Stuttgart.

aber noch wenig bekannt sind, könnte es durchaus sein, dass noch weitere Sechstausender entdeckt werden. Sechstausender wie der Chacaraju-Ostgipfel und der Ausangate-Südgipfel gibt es noch einige, Fünftausender in unüberschbarer Zahl. Peru ist ein Land mit Bergen von unübertrefflicher Schönheit; die meisten harren noch auf ihre Besteiger. Peru ist aber auch ein Land, in dem auf Schritt und Tritt dem Menschen eine rätselhafte Vergangenheit und eine interessante Gegenwart entgentreten – ein Land, aus dem keine Expedition enttäuscht zurückkehren wird.

OLYMP — THRON DES ZEUS

Von Ulrich Mann

Auf meinem Schreibtisch liegt eine Adlerfeder. Sie macht nicht eben viel von sich, man sieht es ihr nicht an, dass sie einmal den blaugoldnen Äther des Götterbergs unter sich hatte. Doch dem, der sie fand, ist sie ein Andenken an ein wahrhaft ungeheures Erleben. Ein leichter Schimmer liegt auf ihrem Grau, und wenn ich sie betrachte, fängt es um sie an zu leuchten: das Licht von Hellas. Der Widerschein der Felsen. Das Flirren der Sommerluft zur Stunde des Pan.

Ich will berichten von einer Fahrt, die für eine grosse Sehnsucht Erfüllung brachte – und wieder neue Sehnsucht weckte.

Thessaloniki im August. Die Stadt erinnert in ihrer herrlichen Lage stark an Neapel, doch hat sie mehr Altertümer als die Stadt am Vesuv. Alt und neu treffen oft bizarr aufeinander. Das winzige Kirchlein «Metamorphosis Christou» aus oströmischer Frühzeit liegt eingeschachtelt zwischen Wolkenkratzern. Eine herrliche Promenade am Hafen gibt den Blick frei auf den leuchtenden Golf; bei klarer Luft grüsst die Kontur des Olymp aus der Ferne.

Die ausgezeichnete Schnellbahn nach Athen - Dieseltriebwagen - führt uns rasch durch die makedonische Ebene; der Axios fliesst träge zwischen Tabakfeldern dem Meer entgegen. Nacheinigen Stunden halten wir an der Station Litochoron; wir steigen aus, hart am Strand der Ägäis. Ein Omnibus führt uns in das einige hundert Meter höher liegende Städtchen. Hier muss man sich im Büro des griechischen Alpenklubs die Schlüssel der Olymphütte geben lassen. Wir mieten mit Hilfe des Leiters der Geschäftsstelle zwei Maultiere und beladen sie mit Rucksäcken und Wassersäcken; der heisse Sommer hat, wie wir hören, allen Schnee bei der Hütte weggeschmolzen, so dass Wasser mit hinaufgenommen werden muss. Theodoros heisst der wackere Maultiertreiber; er wird uns den Weg zur Hütte zeigen. Das Gepäck wird im Büro verschlossen, draussen sind die «Mulas» bepackt, wir stehen am Kirchplatz marschbereit: da kommt ein kleiner alter Mann auf uns zu, um uns gute Bergfahrt zu wünschen; es ist Chrestos Kakalos, der 1913, mit den beiden Schweizern Boissonas und Baud-Bovy, als erster Mensch den Gipfel des Pantheon, und 1921 mit Marcel Kurz den Thron des Zeus betreten hatte.

Schon sinkt der Abend, als wir auf steinigem Pfad unsere Fahrt ins Abenteuer antreten. Ja, ins Abenteuer. Die Zeiten sind vorbei, wo es dem Olymptouristen

noch begegnen konnte, von Räuberbanden gefangen zu werden – so geschah es Eduard Richter noch 1911. Aber auch heute noch taucht man in eine zauberhafte Wildnis ein, man ist für drei oder vier Tage verschollen in völliger Einsamkeit. Eine starke Stunde lang ziehen wir durch macchienartige Buschlandschaft bergan. Es dämmt. Heiss liegt die Luft des vergangenen Sonnentages über dem Hang. Vor uns dunkelgrüner Busch, hinter und unter uns das nun schwarzblaue Meer.

Ein bleicher Mond hängt über dem Gebirge und giesst ein merkwürdiges Zwielicht auf das irdische Dunkel. Noch eine Kehre, und wir sind auf freier Höhe angelangt, dem Ziel des ersten Tages. Der Berg heisst Stavros – Kreuz; hier plätschert eine grosse hölzerne Brunnenanlage, in der das klare und kühle Bergwasser für die Tragtiere der Holzfäller gefasst ist. Unsere Mulas werden entladen und dürfen frei grasen. Wir lagern uns unter ein luftiges Schutzdach aus Kiefern- und Farnen und nehmen ein teils modernes, teils klassisches Mahl ein: Erbsensuppe; dann aber frisches Brot aus Theodoros Vorratstasche, jungen Schafkäse und dazu den geharzten Weisswein – Retsina –, an dem sich die Geister scheiden. Wer als Ausländer den Harzwein liebt, wird in Griechenland gelobt! Fremdartig mundet dieser Trank, den man seit bald dreitausend Jahren so zubereitet. Doch wüsste ich in diesem Land kein herrlicheres Labsal – ausser dem köstlichen Wasser, das aus den Quellen strömt.

Griechische Nacht! Wir liegen auf geschichtetem Farn, über uns nur einige Zweige, in denen unablässig die Zikaden zirpen. Ein Duft von Bergkiefern, Thymian und Lavendel hüllt uns ein. Die Sterne funkeln, ein Widerschein des Mondes glitzert über der dunklen Fläche der Ägäis unter uns. Stunde auf Stunde gleitet in die Tiefe der Vergangenheit.

Es beginnt zu tagen. Immer heller wird die See, Purpur flammt auf, das Lichtgespann des Helios springt aus der Flut. Hinter uns leuchten die Gipfelwände des Götterberges unter dem Gruss der Sonne. Wir ziehen nun drei Stunden lang in gleicher Höhe, etwa 1000 m über dem Meer, in das Haupttal des Bergstocks. Der Olymp ist kein Berg, er ist ein Gebirge. Wie ein nach Osten, nach der Ägäis hin, offenes Amphitheater umfassen mit Eichen und Kiefern bestandene Höhenzüge das Tal, in dessen Mitte das im Krieg zerstörte Kloster Hagios Dionysios liegt. Schafhirten hausen in den Ruinen. Ihre Hunde gelten als wild und gefährlich; man soll, so hat man uns gesagt, gleich Steine nach ihnen werfen, wenn sie sich dem Wanderer nähern; wir hören aber nur ihr Bellen bei Tag und Nacht, ohne ihnen zu begegnen.

Das Tal weitet sich ein letztes Mal, ein grossartiger Felsenzirkus umgibt die letzte Quelle auf unserer Tour, wo wir nun Wasser fassen müssen. Der Born heisst Prioni. Es ist wahrhaftig ein klassischer Ort: unter überhängender Steinwand ein glasklarer Gumpen, von saftigen Kräutern umwachsen. Mit tiefem Geniessen schlürfen wir den letzten frischen Trunk vor der dünnen Wildnis der

Höhe. Die Stille lässt nur das leise Rauschen des Wassers hören, sonst kein Laut, kein Vogelruf, die Nymphe schläft. Aufwärts an der Felshalde, Stunde um Stunde in drückender Hitze. Der Wald wird immer lichter, nur noch einzelne Kiefern begleiten den Pfad; viele von ihnen sind schwarz verkohlt: der furchtbare Strahl des Donnerers hat sie getroffen.

Mittag ist vorbei, als wir nach einem letzten steilen Stich die Hütte erreichen. Schnell werden die Mulas entladen, Theodoros verlässt uns, um vor Abend wieder daheim zu sein. Wir sind allein. Schon ahnt man hier die Höhenregion – wir befinden uns auf etwas über 2000 m Höhe; das Grün weicht schon dem fahlen Grau des Dolomitgesteins, die letzten Kiefern ragen um die Hütte ins Blau, weiter oben steht nur noch schütterer Niederwuchs. In weiter Ferne über dem Talausgang ahnt man mehr, als dass man sie sieht, die Kimmung der Ägäischen See.

Nach kurzer Rast wollen wir noch einen Vorstoss in die Gipfelwelt machen. Eine gute Stunde, und wir haben die Hochregion erreicht. Rings um uns eine tote Landschaft, lauter Schuttberge, zwischen ihnen weite Pässe und Joche, der Dunst des Nachmittags feilt alle Konturen. Eine einsame Schafherde weidet das spärliche Gras ab, der Hirt und sein Hund sind ihr Schutz gegen die Wölfe; lange stille Sommerwochen verbringt diese Lebensgemeinschaft unter freiem Himmel.

Nun geht es einen steilen Grat empor, wie Stufen sind die Steine geschichtet, daher auch der Name des Vorgipfels, dem wir heute zustreben: Skala, die Treppe (2866 m). Ganz unromantisch ist unsere Ankunft auf dem ersten Gipfel des Götterberges; wir legen uns auf die heißen Platten und sind sofort eingeschlafen.

Es dämmt schon, als wir uns aufmachen, noch einen richtigen Gipfel zu gewinnen. Immer dem Grat entlang nach Westen, der sinkenden Sonne nach, eilen wir zum Gipfel Skolion (2911 m). Der Weg ist einfach, es geht eine halbe Stunde lang über einen bequemen Grat. Da aber geschieht es: aus dem Abgrund hinter der Grathöhe rauscht plötzlich ein Adler über uns empor. Schwarz und golden hängt er im Äther vor dem leuchtenden Abendhimmel, taucht dann wieder in die Tiefe und gleitet ohne Schwingenregen immer den senkrechten Westwänden entlang. Und kurz danach finde ich eine Feder von ihm. Ein Gruss vom Adler des Zeus.

Herrlich ist der Blick von Skolion auf das eigentliche Gipfelmassiv. Unserem Standpunkt zunächst ragt rechts als steile Nase der Hauptgipfel in die Luft. Ja, eine «Nase», diese banale Bedeutung hat der jetzige Name «Mytikas»; für höhere Ansprüche gibt es dann noch die andere Bezeichnung «Pantheon», Sitz aller Götter. Weiter nach links steht die ungeheure Mauer des «Stefani», der noch den zweiten Namen «Thronos Dios» führt. Mein Begleiter Werner Huhn hat mit seinem Bruder Bernhard und Horst Wiedmann diese furchtbare Wand vor einigen Jahren als erster durchstiegen. Sie ist sehr brüchig und gefährlich. Er sagt, alle seine Touren wolle er gern wiederholen, diese eine nicht mehr. Und man

sieht es ihr an. Noch etwas weiter links liegt ein pyramidenförmiger Schuttgipfel, der «Prophetes Elias» (2786 m). Auf ihm haben die Christen in früher Zeit eine Kapelle errichtet, um den Götterberg zu entdämonisieren; die kleine Rotunde der Grundmauern ist von hier aus noch deutlich zu sehen.

Wieder in der Hütte; diesmal ein rein modernes Mahl aus Konserven und eine durchaus unromantische Nacht auf hartem Holz. Dann aber strahlt der Morgen des Tages auf, der uns die Erfüllung bringen soll. Rasch erreichen wir wieder Skala, dann folgen wir einigen Markierungszeichen über leichte Felsen hinab. In leichter Genussklettere streben wir am Gipfelaufbau von «Mytikas» empor. Ein schmaler Grat, einige Türmchen, die zu umgehen sind, und nun stehen wir auf dem Göttersitz Pantheon (2917 m). Warm strahlt die Sonne, im dunstigen Licht des Morgens liegt alles Griechische unter uns.

Die Sicht soll bei klarer Luft überwältigend sein, man könnte dann beide Meere sehen sowie das Land bis zum Korinthischen Golf. Doch ist heute das Wetter viel zu sommerlich, selbst die Ägäis kann man nur ahnen. Dennoch ist der Blick ergreifend. Da ist nach Osten das waldige Vorgebirge, durch das wir hergezogen sind. Um uns die einsame Mondlandschaft der Schuttpyramiden. Nach Westen und Süden Pindosgebirge und Thessalien, dahinter eben noch zu ahnen die Ketten von Ossa und Pelion. Alte Mythen dämmern auf: haben doch einst in Urzeiten die empörerischen Giganten diese beiden Bergzüge aufeinanderzutürmen versucht, um den Göttersitz zu stürmen. Und beinahe wäre der Frevel gelungen, hätte nicht der herrlichste der Sterblichen, Herakles, sich auf die Seite der Olympier gestellt. So hatte er sich die Unsterblichkeit verdient, so aber auch, in Gottesfurcht und Gehorsam, hatte der Mensch sein Teil beigetragen zum Bestand des geordneten Kosmos, in dem allein sich menschlich leben lässt. Eine Besteigung dieses wunderreichen Berges ist nicht nur Naturerleben, nicht nur alpine Tat, sie führt ins Menschlich-Letztgültige.

Den Gipfel krönt ein Steinmann, überragt von einer griechischen Flagge aus Metall. Das Weiss und Blau dieses Wimpels erinnert nicht mehr an den bayerischen Himmel seiner Herkunft; er vergegenwärtigt nun die Grundfarben der ägäischen Landschaft. Nur schade, dass so viele Kyselaks meinten, sich mit ihrem nichtssagenden Namenszug auf diesen Steinen verewigen zu müssen. Das Allzumenschliche fehlt nie, wo das Menschliche sein Recht hat.

Wir steigen eine steile Rinne hinab, dann wieder auf leichten Gratfelsen hinauf zum «Thron des Zeus», Stefani (2909 m). Eine ganze Reihe von Steinmännchen bezeichnet die zahlreichen Gipfelpunkte dieses langgestreckten Rückens. Von hier zeigt der Hauptgipfel Pantheon seine ganze Wucht und Steilheit; erhaben ist der Blick auf die Steilabstürze der Westseite des gewaltigen Massivs.

Ein langer Abstieg führt uns wieder in die Niederung der Tatsachen. Der Weg um das ganze Felstheater herum ist in der Mittagshitze ermüdend. Dennoch

warten auch hier mancherlei Freuden auf den Beobachter. Da sind die Bergraben und die Falken, die durch den blauen Äther segeln. Da springt plötzlich ein Gamsbock durch die Schuttrinne herab. Da blühen zahllose Glockenblumen in tiefem Violett, daneben viele rosafarbene Steinnelken. Und über diesen Blüten eine ganze Wolke von Schmetterlingen, alle von einer Art, die zum Schönsten gehört, was Schwingen regt: Apollofalter.

Am Nachmittag stärken wir uns wieder in der liebgewordenen Hütte. Dann geht es, diesmal die Rucksäcke auf eigenem Rücken, rasch der grünen Tiefe zu. Es ist schon Abend, als wir an der Quelle Prioni rasten. Wir wollen aber noch weiter, draussen in der Ferne lockt schon Athen!

Noch ein letzter Schluck bei der Nymphe, dann geht es stundenlang durch den dämmernden Abend der Höhe Stavros zu. Der Mond geht auf, die Wälder glänzen silbern. Es könnte eine zauberhafte Wanderung sein – wären wir nicht so völlig erschöpft. Es ist zu raten, für den Rückmarsch einen Tag mehr zu veranschlagen. Wir spüren unsere Gelenke nicht mehr, ganz automatisch und also sehr unhellenisch bewegen wir uns wie Roboter dem Talaustritt zu. Die Zunge klebt am Gaumen in der drückenden Hitze, die vom Tag her in den Wäldern lastet. Immer wieder eine Lichtung, immer wieder die Enttäuschung: noch nicht. Langsam weichen die Höhenzüge von unseren Seiten zurück, endlich, endlich freie Sicht: Stavros. Wir sinken auf das Farnlager; viel Wasser und wenige Bissen, und dann ein unruhiger Schlummer.

Hoch steht schon die Sonne, als wir auffahren. Es geht noch eine Stunde in die Gluthitze des Tieflandes hinab. In Litochoron schwelgen wir in Melonen und Pflirsichen; der letzte Stich den Hang hinab hatte uns völlig ausgedörrt. Gepäck abholen, die – übrigens nicht hohe – Rechnung begleichen, dann geht's im Auto zur Station. Und hier erst kommt der ersehnte herrliche Abschluss: die Kleider fliegen auf den Sand, wir tauchen in die Salzflut, die lau und doch wie Mineralwasser prickelnd herrlich erfrischt. Wie neugeboren steigen wir in den Zug, der uns durch Thessalien – Peneiosstal! –, dann über den Pass der Thermopylen, vorbei am nächtlichen Theben nach Athen führt, dem zweiten Hauptziel unserer Hellasfahrt.

Drei Berge ragen als Höhepunkte in die Erinnerung an diese klassische Reise. Nur einer hat für den Berggänger Bedeutung, der Olymp. Dennoch: der Olymp ist nun einmal ein Berg von ganz besonderer Art; er ist gewiss alpinistisch hochinteressant, der Kletterer kommt ebenso wie der Skiläufer voll auf seine Rechnung – der Frühjahrsskiläufer spielt neuerdings eine grosse Rolle –, und doch verhüllt dieser Berg sein Wesen dem, der nur nach Wänden und Pisten fragt.

Erst von den beiden anderen Bergen unserer Fahrt erschliesst sich uns der Götterberg ganz. Als wir auf dem Burgfelsen von Athen stehen, begreifen wir, was Polis heisst; die Klarheit der attischen Luft lässt die wunderbare Ordnung in

der bizarren Gesamtanlage erkennen, die der Athene geweiht ist, der Schutzherrin des strengen Denkens. Und schliesslich weilen wir mitten in der ägäischen Inselwelt, am Ursprung abendländischer Kultur, auf der Insel Delos, dem «Nabel der Welt». Da ist es der nur etwas über 100 m hohe Berg Kynthos, der uns den Horizont rundet. Hier wurden nach dem Mythos Apoll und Artemis geboren, die Gottheiten der künstlerischen Schönheit und der unschuldigen Natur. An diesem einsamen Felsen in flirrendem Sonnenglast, umrauscht von der tiefblauen See, dem Element Poseidons, wuchs der Gott der Reinheit auf. Und wir gedenken daselbst auch seines Partners in der griechischen Seele, des sehnenenden, rauschhaften und – leidenden Dionysos.

Erst aus der Ganzheit dieser Eindrücke verstehen wir in der Rückschau das Wesen des Olymp als des «Thrones aller Götter», Pantheon. Über der wuchernden Wildnis der Artemiswälder, den apollinischen Quellen und Bächen und den dionysischen Triften, wo Hirten ihre Herden weiden, ragen die Felsen ins Licht, in dem der Adler des Zeus kreist. Hier war einst die Menschenwelt zu Ende, hier begann das Unzugängliche, scheu gemieden von Menschentritten. Wir aber waren oben.

Doch das darf man nicht stolz sagen, in dem faden Gefühl, wie wir es doch nun «so herrlich weit gebracht». Wer den Olymp besteigt, sollte dessen eingedenk werden, dass die Grenzen der Menschheit heute anderswo liegen als in der Frühzeit der Kultur, dass sie aber da sind, ewig und unüberschreitbar. Und sollte das nicht auch jeder Berg uns lehren wollen, auch der kleinste?

GASHERBRUM II

Österreichische Karakorum-Expedition 1956

Von Ing. Fritz Moravec

Dem versteckt liegenden Gasherbrum II (8035 m) galt unser Vorhaben. Die *Österreichische Himalayagesellschaft* nahm das Projekt auf und bestimmte die Mannschaft: sechs Bergsteiger, einen Arzt und einen Geologen.

Von Wien bis Genua benützten die Teilnehmer die Eisenbahn; mit dem Motorschiff «Asia» wurde die Überfahrt nach Pakistan angetreten, und von Karachi ging es wieder auf dem Schienenwege nach dem Norden des Landes, nach Rawalpindi. Da nach Skardu, dem Hauptorte Baltistans, keine fahrbare Strasse führt, benützt man die von der pakistanischen Regierung eingerichtete Luftbrücke Rawalpindi-Skardu. Die Kosten dieses Fluges sind wesentlich geringer als die Kosten einer Trägerkolonne, und ausserdem spart man in den meisten Fällen Zeit. Manchmal hat aber auch die Technik ihre Tücken, und wir machten gerade mit dem Flug bittere Erfahrungen. Zuerst mussten wir zehn Tage lang auf günstiges Flugwetter warten, denn man kann diese schwierige Flugstrecke nur bei einwandfreier Sicht befliegen. Als wir endlich im Industale mit Kurs auf Skardu flogen, setzte plötzlich der rechte Motor aus, und schon trudelte das Flugzeug ab. Wahrscheinlich hatten wir dabei alle den gleichen Gedanken: «Der Indus wird unser nasses Grab.» Zum Glück fing der pakistanische Flugkapitän die Maschine ab; es gelang ihm auch, in diesem schmalen Talkessel zu wenden, und wir flogen wieder nach Chaklala, dem Flughafen von Rawalpindi, zurück. Eine Stunde später war der Zündungsschaden behoben, und wir bestiegen mit einem unguuten Gefühl wieder dieselbe Maschine.

Dieser zweite Flug wurde für uns *das* grosse Erlebnis. Herrlichstes Wetter, Sonnenschein, klare Sicht, unter uns das braune Band des Indus. Wir flogen am Nanga-Parbat-Massiv vorbei, und es tat uns nur leid, dass wir nicht photographieren durften. Wir hatten uns an die Militärvorschrift zu halten.

Eineinhalb Stunden nach dem Start setzte der Pilot in Skardu zur Landung an. Auf der naturbelassenen Lehmlandebahn lag die rote Flagge ausgebreitet: «Landung verboten.» Die Rollbahn war durch den ständigen Regen aufgeweicht. Der Pilot setzte trotzdem ab, und der Flug über den Himalaya war beendet. Sechs Expeditionsteilnehmer (Dr. Georg Weiler, Sepp Larch, Richard Reinagl, Hein-

rich Roiss, Hans Willenpart und ich), unsere beiden pakistanischen Begleiter, Capt. Qasim Ali Shah und Hayat Ali Shah, und ein Drittel unseres Expeditionsgepäcckes befanden sich in Skardu. Nun hofften wir, dass unsere beiden Kameraden Dr. Erich Gattinger und Hans Ratay mit dem restlichen Gut auf dem Flugwege bald als zweite Staffel nachfolgen würden.

In Skardu warben wir unsere Tal- und Hochträger an. Die Auswahl der 168 Baltis, die uns bis ins Hauptlager begleiten sollten, war bald getroffen, denn es stellen sich stets mehr Träger als tatsächlich benötigt werden. Das Anwerben und Verpflichten der Hochträger ist wesentlich komplizierter. Wohl besitzt der Political Agent Baltistans eine Liste von 56 vorgeschulten Männern, die bereits an Karakorum-Expeditionen teilgenommen und in grossen Höhen Lasten getragen haben, aber die Auswahl dieser Hochträger wird hauptsächlich nach Aussehen, Gesundheit und Konstitution auf Rat des Arztes vorgenommen.

Interessant ist, dass alle diese Hochträger aus den hochgelegenen Bergtälern Baltistans ihrer Abstammung nach aber keine Baltis, sondern Brokpas sind. Vor rund 300 Jahren, nach einem Kriegszug des Radscha von Skardu, wurden diese Leute aus der Gegend um Gilgit und Chilas als Gefangene heimgebracht, und der karge Boden der Bergtäler wurde ihnen als Siedlungsgebiet zugewiesen. Diese Brokpas sprechen noch immer ihre eigene Sprache und verhalten sich den Baltis gegenüber sehr reserviert. Sie sind mit der Bergwelt ausserordentlich vertraut, ihr Vieh besetzt ja stets die Hochalmen, sie leisten schwere Holzarbeit, sind sehr tüchtige Jäger, und ihre Lebensbedingungen sind im Vergleich zu denen der Baltis wesentlich härter, so dass sie zum Lastentragen in grossen Höhen besser geeignet sind als die Bewohner der tiefer gelegenen Gebiete.

Es sei gleich vorweggenommen, dass wir, mit einer einzigen Ausnahme, sehr tüchtige Hochträger ausgewählt hatten und dass wir diesen Helfern einen grossen Anteil an unserem Erfolg zuzuschreiben haben. Gewiss, diese Naturkinder haben noch mancherlei Schwächen und Mängel, aber ihre Leistungsfähigkeit, ihr Mut und ihr Vertrauen zu den Bergsteigern macht sie zu wertvollen Helfern. Wenn die Brokpas noch weiter geschult und ausgebildet werden, können sie den weltbekannten Sherpas sicher ebenbürtig werden. Weil jede Expedition sich verpflichten muss, weder indische noch nepalische Träger zu verwenden, werden diese anässigen Bergbewohner bald über das notwendige technische und geistige Rüstzeug verfügen.

In allen Fragen, welche die Tal- und Hochträger des Karakorums betreffen, tappt man nicht im dunkeln, denn eine Trägerregulation enthält alles, was die Expedition über Ausrüstung, Verpflegung, Entlöhnung, Tagesetappen, Rasttage, Gewicht der Traglast, Unfallversicherung des Trägers wissen muss. Leider mussten wir feststellen, dass die Forderungen an die Expeditionen von Jahr zu Jahr höher geschraubt werden.

Nach vier Tagen kamen auch die beiden in Rawalpindi zurückgebliebenen Gefährten mit dem restlichen Expeditionsgepäck in Skardu an. Auf Anordnung des Political Agent mussten wir unsere 153 30-kg-Traglasten auf je 27 kg umpacken. Weil wir im Militärdepot für den Anmarsch in der Bergregion noch Trägerverpflegung dazukaufen, wie Kondensmilch, Dhal (Erbsen), Tee, Zucker, Ghee (Butterschmalz), Zigaretten, vermehrten sich diese Traglasten auf insgesamt 168 Stück.

Endlich verliessen wir Skardu am Morgen des 3. Mai, übersetzten in einem handbetriebenen Fährboot den Indus und marschierten in der Sandlandschaft weiter. Damit die Vorstellung von der Wüste hundertprozentig sei, überraschte uns kurz vor unserem ersten Nächtigungsort Shigar ein richtiger Sandsturm.

Im Shigartale lag als nächster Etappenort Koshumal. Tags darauf erreichten wir den Braldufluss, übersetzten ihn auf einer einfachen Baumstammbrücke und kamen nach Dusso. Nun vollzog sich der weitere Anmarschweg im Bral dutale. Die Berge treten ganz nahe an den Fluss heran, es bleibt kaum Platz für den Weg; wir mussten des öfteren die Ufer wechseln. Dies geschah auf schwankenden, wenig vertrauenerweckenden Seilbrücken. Chokpiong und Chongo waren die Siedlungen, wo wir nächtigten, denn dort konnten unsere Träger für ihre einfache Verpflegung Atta (grobkörniges Mehl) und Ghee kaufen. Am sechsten Marschtag war uns kurz vor Askole ein besonderer Genuss vergönnt: ein Bad in den heissen Schwefelquellen. In der letzten und höchstgelegenen Siedlung des Bral dutales und damit ganz Baltistans, in Askole, war ein Rasttag vorgesehen, denn dort kauften wir den Grossteil der Trägerverpflegung. Grosskaufmann und Zwischenhändler war der Lumbadar, der Bürgermeister. Er sah zwar wenig vertrauenerweckend aus, doch beherrschte er sein Fach. Schon binnen 24 Stunden waren die bestellten Produkte bereitgestellt: 2400 kg Atta, 85 kg Ghee, 20 Dutzend Eier, 10 Hühner und 10 Ziegen. Dass sich dieser Dorfoberste für das Vermitteln der Waren gut zahlen liess, sei nur nebenbei bemerkt.

Ab Askole hatten wir nun einen Trägertross von 238 Leuten, denn da das besiedelte Gebiet hinter uns lag, mussten wir auch die Talträger verpflegen. Der Verpflegungssatz für einen Mann betrug in Unzen (ounces): 30 Atta, 2 Ghee, 2 Zucker, $\frac{1}{4}$ Salz, $\frac{1}{6}$ Tee, 2 Dhal, 3 Zigaretten. Bis Askole hatte ein Träger pro Tag 3 Rupien Entschädigung bekommen, ab Askole bis ins Hauptlager erhöhte sich der Lohn auf 4 Rupien.

Ich wollte in Askole nur eine kurze Rast halten, um möglichst viel Zeit aufzuholen, die beim Warten auf das Flugwetter verloren worden war. Weil die benötigten Vorräte vorhanden und neue Träger rasch angeworben waren, konnten wir schon am 10. Mai weitermarschieren. Es ist nicht allzu weit bis Korophon, dem üblichen Nächtigungsort der Träger, und um 5 Uhr nachmittags trafen wir dort ein. Bei der ersten Rationsverteilung in Korophon erlebten wir einmalige

Szenen. Der Streit der Baltis um Verpflegung und Zigaretten dauerte bis 2 Uhr nachts. Die Morgenstunden des folgenden Tages brachten eine kalte Überraschung: ein Gletscherabfluss musste durchwatet werden. Die Expeditionsteilnehmer zogen die Schuhe aus und wateten hindurch. Doch unsere elf Hochträger taten das nicht. Sie winkten sich je einen Balti herbei. Dieser musste seine Last abstellen und einen Hochträger hinübertragen, dann erst konnte er seine Last holen und hinüberschaffen.

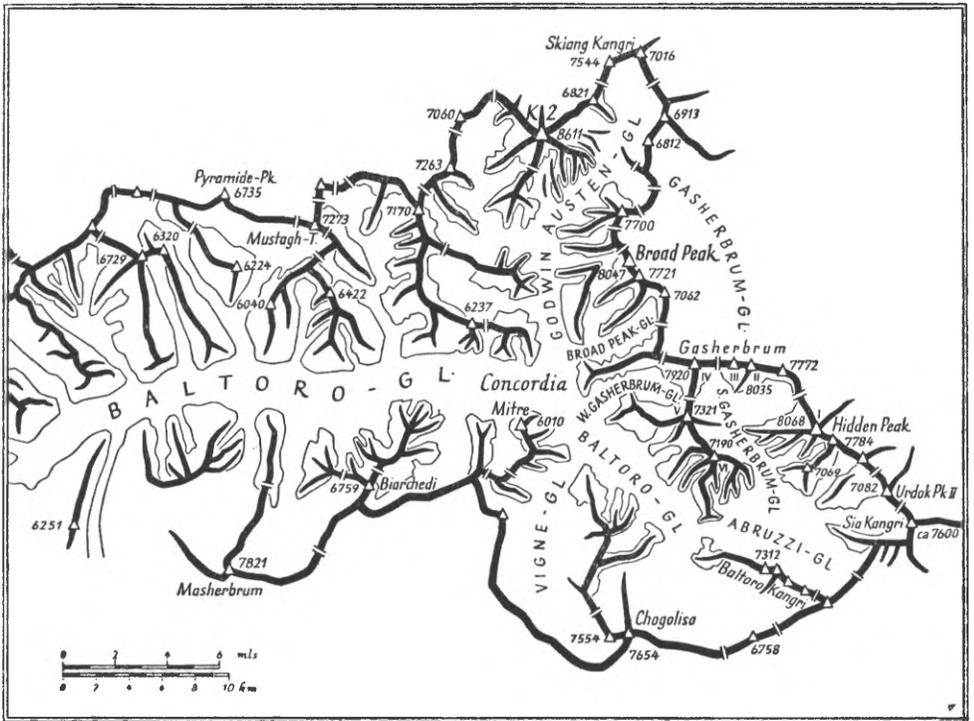
Bardumal mit seinen Felshöhlen war für unsere Träger der ideale Unterschlupf für die Nacht. Drei Tage nach dem Verlassen Askoles trafen wir in Paju am 52 km langen Baltorogletscher ein. Von diesem Platze sind mir zwei Dinge in besonders guter Erinnerung geblieben. Alle des Vorratsverbrauches wegen freiwerdenden Attaträger mussten Holz sammeln, denn mit Hilfe dieses Brennmaterials sollten die Helfer auf dem Baltorogletscher ihre Tschapattis backen. Ausserdem erschien der «headman» und sagte: «Bara Sahib, boots!» Wir hatten mehr als 150 Paar Schuhe mit und begannen sie nun an die Träger auszugeben. Leider waren diese fast neuen amerikanischen Militärstiefel für Baltifüsse viel zu schmal. Sie passten nicht in diese Lederschuhe hinein. Für uns entstand eine heikle Situation, denn ohne Schuhe gingen die Träger nicht weiter. Da hatte einer meiner Freunde die ausgezeichnete Idee, das Oberleder der Schuhe aufzuschlitzen. Gesagt, getan; alle Schuhe wurden auf diese Weise «passend» gemacht. Auf dem Weiterweg war die Zunge des Baltorogletschers von der rechten zur linken Moränenseite zu queren. Da sah man eigenartige Bilder. Der eine Träger hatte den rechten Schuh auf dem linken Fuss und umgekehrt. Wieder andere schleiften die losen Schuhriemen nach, der Hintermann trat darauf, der vordere stolperte deshalb, und so ging es weiter. Abends in Liligo hatte der Expeditionsarzt Hochbetrieb, denn die meisten Baltis hatten sich Blut- und Wasserblasen und wundgescheuerte Fersen zugezogen. Als wir am folgenden Tag auf der linken Moränenseite des geröllbedeckten Unteren Baltorogletschers nach Urkokas weitermarschierten, gingen die meisten Baltis wieder barfuss, die Schuhe hatten sie ausgezogen und malerisch um den Hals hängen. Hauptsache, jeder Träger hatte ein Paar Schuhe bekommen. Gewiss, der Untere Baltorogletscher ist über und über mit Geröll und Blockwerk bedeckt, doch oft führt der Weg auch über Blankeis; die Baltis sind aber durch die schwierige Hornhaut der Fusssohlen gegen Kälte weniger empfindlich.

Urdokas wurde auch für uns, wie für viele andere Expeditionen, der neuralgische Punkt. Die Träger wissen das genau; hier ist ihnen jede Expedition ausgeliefert, und sie baten nicht bloss um Zuwendungen, sondern sie forderten solche. Ihre Forderungen lauteten: 1. ein bezahlter Rasttag in Urdokas; 2. ein grosses Geldgeschenk; 3. ab Urdokas eigene Tschapattiträger und 4. für die Askoleute, die in ihren eigenen Ziegenfellschuhen gingen, pro Paar 8 Rupien Schuhabnutzungsgebühr. Unseren Begleitoffizier Capt. Qasim Ali Shah, der sich

als korrekter Mann streng an die Regulation hielt, brachten die ungerechtfertigten Forderungen der Träger zum Toben. Er rief den Baltis in Erinnerung, was der Political Agent beim Abmarsch in Skardu verfügt hatte: kein Mann dürfe streiken oder mehr verlangen, als in der Regulation vorgesehen sei. Doch seine Worte blieben ohne Wirkung. Erst als ich sagen liess, kein Mann bekomme heute seine Verpflegung, kein Mann bekomme seinen Lohn, taute der «headman» auf: «Bara Sahib, gib uns für fünf Tage Atta, wir wollen Tschapattis backen, alle Träger gehen weiter.» Allerdings waren 68 Träger so schlecht ausgerüstet oder fusskrank, dass es unverantwortlich gewesen wäre, sie weiter mitzunehmen. Es blieben daher 68 Lasten unter der Obhut von Hayat Ali Shah und dem Bergsteiger Willenpart in Urdokas zurück.

Wir andern setzten am übernächsten Tag (16. Mai) den Marsch fort. In ungefähr 4200 m Höhe trug der Baltorogletscher noch sehr viel Altschnee und ausserdem eine Neuschneedecke. Wir hatten gehofft, in zwei Tagen das Herz des Karakorumgebirges, den Concordiaplatz, zu erreichen, doch benötigten wir einen Tag mehr. Das Wetter hatte uns bis Urdokas keinerlei Schwierigkeiten bereitet, doch verschlechterten sich die Wetterlage und die Schneeverhältnisse mit jedem Tag. Ausserdem waren nun Trägerstreiks an der Tagesordnung. Wegen jeder Kleinigkeit setzten die Träger ihre Lasten ab, und es gab stets ein zeitraubendes Palaver. Weil wir zum Beispiel eine Ziege schlachteten und nicht schächteten, zogen wir uns den Unwillen dieser strenggläubigen Mohammedaner zu. Da den Baltis das Feuer schlagen mit Quarzstein und Eisenstäbchen zu langwierig war, und wir nicht Zündhölzer in gewünschter Zahl verteilten, wurde auch dies wieder ein Grund, um den Marsch zu stoppen. An einem Tage erlebten wir vier Streiks kurz hintereinander. Solche unfreiwilligen Rasten sind Zerreissproben für die Nerven der Europäer. Natürlich wurden auch immer wieder Geld- und Lebensmittelzulagen verlangt.

Das Eintreffen auf der Höhe des Concordiaplatzes, wo der Godwin-Austen-Gletscher einmündet, stand unter einem besonders ungunen Stern. Das Wetter hatte sich immer mehr verschlechtert, die Beleuchtung wurde diesig, gelbe Wolken hingen tief, und plötzlich fegte ein Schneesturm über uns hinweg. Wir Expeditionsteilnehmer und unsere Hochträger froren sehr, obwohl wir gut bekleidet waren. Wie mochten erst die dürftig bekleideten Baltis gefroren haben! Der Sturm peitschte ihre Gesichter, ihre Körper. Sie stellten sich wie eine Herde von Schafen zusammen, hoben die Hände gegen den Himmel und beteten laut, dass Allah sie beschützen möge. Doch sie beteten nicht lange, liessen ihre steifgefrorenen Finger sinken, fielen in den Schnee und erwarteten den Tod, die Erlösung. Damals bewährten sich zum erstenmal die Brokpa-Hochträger: mit ihrer Hilfe stellten wir in fiebrhafter Eile sämtliche Zelte auf. Wir mussten die Talträger mit Gewalt unter die schützenden Dächer treiben, denn sie alle lispelten nur noch «Inschallah», und jeder Lebenswille schien aus ihnen gewichen.



Kammverlaufsskizze der Baltoroberge im Karakorum. Höhen in Metern.

Die Nacht war lang und sehr kalt. Obwohl der Morgen wunderschön aufging und die Berge im Neuschneekleid glänzten, war keiner der Träger zu bewegen, auch nur einen Schritt weiterzugehen. Sie alle hatten nur den einen Wunsch, in die Talregion abzusteigen; dort sei es warm, dort lauerten keine Gefahren auf sie. Damals bot ich ihnen freiwillig Bakschisch an, aber es war zwecklos. Ich verhandelte einen halben Tag lang. Das magere Ergebnis war, dass sich 68 Träger bereit erklärten, die in Urdokas zurückgelassenen Lasten heraufzutragen, und damit mussten wir uns zufriedengeben; sofort stiegen diese Baltis nach Urdokas ab. Als ich die entmutigten Träger entlohnt hatte, gingen auch sie den Baltorogletscher hinunter.

Meine Kameraden und ich hatten uns beraten und folgenden Plan ausgeheckt: Wir erkunden den günstigsten Weiterweg über den Oberen Baltorogletscher und lassen von den Hochträgern Lasten in ein zu errichtendes Zwischenlager schaffen. Noch am 19. Mai begannen wir mit der Wegsuche, und schon am nächsten Tag wurden die ersten Lasten in das Zwischenlager gebracht. Dieses Depot stand auf der rechten Seitenmoräne des Oberen Baltorogletschers, an der Abzweigung des Abruzzigletschers. Ratay und Roiss brachen am 21. Mai sehr

zeitig vom Concordiaplatz auf, um die Schneeverhältnisse und die Entfernung bis zu unserem vorgesehenen Hauptlagerplatz zu erkunden. Sie benützten grösstenteils die Mittelmoräne des Oberen Baltorogletschers, begingen den Abruzzigletscher, und schon etwas oberhalb der Vereinigungsstelle von Abruzzigletscher und Südlichem Gasherbrumgletscher fanden sie auf der linken Seitenmoräne den geeigneten Platz für das Hauptlager (Tafel 26).

Meine Annahme wurde bestätigt: Die Entfernung von Concordia bis zum Hauptlager war in zwei Tagesmärschen zu bewältigen; jeden Tag schafften unsere Hochträger unter Führung von zwei Bergsteigern Lasten in das vorgeschobene Lager. Die Szenerie um den Concordiaplatz ist so gewaltig und mächtig, dass Worte keine Vorstellung von dieser Bergwelt erwecken können. Wir sahen die gewaltige Felspyramide des K 2, den mächtigen Rücken des anderen Achttausenders, des Broad Peak, die imponierende, weisse, trapezförmige Wand des Gasherbrum IV, die Spitzen des Gasherbrum V und den mächtigen Bergkamm auf der linken Seite des Oberen Baltorogletschers, mit der wunderschönen Felsnadel des Mitre Peak, und den packenden Ausblick auf die Bergdome des Unteren Baltorogletschers. Dort gibt es noch viel Neuland für die Bergsteigerjugend aller Länder.

Am Abend des 23. Mai kamen die Träger mit den in Urdokas zurückgelassenen Lasten. Wir hatten für die Träger bereits vorgesorgt, Zelte aufgestellt, gaben ihnen Benzinkocher zum Tschapattibacken. Da eine Spur ausgetreten war und das Wetter sich zum Guten gewendet hatte, konnten wir tags darauf den Marsch fortsetzen. Im Zwischenlager wurde nochmals genächtigt, und am frühen Nachmittag des 25. Mai traf der Spitzentrupp im Hauptlager ein. Weitere in Concordia und im Zwischenlager abgestellte Lasten wurden in einem zweiten Gang heraufgetragen. Am 29. Mai waren alle Expeditionsteilnehmer und Hochträger im Hauptlager vereint. Es folgte nun eine kurze Akklimatisationsperiode. Während dieser Zeit wurde das Lager ausgebaut und die Lasten für die Hochlager gepackt.

Am frühen Morgen des 5. Juni unternahmen Larch und Willenpart die erste Wegerkundung über den stark zerklüfteten Südlichen Gasherbrumgletscher. Für uns war der Zugang zum Gasherbrum II das grosse Fragezeichen; die Luftlinie betrug fast 11 km, und eine Route war zu finden, die auch die Hochträger schnell und sicher begehen konnten. Die beiden Bergsteiger hatten sich schon am Vortage einen Weg gebaut durch den unteren Gletscherbruch, querten an den Südwestabhängen des Hidden Peak und gelangten in das oberste, fast ebene Gletscherbecken bis 200 m an die Eisflanke (Südseite) heran. Dort versperrte ihnen ein Spaltenlabyrinth den Weiterweg. Auf Grund eingehenden Studiums hatten wir uns entschlossen, statt eines schneebedeckten östlichen Felssporns den westlichen Eissporn zu benützen. Die technischen Schwierigkeiten, vor allem im unteren Teil des Anstieges im steilen Eis, mochten wohl gross, doch die objektiven Ge-

fahren wesentlich geringer sein. Wir hatten beobachtet, dass vom östlichen Sporn immer wieder Schneebrücken abfuhren, so dass die Überwindung der fast 500 m hohen Eiswand besonders für die Hochträger viel Vorarbeit verlangt haben würde. Einen Tag später versuchten Ratay und Roiss eine gangbare Route zu finden. Das erste Teilstück war ja von Larch und Willenpart bereits gespurt worden, doch beim Felsporn, der vom Hidden Peak zum Südlichen Gasherbrumgletscher führt, verliessen sie die linke Gletscherseite, verfolgten eine ausgeprägte Gletschergasse und querten den Eisstrom in Richtung zum Gasherbrum V. In dem obersten Gletscherboden angekommen, wo es verhältnismässig wenig Spalten gab, machten sie eine grosse Kehre und gelangten auf dieser Führe bis zum Beginn der gewaltigen Südflanke des Gasherbrum II. Damit war der Weg zum Hochlager I gefunden.

Wir hofften, schon am nächsten Tag die ersten Lasten dorthin zu schaffen. Am 7. Juni war jedoch Schlechtwetter, am 8., 9. und 10. ebenfalls, und erst am 11. Juni konnten wir unser Vorhaben verwirklichen. Obwohl Reinagl und ich spurten, versanken die Träger immer wieder im Neuschnee. Zwei Gletscherbrüche und ein Höhenunterschied von 700 m mussten überwunden werden. 10¹/₂ Stunden lang stapften und schufteten wir mit unseren Brokpas über den Gletscher. Immer lauter und nachhaltiger wurde der Ruf nach einem Zwischenlager. Erst als wir einen Rasttag versprachen, konnten wir unsere Träger bewegen, bis zum Platz für Hochlager I (6000 m) vorzudringen; er lag vom Aufschwung des Gasherbrum II ungefähr 300 m entfernt und war als lawinensicher anzusehen. Jeden zweiten Tag schafften nun die Bergsteiger mit den Hochträgern Lasten dorthin. Am 13. Juni stiegen Ratay, Roiss, Dr. Weiler und zehn Hochträger auf; die beiden Bergsteiger blieben im Hochlager, Dr. Weiler (Arzt) führte die Träger zurück. Zwei Tage später führten Larch und Willenpart die Trägerkolonne an, Dr. Gattinger (Geologe) war ebenfalls mitgegangen, er brachte die Hochträger wieder wohlbehalten ins Hauptlager, während die Alpinisten ebenfalls ihr Quartier in 6000 m Höhe bezogen. Am 17. Juni führten sogar die beiden pakistanischen Begleiter die Hochträger nach Lager I und wieder zurück.

Im Hochlager I waren die Kameraden während dieser Zeit nicht untätig. Mit einem aus Skiern gebauten Behelfsschlitten, mit dem später unter Zuhilfenahme des Stahlseilgerätes die Traglasten über den Eissporn aufgezogen werden sollten, brachten die Bergsteiger die Traglasten über die erste Bodenwelle hinauf und lagerten sie dort. Für den 19. Juni war vorgesehen, dass wieder Reinagl und ich die Hochträger begleiten sollten, doch am 19. Juni brach neuerdings Schlechtwetter ein. Die Bergsteiger aus dem Hochlager stiegen ins Hauptlager ab.

Das ständige Schlechtwetter, sieben Tage und sieben Nächte ununterbrochener Schneefall, drückte auf unsere Stimmung. Da erscholl plötzlich der Ruf: «Der Postläufer ist da.» Sofort war das Schlechtwetter und alles andere Beklemmende

vergessen, jeder in erste, schnelle Lektüre seiner Post vertieft. Da waren auch zwei interessante Zeitungsmeldungen: Die Japaner hatten am 9. und 11. Mai den Achttausender Manaslu erstiegen; Schweizern war es gelungen, am 18. Mai den Lhotse erstmals zu ersteigen und am 23. und 24. Mai den Mount-Everest-Gipfel ein zweites und drittes Mal zu betreten. Wir freuten uns über die Erfolge dieser Bergsteiger, aber wir sassen noch immer im Hauptlager. Und damit das Mass an diesem Tag voll würde, meldete Radio Pakistan in seiner Wettervorhersage für die ÖsterreichischeKarakorum-Expedition weiteres Anhalten des Schlechtwetters und frühzeitigen Monsuneinbruch. Doch das Wetter hielt sich Gott sei Dank nicht an die gemeldete Vorhersage: nach langer Zeit lachte uns wieder die Morgensonne in die Zelte.

Sofort (29. Juni) stiegen Ratay, Roiss und Willenpart wieder nach Hochlager I auf. Am 1. Juli trafen Larch, Reinagl und ich mit einer Trägerkolonne ebenfalls dort ein. Bevor wir noch zu den Zelten kamen, war uns Roiss schon entgegengeeilt und brachte uns die Hiobsbotschaft, dass alle dort eingestellten Traglasten verschüttet seien. Wir begannen nach den Lasten zu graben. Bergsteiger und Hochträger hoben Lawinengräben aus, Skistöcke mussten als Sonden dienen, doch alle Mühe war vergebens, denn über unseren Lasten lagerte eine 5–10 m dicke Schicht gepressten Schnees. Obwohl es aussichtslos schien, wurde fleissig weitergegraben.

Für die weitere Abwicklung der Expedition ergaben sich infolge dieses Unglückes neue Gesichtspunkte. Wir besaßen nun weniger Material und hatten wertvolle Ausrüstungsgegenstände, wie Zelte, Seile, Haken, Karabiner, Luftmatratzen, Seilwinde, verloren; ausserdem lag ein Grossteil unserer hochwertigen Verpflegung unter den Neuschneemassen begraben. Nun konnten wir nicht mehr planmässig Lager vortreiben und einrichten, den Weg bis unter die Gipfelpyramide ausbauen, jetzt musste das Ringen um den Gasherbrum II in kürzester Zeit erfolgen. Schnelle Entscheidungen waren erforderlich. Um den Zeltverlust etwas auszugleichen, liess ich sofort die Hauptlagerzelte heraufschaffen, und Lager I wurde unser Ausgangslager. Weiter begannen Ratay und Roiss den Eissporn zu bearbeiten. Sie schlugen Stufen, spannten Quergangseile, brachten hängende Seile an, und am 3. Juli hatten sie auch schon Hochlager II (6700 m), oberhalb des Eisspornes, aufgebaut und zum Beziehen eingerichtet. Tags darauf trafen in diesem ausgesetzten Hochlager Larch und Reinagl ein. Die beiden hatten die Aufgabe, den Weiterweg zu erkunden und einen geeigneten Platz für Hochlager III zu finden.

Am 5. Juli sahen wir, wie sich zwei winzige Punkte oberhalb von Hochlager II aufwärts bewegten. Zuerst stiegen sie auf den Firngrat hinaus, dann querten sie in die Eisflanke zurück. Zwischen wuchtigen Eisbalkonen, und manchmal auch über diese hinweg, schoben sie sich langsam höher. Zu gleicher Zeit waren

Dr. Gattinger, Willenpart und ich mit vier Hochträgern unterwegs zum Hochlager II. Beim Aufstieg, nach der Querung der breiten Lawinenbahn unterhalb eines riesigen Eisüberhanges, direkt an die Wand geklebt, stand ein Zelt. Diesen Unterschlupf hatten sich Ratay und Roiss aufgestellt, als sie den Eishang präparierten, damit ihnen der tägliche An- und Abmarschweg von und zum Hochlager I erspart bliebe. Während des Aufstieges blieben wir oft stehen und hielten Ausschau nach unseren Gefährten, die hoch über uns an der steilen Flanke wie zwei Fliegen klebten. Oberhalb der letzten Eisbarriere stieg aber nun nur noch ein Punkt weiter; wir konnten sehen, wie sich dieser einzelne Mann (wie sich später herausstellte, war es Sepp Larch) wieder über eine steile Flanke hinaufarbeitete, einen Eiswulst meisterte und nach dem folgenden Eisfeld zum Grat hinausquerte. Im Lager II erwarteten wir die beiden Bergsteiger. Wir waren auf Neuigkeiten über die Schwierigkeiten und Verhältnisse erpicht. Und als wir alle versammelt waren, ging es am Nachmittag sehr lustig und laut zu; das Schönwetter trug dazu bei, und die Höhe von 6700 m brachte uns keine Beschwerden.

Zeitig am Morgen des 6. Juli gingen Larch, Reinagl, Willenpart und ich mit den vier Hochträgern Taqui, Mohammed Ali, Ghulam Mohammed und Katcho auf der gestern erkundeten Route weiter. Die Träger keuchten unter ihrer 18 kg schweren Last, der Sauerstoffmangel machte sich bemerkbar; aber am schlimmsten wirkten sich die technischen Schwierigkeiten aus. Jeden Meter mussten wir unsere Helfer am Seil heraufsichern. Endlich war nur noch die letzte Flanke zu begehen, der Eiswulst lag bereits unter uns; der Hang legte sich etwas zurück, und wir standen auf einem ebenen Platz auf 7150 m, wo wir Lager III errichten wollten. Mit einem Seufzer der Erleichterung warfen unsere Träger die Lasten ab, legten sich in den Schnee. Sie waren abgekämpft und erschöpft, denn schon das letzte Drittel des Aufstieges hatte sie oft zum Stehenbleiben und Rasten gezwungen. Wir verkrochen uns in den Zelten vor der Sonnenwärme. Ein herrlicher Rundblick belohnte uns später. Der weiter oberhalb ansetzende Eishang war so steil, dass wir sofort sahen, dort könnten wir ohne fixe Seilsicherung keine Träger mehr verwenden. Unser Vorwärtsstürmen mit den Trägern schien zu Ende. Es gab nur zwei Möglichkeiten, um die Schwierigkeit zu meistern: Entweder präparieren wir diesen Hang so, dass er auch für Träger gangbar würde, das brauchte viel Zeit, und inzwischen könnte der Monsun da sein, oder die Bergsteiger gehen allein, nehmen nur wenig Gepäck mit, tragen ihre Lasten selbst, verzichten auf jedes schützende Zeltdach, biwakieren am Fuss der Gipfelpyramide und steigen am nächsten Tag weiter zum Gipfel!

Nach langem Für und Wider, als auch Larch und Willenpart erklärten, sie würden dieses Risiko gern auf sich nehmen, entschloss ich mich für die zweite Möglichkeit. Angesichts der grossen Verantwortung – noch ist kein Achttausender von einem Freilager aus erstürmt worden, und ausserdem wussten wir

ja nicht, welche Schwierigkeiten uns dort oben noch erwarteten – beschloss ich, mitzugehen. Dazu meinte Reinagl schlicht: «Euch dreien wünsche ich den Gipfelerfolg, ich bringe die Träger zurück zu Lager II.» Mit diesen wenigen Worten hatte er freiwillig auf die Gipfelchance verzichtet. Als die Sonne hinter dem Felsaufbau des Gasherbrum IV verschwand, sicherte Reinagl die Träger hinunter.

Larch, Willenpart und ich schulterten die schweren Biwakrucksäcke und stiegen in die steile Eisflanke ein. Alle unangenehmen Vorstellungen, die wir uns von dieser Flanke gemacht hatten, wurden von der Wirklichkeit noch überboten. Es war die einzige Flanke, welche wir während des Aufstieges kennenlernten, die eine 30-cm-Pulverschneeauflage hatte. Bei jedem Schritt rutschte der Schneebelag ab. Da an Sicherung ohnedies nicht zu denken war, gingen wir seilfrei, damit nicht einer den anderen gefährde. Die westliche Begrenzung war ein Felsgrat. Wir wollten diesen Grat begehen, doch das Vorwärtskommen dort auf dem Fels war noch unangenehmer und anstrengender als an der Eisflanke mit der Schneeauflage. Das Tageslicht nahm immer mehr ab, und im letzten Dämmererschein gelangten wir zu einem Felsblock, wo wir uns für die Nacht einrichteten (7500 m). Es war in der Zwischenzeit 20.30 Uhr geworden.

Bei dem anstrengenden Steigen war der Körper wohl durchwärmt gewesen, nun beim Stehen und Vorbereiten des Nachtlagers machte sich die Kälte sofort unangenehm bemerkbar. Wir krochen in die Daunenschlafsäcke, zogen alle verfügbaren Kleidungsstücke an, streiften den Biwaksack über und lagen zusammengepfertcht in dieser wind- und wasserundurchlässigen Hülle. Von unten frass sich schon nach kürzester Zeit die Kälte durch. Wollten wir uns umdrehen, dann konnte dies nur auf Kommando geschehen. Minuten vergingen wie Stunden. Wir wussten nicht mehr, wie wir liegen sollten, so durchfrozen waren wir. Weil im Biwaksack die Luft verbraucht war, mussten wir öfters lüften und kalte Frischluft einlassen. Bei einem gemeinsamen Platzwechsel ragte für wenige Minuten meine linke Hand aus dem Biwaksack heraus, und trotz meiner zwei Paar Fäustlinge fror ich sehr. Ich wollte meinen Arm in den Biwaksack zurücknehmen, doch dies ging nicht, denn ich lag beim Felsblock und hatte keine Bewegungsfreiheit. Da meine Gefährten schliefen, wollte ich sie nicht wecken. Denn der Schlaf war gerade in dieser Nacht sehr, sehr selten. Es dauerte gar nicht lange, und die Kälte hatte sie wieder wach gemacht. Wir drehten uns gemeinsam um, ich konnte meinen Arm wieder hereinnehmen. Diese kurze Zeit hatte aber genügt, dass ich mir den linken Daumen erfror. Sepp Larch hatte sich in dieser gleichen Nacht im Biwaksack an den Zehen Frostschäden zugezogen. Ein Zeichen dafür, wie kalt es wirklich war.

Wir wünschten uns sehnlichst das Licht des neuen Morgens herbei. Endlich dämmerte es. Wir krochen aus den Daunensäcken und mussten uns viel Be-

wegung machen, um Arme und Beine wieder gebrauchen zu können. Allein den Kocher in Betrieb zu setzen, war ein Problem. Wir erhitzen Milch, tranken sie und assen eine Weizenkeimschnitte dazu. Dies war alles, was wir an diesem Tag an Nahrung zu uns nahmen.

Um 5.30 Uhr verliessen wir unseren Biwakplatz und begannen mit der Querung unterhalb der felsigen Südostwand des Gasherbrumgipfels. Jeder Schritt wurde zur Qual. Die Anstrengungen des Vortages, wie das Rucksacktragen und das Steigen der 800 Höhenmeter, die schlaflose Nacht, die Kälte und nicht zuletzt der Sauerstoffmangel, machten sich sehr unangenehm bemerkbar. Mir kam es vor, als wären die Beine mit Blei gefüllt. Mit äusserster Willensanstrengung raffte ich mich auf, um wieder einen Schritt zu gehen, doch nach dieser gewaltigen Anstrengung musste ich wieder lange rasten und nach Luft ringen. Jeden Schritt, selbst den allerkleinsten, musste man sich abringen. Dabei war der Firn noch beinhart gefroren, die Steigeisen griffen ausgezeichnet. Zu unserer Rechten lag die steil abfallende, schier endlos scheinende Südflanke des Gasherbrum II, und über uns ein gewaltiger Felsobelisk: der Gipfelaufbau unseres Berges. Willenpart war bei dieser Querung bereits ein Stück vorausgegangen; wenn wir beiden anderen rasteten, konnten wir erkennen, mit welcher eiserner Energie er weiter-schritt. Diese eben geschilderte Querung wies den lächerlichen Höhenunterschied von bloss 200 m auf, die Entfernung betrug vielleicht 500 m; dafür brauchten wir 3½ Stunden, von 5.30 Uhr bis 9 Uhr.

Eine schmale Schneerinne führte uns zu einer Scharte im Ostgrat des Berges. Dort hielten wir eine längere Rast. Unter uns die Gipfel des Gasherbrum VI, Gasherbrum V, die Spitzen des Baltorokangri, der Chogolisa, des Goldenen Throns, ganz tief der Südliche Gasherbrumgletscher, die Vereinigungsstelle mit dem Abruzzigletscher. All dies war für uns ein Trost, denn wir konnten daran erkennen, dass wir nun schon eine beachtliche Höhe erreicht hatten; aber noch fehlten 335 Höhenmeter bis zum Gipfel. Jedes, auch das allerkleinste Ausrüstungsstück, wie Belichtungsmesser, Taschenmesser, Reservepullover, alles was wir meinten entbehren zu können, liessen wir dort zurück, um möglichst wenig tragen zu müssen. In der Zwischenzeit war die Sonne hochgekommen; ihre Strahlen hatten die Ostflanke des Gipfelfirnhanfes beschienen und den Schnee aufgeweicht. Nun wurde das Steigen noch anstrengender, noch ermüdender. Bei jedem Schritt, besonders wenn man spüren musste, sank man tief ein. Jeder von uns hatte den festen Vorsatz, drei Schritte zu tun, doch bereits nach dem zweiten sank man vornüber in die steile Flanke und musste rasten, wieder nach Luft ringen. Für einen Schritt benötigten wir oft fünfzehn bis zwanzig Atemzüge. Wieder raffte man sich auf, und nach zwei weiteren Schritten war man wieder am Ende seiner Kräfte. Bergsteigen ist sonst die Freude an der Bewegung, doch bei diesen letzten 300 Höhenmetern war es nur noch das Überwinden des eigenen

Ichs. Obwohl wir uns gegenseitig aneiferten, anspornten, kamen wir dem Gipfelgrat nur unendlich langsam näher.

Im obersten Drittel ein neues Hindernis: Von unserem Rastplatz in der Scharte hatten wir geglaubt, es seien einige Steine im Schnee eingebettet, beim Näherkommen stellte sich jedoch heraus, dass es sich um eine Felsbarriere handelte. Das Spuren, Trittefesttreten, den Fels vom Schnee zu säubern, dies waren zusätzliche Beanspruchungen. Oberhalb dieses Felsgürtels folgte eine fast waagrechte Querung in südlicher Richtung. In den Westalpen hätte man jede Seillänge äusserst vorsichtig gesichert, dort, in einer Höhe von 8000 m, war man so mit sich selbst beschäftigt, dass einem die Abrutschgefahr, in der man beim Queren dieser kleinen, schneebedeckten Rinnen schwebte, gar nicht zum Bewusstsein kam.

Nochmals eine steile Schneeflanke – und Willenpart, der wieder vorausgegangen war, rief: «Dort ist schon der Gipfel!» Die Neigung wurde geringer, und wir sahen wirklich nicht mehr allzu weit vorne die beiden kleinen, ungefähr 2 m hohen Felszacken des Gasherbrumgipfels.

Obwohl wir wussten, dass dort unser Ziel lag, konnten wir unser Tempo, unseren Steigrhythmus nicht beschleunigen. Acht Stunden hatten wir gerungen, und nun war unser Ziel erreicht.

Neben der einen Gipfelzacke liessen wir uns in den Schnee fallen. Keiner sprach ein Wort.

Ich hatte mir das Eintreffen auf der Spitze eines Achtausenders anders vorgestellt. Zehn Minuten Schweigen. Mit den Worten: «Die Mühen und Strapazen sind einfach unvorstellbar, aber trotzdem, dies ist der schönste Augenblick meines Lebens», riss uns Willenpart aus unserer eigenen Gedankenwelt. Willenparts Worte entsprachen dem, was ich selbst empfand. Die Anstrengungen des Aufstieges sind mit Worten nicht wiederzugeben, doch wir hatten das höchste Ziel, das jedem Bergsteiger als Krönung vorschwebt, erreicht. Wir reichten uns die Hände, wir hissten den österreichischen und den pakistanischen Wimpel, und nun kehrte bei uns die Freude ein.

Wir hatten während unserer Gipfelstunde Glück: es war so windstill und warm, dass wir sogar die Anoraks ausziehen konnten. Wir genossen eine wunderschöne Fernsicht. In westlicher Richtung sahen wir hinter der mächtigen Felspyramide des K 2 und dem Doppelrücken des Broad Peak fern am Horizont noch niedrige Berge, die bereits dem Hindukusch (Afghanistan) angehören mussten. Im Süden sahen wir die Berggestalten um den Oberen Baltorogletscher, ein mächtiger und imponierender Anblick. Die Schau nach Osten ging über die Gipfelpyramide des Hidden Peak hinweg, und die hinten auftauchenden ungezählten weissen Gipfel entragten schon alle tibetischem Boden. Den Abschluss bildete der Blick nach Norden, in die Provinz Sinkiang, nach China. In Sinkiang waren die Berge nicht

mehr so hoch, die Schneedecke nicht zusammenhängend, und auch die Gletscherströme reichten nicht so tief ins Tal. An all dieser Bergespracht, an all dieser Schönheit konnten wir uns nicht satt sehen. Immer und immer wieder entdeckte das Auge ein neues Motiv, das festgehalten werden musste. Schon war eine Stunde verstrichen. Wir mussten an den Abschied denken. Jeder nahm zum Andenken einige Steine vom höchsten Punkt mit. Interessant, dass dieser Gipfelfels aus Kalk besteht, während das Bergmassiv sonst aus kristallinem Gestein aufgebaut ist. Meine beiden Gefährten errichteten neben dem östlichen Gipfelfels, am Beginn des kleinen Firnleckens, einen Steinmann, ich schrieb währenddessen in deutscher und in englischer Sprache die Ersteigungsdaten und legte diesen Zettel und ein Muttergottesmedaillon in eine leere Filmdose, wickelte die kleine Aluminiumbüchse in eine grosse österreichische Flagge und schob diese in den Steinmann hinein.

Der Abstieg war wohl weniger anstrengend als der Aufstieg, doch verschlechterte sich nun das Wetter immer mehr. Kurz vor Lager III überraschte uns wieder einmal ein Schneetreiben. Wir waren aber diese Nacht im Hochlager III nicht allein. Ratay und Roiss waren heraufgekommen; sie gaben uns heissen Tee. Hunger hatten wir nicht, nur Durst. Dann ruhten wir von den Anstrengungen aus.

Wir drei Kameraden mussten am nächsten Tag nicht auf die Hochträger warten. Das Abbauen der Zelte und das Räumen von Hochlager III übernahmen Ratay und Roiss. Ungefähr auf der Höhe des letzten Eisbalkons trafen wir mit unseren tüchtigen Hochträgern zusammen. Als sie von unserem Erfolg hörten, freuten sie sich so, als ob sie ihn selbst errungen hätten, und dort im Steileis, auf schlechtem Stand, riefen sie immer wieder «Zindabad Austrian Expedition, Zindabad Austria, Zindabad Pakistan.»

Als am Nachmittag die Träger ebenfalls bei uns im Hochlager II eintrafen, ging das Feiern weiter. Sie klatschten rhythmisch in die Hände, ein leerer Benzinkanister musste die Trommel ersetzen, und ein Mann tanzte; er machte graziösere Bewegungen als ein Mädchen, und am Ende jedes Tanzes erschollen dann wieder die Zindabad-Rufe, dass die Bergwände widerhallten.

Am 11. Juli war ich wieder im Hauptlager. Vor mir sassen zwei Hochträger, die die Erfolgsmeldung in Eilmärschen nach Skardu tragen sollten, von wo die Depesche über die österreichische Botschaft in Karachi in die Heimat gedrahtet werden sollte. Mit Absicht wählte ich den Telegrammtext wie folgt: «Am 7. Juli 1956, um 13.30 Uhr mittags, betraten drei Expeditionsteilnehmer den Gipfel des Gasherbrum II (8035 m).» Mit Absicht hatte ich keine Namen genannt; ich wollte damit zeigen, dass Himalaya-Bergsteigen Gemeinschaftssache ist. Es ist völlig gleichgültig, ob ein Teilnehmer der Expedition Hochlager I, II oder III errichtet hat, ob er die Träger hinauf- oder hinunterführte oder ob es

ihm vergönnt war, auf den Gipfel zu kommen. Hauptsache ist, jeder Mann der Expedition gab sein Bestes. War die Expedition erfolgreich, so hatte jeder daran den gleichen Anteil.

Niemals werde ich die Ersteigung des Gasherbrum II als einen «Sieg über den Berg» hinstellen! Wenn man beim Bergsteigen auf einen Achttausender das Wort Sieg überhaupt gebrauchen darf, dann nur in dem Sinn, dass es sich um einen «Sieg der Kameradschaft» handelt.

Zwölf Tage nach der Ersteigung des Gasherbrum II (am 19. Juli) gelang Ratay, Roiss und Dr. Weiler nach dreitägigem hartem Ringen die zweite Besteigung des Sia-Kangri-Westgipfels (7422 m) auf neuer Route. Dieser Gipfel war schon im Jahre 1934 von sieben Bergsteigern erreicht worden.

BROAD PEAK

Österreichische Karakorum-Expedition 1957

Von Kurt Diemberger

Der gewaltige Gebirgszug des Karakorum gehört dem System des Himalaya an, zeigt jedoch einen ganz eigenen Charakter. Die nördlichere Lage bedingt eine ausgedehnte Vergletscherung: die riesigen Eisströme erreichen bis zu 60 und 70 km. Der Monsun hat merklich an Heftigkeit verloren und wirkt sich bei weitem nicht mehr so aus wie etwa am Everest oder am Nanga Parbat. Zu den besonders geschützt gelegenen Gebieten innerhalb des Karakorum gehört das Baltorobecken.

Hier, aus dem Herzen des Karakorum, fließt in fast westlicher Richtung ein solcher Eisstrom, der Baltorogletscher. Mit seinen 58 km Länge gehört er zu den grössten Gletschern des Gebietes. Zahlreiche, oft mächtige Seitengletscher münden fiederförmig in ihn ein. Ein ganzes System von Gletschern – ein Bild von arktischer Schönheit.

Am Baltorogletscher stehen die höchsten Gipfel des Karakorum: vier von den 14 Achttausendern der Erde und mancher hohe Siebentausender. Unglaublich kühn sind die Berggestalten des Baltoro, und man hat diese Gebirgslandschaft als die gewaltigste der Erde bezeichnet. Da steht der herrliche «Chogori», der K 2, mit 8611 m der zweithöchste Berg der Welt. Da steht die phantastische Berggestalt des Mustagh Tower, das leuchtende Riesentrapez des fast 8000 m hohen Gasherbrum IV und gleich daneben der breite, massige Riese – unser Ziel: der 8047 m hohe Broad Peak. Er erhebt sich am Ostrand des Godwin-Austen-Gletschers, gegenüber der Riesenpyramide des K 2. Ganz nahe ist der wegen seiner Gipfelschau berühmte Concordiaplatz, eine Verbreiterung des Baltoro. Dort mündet von Norden her der Godwin-Austen-Gletscher in den Baltoro, von Süden der Vigne-Gletscher. Im Winkel zwischen Vigne-Gletscher und Baltoro steht ein anderer, zauberhaft schöner Eisdome: die Chogolisa.

Nachdem unsere Mannschaft den Broad Peak erstiegen hatte, führte unser Weg zu jenem Berg. Es war ein schicksalhafter Gang: Hermann Buhl kam nicht mehr zurück.

Im März 1957, als unsere Expedition aufbrach, waren im Karakorum nur noch zwei Achttausender unerstiegen: Der Broad Peak (8047 m) und der Hidden Peak

(8068 m). Den K₂ (8611 m) hatte bereits 1954 eine italienische Expedition erstiegen und den Gasherbrum II (8035 m) zwei Jahre später eine österreichische (Seite 117). So war es gar nicht leicht, die Besteigung eines der letzten Achte-tausender bewilligt zu erhalten; aber dank dem Verständnis der pakistanischen Regierung hielten wir dann doch – gewissermassen in letzter Minute – die Bewilli-gung für den Broad Peak in Händen. Der Weg zum Berg war frei.

Nach langer Anreise mit Schiff, Flugzeug und Bahn waren wir endlich in Skardu angekommen. Der kleine Ort liegt in einem weiten Talkessel, in den uns das Flugzeug über die letzten Ketten des Himalaya-Hauptkammes gebracht hatte. Noch trennten uns 200 km Fussmarsch von unserem Berg.

Am 18. April setzte sich unsere Kolonne in Bewegung. Sie bestand aus der vierköpfigen Bergsteigergruppe (Expeditionsleiter Markus Schmuck, Leiter am Berg Hermann Buhl, Fritz Wintersteller und ich), einem pakistanischen Verbindungs-offizier (Capt. Quader Saeed) und aus 68 Trägern. In gut zwei Wochen hofften wir auf dem Concordiaplatz in unmittelbarer Nähe des Broad Peak ein-zutreffen. Wo wir dort unser Basislager errichten sollten, war eine Frage, die wir schon in der Heimat entschieden hatten, die uns aber nun auf dem Anmarsch doch wieder beschäftigte. Ihre Beantwortung hing von der Wahl der Anstiegsroute ab.

Wegwahl

Wir waren nicht die ersten, die diese Frage gestellt hatten. Schon mancher prüfende Blick hat auf dem Broad Peak geruht, auf dem mächtigen, dreigipfeli-gen «Breithorn» des Baltoro. Wie die Schuppen eines Drachenrückens ragen die drei Gipfel in den dunklen Himmel. Der südliche Hauptgipfel trägt eine lang-gezogene, waagrechte Gipfelschneide, die durchwegs über 8000 m hoch verläuft und an ihrem Südende den höchsten Punkt trägt (8047 m). Dann folgt nach Norden der etwa 8000 m hohe Mittelgipfel, vom Hauptgipfel durch eine rund 7800 m hohe Scharte getrennt, und schliesslich der Nordgipfel, dessen Höhe etwa 7700 m betragen mag. Der lange und sicher schwierige Südostgrat des Haupt-gipfels kam für eine Besteigung kaum in Frage, und die einzige günstige Möglich-keit schien die Westflanke zu bieten. Und zwar könnte hier vom Fusse des Berges (5000 m) über eine steile, aber lawinensichere Gratrippe (*Westsporn*) zu einer grossen, seitlich gelegenen Firnterrasse in etwa halber Höhe (6400 m) angestiegen und von dort aus über den steilen oberen Hängegletscher die erwähnte Scharte zwischen Mittel- und Hauptgipfel erreicht werden. Der nachfolgende Felsgrat zur Gipfelschneide des Hauptgipfels und diese selbst boten dann vermutlich keine ernsthaften Schwierigkeiten mehr. Schwierig und sicher nicht ungefährlich wür-den die letzten 200 m unter der Scharte sein. Der Westsporn selbst war offen-

sichtlich auch nicht leicht, für Balti-Hochträger wohl zuviel und höchstens für «Tiger» gangbar.

Es kam zu einem ersten Ersteigungsversuch, dem einzigen vor unserer Expedition. Als im Oktober 1954 die deutsche Expedition Herrligkoffer den abgelegenen Hidden Peak infolge der vorgerückten Jahreszeit aufgab, wählte man den näheren Broad Peak als neues Ziel. Herrligkoffer war nicht für den Westsporn, denn eine von ihm veranlasste Erkundung hatte ergeben, dass dieser Sporn von Trägern mit schweren Lasten nicht bestiegen werden könnte, ausser man würde in langer Arbeit die ganze Strecke mit Seilen versichern. Ein anderer Weg erschien günstiger: Er führte hinter einer Felskulisse über den zerrissenen, oben sehr steilen Broad-Peak-Gletscher hinauf zur grossen Firnterrasse (*Plateau*). Dieser Anstieg auf die Firnterrasse wäre offensichtlich leichter als der Westsporn und den Trägern zumutbar. Allerdings müsste dabei eine Stelle grössten Risikos überwunden werden: Durch eine 300 m lange Eisrinne fährt wie durch einen Trichterhals alles zu Tal, was an dieser Seite des Broad Peak von den mächtigen Hängegletschern losbricht. Zwei Mann erkundeten damals bis auf 7200 m. Es blieb der höchste erreichte Punkt, und alle weiteren Bemühungen scheiterten an den Stürmen und der Kälte des hereinbrechenden Winters.

Und wir? Hermann Buhl lag die Herrligkoffer-Route nicht sonderlich, und auch wir waren von Eislawinen nicht sehr begeistert. Freilich, dieser Weg war bereits begangen und leichter, der Westsporn unbegangen und schwieriger, konnte also unliebsame Überraschungen bieten, aber – das *Aber* hing grünblau schillernd in der Flanke des Broad Peak! Noch etwas kam hinzu: der Westweg war neu – das lockte uns; er war der direkteste Anstieg, der am Broad Peak denkbar war – das begeisterte uns. Wir entschieden uns endgültig für den Sporn. Von ihm sollte es zur Firnterrasse gehen, weiter in geradem Durchstieg bis zur Scharte und über den Schlussgrat zum Gipfel. Wir mussten also das Basislager am Fusse des Westsporns errichten. Von dort würde es 3000 m in unverminderter Steilheit und im wesentlichen geradlinig emporgehen. Wir waren froh und voll Tatendrang.

Unser Entschluss machte etwas zur Notwendigkeit: Wir gehen ohne Hochträger! Wir würden also am Berg allein sein ...

Da der Verzicht auf Hochträger grosse körperliche Anstrengungen in den sauerstoffarmen Hochregionen mit sich bringen würde, hatten wir eigentlich vorgehabt, eine ruhige Akklimatisationspause im Basislager der Errichtung der Hochlager vorzuschalten. Dann erst wollten wir mit der Trägerarbeit beginnen.

Die Wirklichkeit aber sah anders aus: Noch vor dem Erreichen des Concordiaplatzes veranlassten überaus starke Schneefälle und Kälte den grösseren Teil unserer Träger zur Umkehr. Der Rest brachte seine Lasten noch in die Nähe des etwa eine Stunde vom Westsporn entfernten Platzes, der für das Basislager geeignet erschien, und kehrte dann ebenfalls um. Nur zwei Postläufer blieben

bei uns zurück. Da sassen wir nun auf unseren Kisten! Viel früher als gedacht, bekamen wir nun Gelegenheit, uns als Träger zu erproben. Fast alle Lasten mussten im Pendelverkehr zum Basislagerplatz gebracht werden, teils 4, teils 12 km weit. Tag für Tag wateten wir so mit 25–35 kg durch den Schnee. Aber schliesslich stand das Basislager (4900 m) dann doch, und wir hatten uns ausserdem schon daran gewöhnt, in Mont-Blanc-Höhen Lasten zu tragen. Voll Zuversicht gingen wir nun der kommenden Schlepperei entgegen.

Der Vorstoss zum Broad Peak konnte beginnen. Er sollte unter der Devise stehen: möglichst wenig Material! – wir mussten es ja selber tragen; ein Minimum an Hochlagern – daher grosse Höhenunterschiede der Tagesziele; sparsamste Ausrüstung der Lager mit Material und Proviant – daher kein Daueraufenthalt vorgesehen.

Das erste Lager galt als Durchgangslager für die Errichtung einer Hochbasis auf der grossen Firnterrasse; sie sollte sparsam, aber gut eingerichtet werden und als Ausgangspunkt für die Errichtung des notwendigen leichten Gipfellaegers dienen, das möglichst hoch oben stehen sollte. Auf alle Fälle würde der Höhenunterschied von dort bis zum Gipfel noch beträchtlich sein¹. Da die Hochlager nicht für Daueraufenthalt bestimmt sein sollten, ergab sich daraus folgender Plan: Nach Errichtung der Höhenstützpunkte, Aufenthalt im Basislager bis zu einem günstigen Zeitpunkt. Dann Durchstieg vom Basislager aus über die «Lagerleiter» zum Gipfel. Rasche Rückkehr ins Basislager zur Erholung, und bei Misserfolg Abwarten der nächsten Gelegenheit im Basislager.

Da wir keine Sauerstoffgeräte verwenden wollten, auch für rein medizinische Zwecke nur ein untragbares Gerät mitgenommen hatten, waren wir auf die natürliche *Akklimatisation* angewiesen. Wir versprachen uns viel von der Trägerarbeit in grosser Höhe; hatten wir uns erst einmal daran gewöhnt, Lasten bis auf 7000 m hinaufzutragen, so würde uns beim Steigen ohne Lasten die dünne Luft der Achttausenderregion auch noch erträglich vorkommen. Übrigens förderten wir zur Akklimatisation die Blutbildung durch tägliche Gaben von Vitamin-B₁₂-Tabletten. Wir waren der Meinung, dass uns die Arbeit so weit akklimatisieren werde, dass wir sogar auf den üblichen längeren Daueraufenthalt zwischen 6000 und 7000 m Höhe verzichten können würden. Dementsprechend waren Lageraufbau und Angriffsplan.

Bei Schlechtwetter gäbe es freilich nur eins: Rasch herunter vom Berg ins Basislager, wo immer man sich gerade befände! Hier, wie bei allen übrigen Operationen am Berg, würde uns die grosse Beweglichkeit unserer kleinen Nur-Bergsteiger-Gruppe sehr zustatten kommen. Auch waren wir recht froh, allein am Berg zu sein.

¹In Wirklichkeit waren die Höhenunterschiede vom Basislager bis Gipfel dann: 900 m, 550 m, 600 m, 1100 m.

Über den Westsporn zum Hochplateau

Akklimatisationspause im Basislager? Jetzt, bei so viel Auftrieb? – Nein! Nach einem Rasttag stapfen wir dem Fuss des Westsporns entgegen. Es ist der 13. Mai – genau vor einem Monat brachte uns das Flugzeug nach unserem Ausgangspunkt Skardu. Unser Weg führt in vielen Windungen zwischen den Eistürmen des Godwin-Austen-Gletschers hindurch. Bewundernd blicken wir auf zum nahen K 2 – unvorstellbar hoch liegt der Gipfel; weithin zieht seine gewaltige Schneefahne. Rechts über uns rauchen die Broad-Peak-Gipfel.

Nach einer Stunde stehen wir vor dem ersten Schneefeld des Westsporns. Steil zieht es empor, und oben sperrt überall gelber, überhängender Fels. Aber dort zeigt der Riegel eine schwache Stelle: eine gewundene Steilrinne – ob sie gangbar ist? Zögernd tun wir die ersten Schritte. In Serpentinaen geht es bergauf. Nach 300 m haben wir das Couloir erreicht. Es ist voll Pulverschnee. Immer enger und steiler wird es – zuletzt stecken wir in einem schmalen Schlupf. Die Steilheit erreicht hier über 50 Grad. Wir keuchen. Endlich gibt sich's, der Schlupf ist zu Ende; mit ihm die 200 m hohe Steilrinne. Wir atmen erleichtert. Der Felsgürtel ist überwunden.

Auf einer kleinen Kanzel in 5500 m Höhe werfen wir die Lasten nieder. Jede wiegt bloss 12 kg, aber heute sind wir nicht mehr in der Verfassung, damit höher zu steigen. Ohne Last weiter. Schon stehen wir wieder in einem Hang, der immer steiler wird. Jetzt spüren wir die ungewohnte Höhe auch ohne Last schon ganz deutlich. Suchend schweift unser Blick umher – keine Spur von Hochlagerplatz! Alles bleibt abschüssig. Endlich, bei 5800 m liegt eine ebene Stelle. Wenn wir noch etwas nachhelfen, wird hier das Leichtzelt des Durchgangslagers Platz finden.

Wir sind müde, verspüren leichte Kopfschmerzen. Die Höhe! Aber wir dürfen zufrieden sein: Der Platz für Lager I steht fest, der Weg herauf ist steil, aber möglich, und drunten auf der *Kanzel* liegen schon die ersten Lasten. Vor uns zieht der gezackte Westsporn weiter empor; er scheint noch steiler zu werden. Von den Gipfeln darüber sehen wir nicht viel.

Unser Blick fällt hinunter auf das Zackengewirr des Godwin-Austen-Gletschers: es liegt 800 m tiefer. Wie eine Skischanze springt unten, 300 m tiefer, die Kanzel aus der steilen Flucht vor. Das wird noch ein mühseliger Abstieg werden. Die Schneelage hielte zwar gut. Steiler, sicherer Schnee lockt immer: Auf den Hosenboden! Das wird die umgekehrte Himmelfahrt! Wenig später pfeift uns Wind und Schneestaub um die Nase. Es läuft prima! Ein bisserl schussig zwar. Schon landen wir in elegantem Schwung in der Nähe der Kanzel. Wir schütteln den Schnee ab – lachen: Das war wirklich das Ei des Kolumbus für den Abstieg!

Eine kurze Pause, dann geht es hinein in den Schlupf. Hier heisst es stark bremsen. Aber bald haben wir wieder bessere Bahn, und auf dem letzten Schnee-

feld entwickelt jeder die Höchstgeschwindigkeit. Wir stehen wieder auf dem Gletscherboden, beugen den Kopf weit zurück, schauen hinauf. Wie lustig – vor einer halben Stunde standen wir noch dort oben, 800 m höher. Dieser Westsporn ist wirklich eine feine Sache! Vergnügt machen wir uns auf den Heimweg ins Basislager.

Tag für Tag schleppen wir nun Lasten hinauf zum Zeltplatz. Nach drei Tagen schon steht Lager I. Der zeitsparende Abstieg auf dem Hosenboden kommt uns sehr zustatten; meist sind wir schon am frühen Nachmittag wieder im Basislager zurück. Rasch gewöhnen wir uns an die Höhe und steigern das Gewicht der Lasten auf 20 kg, ja 25 kg. Über den Westsporn stossen wir weiter vor, verlassen ihn auf etwa 6000 m und gelangen durch eine weite Mulde auf die grosse Firnterrasse, das Plateau. Hermann und Fritz errichten dort oben im Windschatten des überhängenden Plateaubruchs die geplante Hochbasis, von uns «Wächtenlager» genannt (Lager II, 6350 m), während Markus und ich zunächst noch den weiteren Lastennachschub vom Basislager her besorgen.

Eine Woche nachdem wir den Berg angegangen haben, ist auch Lager II komplett eingerichtet. Ausserdem sind die Sachen für das Gipfellager ebenfalls schon fast vollständig oben im Wächtenlager. Lager III soll hoch droben, auf etwa 7000 m, stehen. Der Weg dort hinauf verheisst noch harte Arbeit: grösstenteils eine wahrlich spiegelblanke Eisflanke; der Rest steiler, brüchiger Fels. Das wird alles mit Seilen versichert werden müssen!

Eine Erkundung hat gezeigt, dass im unteren Teil noch Seilverankerungen der Herrligkoffer-Expedition stecken. Allerdings sind sie meist tief im Eis festgefroren: bis zu 15 cm tief; kein Wunder, sie sind drei Jahre alt! Das zentimeterweise Herauspickeln der Seile ist in der glatten Steilwand furchtbar anstrengend. Aber wir sind froh, denn, wenn es aus diesem Grunde auch keinen Zeitgewinn bedeutet, so können wir doch unseren eigenen Seilbestand etwas schonen – für die Granittürme am unteren Baltoro. (Dort wollen wir nachher noch hin.) Eine Stufenleiter werden wir auch noch aus dem Eis heraushacken müssen, sonst kommen wir mit den Lasten da nie hinauf!

Da das Wetter sich deutlich verschlechtert und wir überdies etwas Erholung nötig haben, verschieben wir alles auf später und steigen zu einem längeren «Erholungsurlaub» ins Basislager ab.

Es gilt!

Mehrere Tage schneit und stürmt es. Dann plötzlich herrliches Wetter. Wir wollen die Chance nützen und den Gipfel versuchen. Leider müssen wir erst das Gipfellager errichten. Jetzt heisst es handeln, ehe das Wetter wieder umschlägt!

Am 26. Mai geht es in aller Frühe los. Um 10 Uhr sind wir im Lager I und um 14 Uhr bereits bei Lager II. Welche Enttäuschung! Ungeheure Neuschneemassen haben die Hochbasis völlig begraben. Die Zelte sind beschädigt. Wir schufteten. Erst kurz vor Sonnenuntergang ist alles wieder weitgehend in Ordnung gebracht.

Den ganzen nächsten Tag hängen Hermann und ich in der Steiflanke, um so schnell als möglich den Weg herzurichten. Hermann hackt alte Seile frei, bringt oberhalb neue Seilgeländer an, und ich hacke indessen die Stufenleiter. Wir gönnen uns keine Pause und haben bis abends den Grossteil geschafft – können allerdings Finger und Arme kaum mehr rühren. Gleichzeitig haben Fritz und Markus noch die letzten Lasten vom Lager I zum Plateau heraufgeschleppt.

Auch am folgenden Tage ist viel los: Markus und Fritz müssen zweimal mit Lasten hinauf zum Gipfellerplatz knapp unter der 7000-m-Grenze, während Hermann und ich noch das oberste Wegstück zu präparieren und je eine Last ins Lager hinaufzubringen haben. Erst in den Abendstunden dieses 28. Mai stehen droben auf 6950 m die kleinen Zelte unseres Gipfellers (Lager III).

Ein Rasttag wäre nötig – das wissen wir alle. Aber wir trauen dem Wetter nicht: Aller Wahrscheinlichkeit nach bleibt es nur noch zwei Tage schön, vielleicht sogar nur noch morgen. Wir müssen morgen gehen! Werden wir den Gipfel erreichen? Es sind immer noch 1100 m hinauf. Der Gaskocher zischt – bis tief in die Nacht hinein wird noch gekocht. Die Kälte nimmt merklich zu. – Droben am Himmel stehen Millionen Sterne.

Bei Morgengrauen brechen wir auf.

Anfangs kommen wir gut vorwärts und gewinnen rasch an Höhe. Bald aber machen uns Kälte, tiefer Pulverschnee und immer dünnere Luft schwer zu schaffen. Besonders die Kälte. Nach kurzer Zeit sind unsere Füße gefühllos. Wir schwingen die Beine. Langsam geht es höher.

Um 9 Uhr sind wir auf 7500 m. Nach kurzer Rast geht es weiter. Heiss sticht jetzt die Sonne. Über unseren Köpfen steht die Scharte. Immer steiler wird das Gelände, immer dünner die Luft. Erst um 15 Uhr haben wir die rund 7800 m hohe Scharte zwischen Mittel- und Hauptgipfel erreicht.

Eigentlich ist es schon viel zu spät, um noch weiterzugehen – aber der offenbar kurze und nicht allzu schwere Gipfelgrat spornt uns an, das Letzte herzugeben. Vielleicht gelingt es – weit kann's ja nicht mehr sein!

Wir täuschen uns gründlich. Je höher wir kommen, desto mehr bäumt sich der Grat; ein Felsriegel muss überwunden werden – während wir langsam an Höhe gewinnen, verrinnt unglaublich schnell die Zeit. Vor mir sehe ich Fritz; Hermann und Markus kommen etwas weiter hinten. Ich fühle mich elend und habe jedes Zeitgefühl verloren. Schon der Weg allein und das mühsame Höhersteigen erfordern volle Konzentration. Wir sind an der 8000-m-Grenze. Im flachen Licht der Sonne sehen wir über einem steilen Schneeang dunkle Felsen gegen

den Himmel stechen. Es geht nirgends noch höher hinauf. Noch eine letzte Anstrengung – Fritz und ich stehen oben. Um uns ziehen Wolken. Es geht wirklich nirgends höher hinauf . . .

Vor uns senkt sich in sanften Schwüngen die Gipfelschneide des Broad Peak nach Süden, macht dann einen Bogen, und dort – dort steigt sie wieder an! Wird höher und höher – weit draussen, wohl eine Stunde entfernt – ein schimmernder Schneekegel: der Gipfel! Ja, er überragt uns – nur um 15 m, 20 m vielleicht. Traurig schauen wir hinüber: es ist zu spät – schon 18 Uhr! Leuchtende Nebel verhüllen den Grat, aus der Tiefe steigt die Dämmerung. 50 m unter uns stehen Hermann und Markus; sie rufen herauf, wir steigen zu ihnen hinab. Wir haben den Gipfel gesehen, so nahe und doch zu weit. Was für ein einmaliger Gang mag das sein – über die Schneide hinüber! Ein Weg hoch über der Welt, immer in 8000 m . . .

Wir steigen hinunter, 1000 m – zurück ins Gipfelloager. Zwei Tage später sind wieder alle im Basislager.

Während wir uns von den Strapazen erholten, hatten wir genügend Zeit, über unseren «Blitzangriff» nachzudenken. Sicher, den ersehnten Erfolg hatte er uns nicht gebracht. Wir hatten bloss den nördlichen Eckpunkt der Gipfelschneide, den etwa 8030 m hohen Vorgipfel, erreicht. Aber wir kannten nun den ganzen Weg; wussten, dass er wirklich möglich war und dass wir das nächste Mal zwei Stunden früher vom Gipfelloager aufbrechen mussten. Ausserdem stand dieses Lager jetzt, und der Anstieg zu ihm war durchwegs gesichert. Nein, nichts war umsonst geschehen in den drei Tagen unseres Vorstosses. Das nächste Mal würden wir es schon leichter haben. Das nächste Mal – ja, dann musste der Gipfel gelingen!

Und er gelang.

Es war zunächst ganz ähnlich wie beim ersten Mal: Wieder warteten wir auf sicheres Wetter und nutzten die Zeit zum Schreiben und zur Erholung. Wieder wurde es unvermittelt kalt und schön. Und wieder stiegen wir in einem Tag bis zum Plateau hinauf – zum Lager II. Am nächsten Tage aber erreichten wir schon um 13 Uhr das Gipfelloager. So konnten wir diesmal in aller Ruhe die Vorbereitungen für den nächsten Tag treffen. Was würde er, der 9. Juni 1957, bringen?

Bei Sonnenuntergang krochen wir in die Zelte und zogen die Daunenschlafsäcke über. Wir waren bereit.

Der Gipfel

Es ist eigentümlich hell im Zelt; draussen ist der Mond aufgegangen. Ich denke an morgen und finde nicht viel Schlaf. Auch Hermann neben mir dreht sich von Zeit zu Zeit. Die Stunden kriechen dahin. Für eine Weile nicken wir ein.

Um 2.30 Uhr weckt Hermann.

Es regt sich in den Zelten. Das Aufstehen ist eine Prozedur, denn viel Platz ist ja nicht da. Viel Zeit bleibt nicht für das Frühstück. Noch werden Speisethermosbehälter zwischen den Zelten ausgetauscht; dann aber endgültig ins Freie!

Nicht möglich – ist das heute kalt! Die Finger kleben an den Steigeisen. Klirrend sausen ein paar Eisstücke den Hang vor dem Zelt hinab.

Das Thermometer am Zelteingang zeigt -25° C. Das heisst, dann sind es draussen vor dem Zelteingang -30° C. Aber das Wetter ist gut. –

Im Halbdunkel geht es über Eis und hartgeblasenen Schnee höher. Es ist völlig windstill und ruhig. Nur hin und wieder hört man das Knirschen der Eisen auf dem harten Eis. Bald wird es heller – die ersten Strahlen treffen den Gipfel des K₂. Wenig später erstrahlen um uns Hunderte von Gipfeln. Zauberhaft!

Dunkel stehen hoch über uns die Gipfel des Broad Peak – an manchen Stellen tragen sie leuchtende Säume. Sehnsüchtig starren wir hinauf: dort oben ist Licht, Wärme! Bei uns unten wird es von Minute zu Minute kälter. Die ganze Flanke liegt im Schatten – kein Wunder, sie ist westseitig.

Immer kleiner werden unter uns die Zelte des Gipfellagers. Jetzt geraten wir in tieferes Pulver, abwechselnd mit windgepresstem Schnee. Erbarmungslos beisst hier die Kälte. Sie durchdringt schliesslich auch unsere übergrossen Himalayaschuhe, die Haarsocken, das Papier – alles. Es hilft nichts – bald werden die Zehen vollkommen gefühllos sein. Das einzige Mittel: mit aller Kraft die Beine schwingen; alle 50 m ein paar Minuten lang. In der dünnen Luft ist das anstrengend. Sind wir anfangs gut vorwärtsgekommen, so geht es nun furchtbar langsam. Hermann, dem nach dem Nanga Parbat zwei Zehen abgenommen wurden, spürt seinen rechten Fuss bald nicht mehr. Mir geht es noch etwas besser.

Vier Stunden steigen wir jetzt schon in dieser mörderischen Kälte. Um 8 Uhr erreichen uns die ersten Sonnenstrahlen durch die Scharte. Endlich! Es ist allerhöchste Zeit, besonders für Hermann. Auch meine Zehen sind völlig gefühllos. Heraus aus den Schuhen und massieren! Markus und Fritz, die zuletzt etwas weiter links gegangen sind, kommen nach, und nun sitzen wir alle vier oben auf 7600 m in der warmen Morgensonne. Noch immer massieren Hermann und ich unsere Zehen, nur langsam kehrt das Gefühl zurück. Markus und Fritz geht es in dieser Hinsicht besser, und so übernehmen sie inzwischen die Führung. Schliesslich ziehen wir die Schuhe an und gehen ebenfalls weiter. Meine Füsse sind wieder völlig intakt, und ich fühle mich gut in Form. Nicht so Hermann – er hat wilde Schmerzen im rechten Fuss, seine Schritte werden immer langsamer. Die alten Erfrierungen vom Nanga Parbat wirken nach.

Der 200 m hohe Schlusshang in die Scharte ist überaus steil, blank und im letzten Stück sehr schwierig. Um 1.30 Uhr nachmittags, eine halbe Stunde nach unseren Kameraden, sind wir in der Scharte. Hermann ist es so schlecht gewor-

den, dass er sich hinlegen muss. Er glaubt nicht daran, in dieser Verfassung noch zum Gipfel zu kommen. Ich schlage vor, so zu rasten und etwas zu essen. Vielleicht hilft das. Aber nur unwillig nimmt Hermann ein paar Hände voll Dörripflaumen, Traubenzucker und etwas Tee. Sein Fuss macht ihm zu schaffen.

Ich starre hinaus nach Westen: Dort in der Ferne steht er, der einsame Riese. Schon vom Plateau haben wir hinübergeschaut. Dort hat Hermann sich die Erfrierungen geholt, bei seinem Biwak auf 8000 m. Aber vorher stand er auf dem Gipfel; ganz allein, 8125 m hoch. Der Nanga Parbat forderte ein grosses Opfer . . .

Es ist fast windstill, nur selten weht ein leichtes Lüftchen durch die Scharte. Am Himmel kein Wölkchen. Heiss brennt die Sonne hernieder. Es ist 14.30 Uhr geworden. Hermann geht es ein wenig besser.

Wir gehen wieder los.

Viel Zeit haben wir nicht mehr, aber sie müsste ausreichen, wenn wir nicht allzu oft stehenbleiben. Nur mit gleichmässigem Gehen haben wir noch eine Chance für den Gipfel. Immerhin, unsere zweite Seilschaft wird ihn sicher erreichen. Kurz vorher haben wir hoch droben auf dem Grat unter dem schwarzblauen Himmel die kleinen Gestalten von Fritz und Markus verschwinden sehen.

Langsam steigen wir höher. Vor uns zieht der steile Schnee- und Felsgrat zum Vorgipfel hinauf. Er trägt riesige, pilzförmige Wächten. Die ungeheuren Steilwände an der Ostseite von Mittel- und Hauptgipfel zeigen, wie der Gipfel selbst, ähnliche, seltsame Schneegebilde: Pilze, Rippen, riesige Strebepfeiler. Bis zu 3000 m tief zieht die Wandflucht, an deren oberem Rand wir gehen. Beinahe schwindelerregend ist der Blick da hinunter auf namenlose 6000er und zu weiten Gletscherströmen, die hinaus an den Horizont ziehen (Tafel 27). Wir haben das Gefühl, sehr hoch auf unserer Erde zu stehen. Aber der Gipfel ist noch weit. . .

Wieder bleiben wir stehen. Rasten. Gehen weiter. Die Lungen ringen nach Sauerstoff. Noch ein paar Meter! Stehenbleiben. Weitergehen. . .

Immer kürzer werden die Abstände von Rast zu Rast. Der nahe, rund 8000 m hohe Mittelgipfel zeigt an, wie langsam wir Höhe gewinnen. Er steht immer noch hoch über uns. Endlich sind wir bei den Felsen des Grataufschwunges. Da ist der Kamin. Er kostet Kraft. Mit eisernem Willen zwingt Hermann sich hoch. Dann kommen wir kaum noch vorwärts. Und noch immer ist die 8000-m-Grenze nicht erreicht!

Auf einer kleinen Schneeschulter bleiben wir stehen: Es ist 16.45 Uhr. In zwei Stunden geht die Sonne unter. Über zwei Stunden hat uns allein das kurze Stück von der Scharte herauf gekostet. Der Gipfel steht immer noch weit. Wir würden vermutlich bei Nacht, wenn überhaupt, oben ankommen. Und dann?

Traurig stehen wir vor der Erkenntnis, dass es zu spät ist. Der Gedanke ist bitter. Aber bei unserem Tempo wäre es Wahnsinn, noch weiterzugehen. Ob ich allein durchkäme? – Ich bitte Hermann, ob ich es versuchen darf. Er sagt ja –

er weiss, wie sehr ich mir den Gipfel wünsche. Ich bin ihm dankbar. Er soll nicht lange hier warten müssen, ich will so bald als möglich zurück sein. Dann werden wir zusammen absteigen.

Ich will Hermann noch ein gutes Wort sagen, aber ich weiss, dass es keinen Trost gibt. Hermann sitzt stumm auf dem Schnee und schaut hinaus in die Ferne – zum Nanga Parbat. Sein Berg! Ich ahne seine Gedanken.

Dann mache ich mich auf den Weg. Ich muss schnell steigen. Vielleicht reicht die Zeit – ich fühle mich in Form.

Der Hang zum Vorgipfel hinauf ist steil. Ich keuche. Nun steht der Mittelhauptgipfel unter mir. Ich beisse die Zähne zusammen, ich gehe viel zu schnell; aber ich will nicht langsamer werden!

Auf die Stöcke gestützt schnappe ich nach Luft. Alles dreht sich. Aber es ist schnell gegangen. Dort unten sehe ich Hermann sitzen; er schaut noch immer hinüber. Ich komme bald wieder. Weiter! Dort ist der Gipfel. Noch weit – eine Stunde? Wo eigentlich Fritz und Markus sind? Sie kommen sicher schon zurück. Ob ich ihnen bald begegne?

Zwei Punkte auf dem Gipfelschneehang! Sie sind es! Sie gehen aufwärts! Jetzt sind sie fast oben. Es ist kurz nach 17 Uhr. Was schaust Du? Es ist keine Zeit zu verlieren – drunten wartet Hermann! Verbissen packe ich die ersten grossen Buckel. Dann wird der Kamm flacher, felsiger Boden wechselt mit Schnee. Ich gehe so schnell ich kann, stosse mich mit den Stöcken vorwärts. Kaum blicke ich links noch rechts – meine ganze Aufmerksamkeit gilt dem Weg, den paar Metern vor mir. Rasch rückt der Gipfel näher. Stossweise geht der Atem, ich fauche wie eine Lokomotive. Nur jetzt nicht stehenbleiben – sonst dreht sich alles wie vorhin. Da ist die Gegensteigung hinauf zum Gipfel! Die Knie wollen weich werden. Vorwärts! Nur noch ein kurzes Stück! Es wird steil; mein Herz schlägt wie wild. Aber da sind die letzten Felsen, da ist der Gipfelschneehang, da sind Markus und Fritz . . .

Sie haben gerade ihre Gipfelphotos fertig und sind im Begriff abzusteigen. So bin ich gleich allein. Erschöpft schaue ich zurück zum Vorgipfel: eine halbe Stunde nur habe ich herüber gebraucht – da darf ich mir schon eine kurze Rast gönnen. Ich gehe noch die paar Meter hinauf bis zu den höchsten Stapfen; dort setzt die grosse Gipfelwächte an. Herunter mit dem Rucksack in den Schnee! Ah – endlich wieder einmal sitzen. Rasch regelt sich das Atemtempo, und wenig später habe ich kaum mehr das Gefühl, die Luft sei dünn. So weit ich sehen kann – ein Meer von Gipfeln. In der Ferne die Berge des Pamir, weiter links, ganz allein: der Nanga Parbat. 200 km Luftlinie trennen ihn vom Broad Peak. Gerade über dem Vorgipfel ragt riesenhaft der K₂ auf – 8611 m! Ehrfürchtig schaue ich hinauf. Mein Standpunkt mit seinen 8047 m ist merklich niedriger (Tafel 28). Dafür entdecke ich tief unten einen herzigen Zwerg und muss lachen: ist das der

stolze, kühne Mitre Peak, der 6000er? Dahinter der Masherbrum; er hat nichts von seiner Kühnheit eingebüsst. Unmittelbar vor dem Mitre Peak liegt der Concordiaplatz, auf den ich von hier fast 3500 m hinunterblicke. Dann sucht mein Auge unsern Weg über den langen, welligen Baltoro. Der kleine braungrüne Fleck an seinem Ende, das muss Paiju sein – die letzte Oase, ehe wir den Gletscher betreten. Ich kann den Blick nicht lösen: Lebendes Grün – fünf Wochen habe ich es nicht gesehen ... Heute ist doch Pfingstsonntag. Zuhause blühen jetzt die Bäume, grünen saftige Wiesen – zuhause werden sie an uns denken. Es ist mit einem Male sehr einsam hier. Stumm stehen die Gipfel in der Runde ...

Ich stehe auf. Hinter der Wächte tauchen die beiden stolzen 8000er Gasherbrum II und Hidden Peak auf. Dann schaue ich links an der Wächte vorbei nach Osten: Dort werden die Berge niedriger; braune, verschneite Ketten wechseln mit graubraunen Hochflächen, verlieren sich in der Ferne – das ist Tibet. Ärgerlich ist diese Wächte vor mir. Wenn man direkt über sie hinwegsehen könnte, müsste man wohl das Gefühl haben, vom Himmel niederzublicken. Es muss ganz einmalig sein, so ganz oben – rundherum nur Luft, nur unendlicher Raum. Ob ich es wage? Ich sondiere: Eis oder ganz harter Firn – eine Dauerwächte. Ich steige einen Schritt höher. Noch einen. Und wieder. Ich stehe und blicke frei hinaus. Um mich nur noch Luft. Lange starre ich nach Osten. Seltsam: Dort – die Tiefe, das Weite, das Unbekannte – das also ist Tibet. Grenzenlose Einsamkeit liegt über der Landschaft. Etwas ist unbegreiflich daran. Ich weiss nicht, was es ist. Dann senkt sich mein Blick, fällt auf den schimmernden Schneescheitel vor mir: hier endet der Broad Peak. Mit dem Skistock streichle ich über die Wölbung – aber hinauf steige ich nicht mehr.

Es wird Zeit zu gehen. Hermann wartet. Schon bin ich wieder auf dem Gipfelschneefeld. Will absteigen. Da stockt mein Schritt – mein Blick geht in die Runde. Was willst du noch? Du hast alles gesehen. Du bist oben gewesen. Worauf wartest du? Ich weiss es nicht.

Ich steige bergab. Die höchsten Felsen und das Gipfelschneefeld bleiben immer mehr zurück. Vor mir liegen wieder die Wellen der langgezogenen, fast waagrecht Schneide. Nun ist es vorbei. War ich eigentlich glücklich? War das die Stunde, von der ich geträumt habe, seit ich zu Berg gehe? Drunten auf dem Grat sitzt mein Seilkamerad, mit dem ich zum Gipfel gehen wollte. Und der Gipfel selbst? Er war eindrucksvoll, der Ausblick von ihm gewaltig – aber: wieviel leuchtender war doch das Bild meiner Phantasie.

Ich halte im Gehen inne. Blicke zurück zum Gipfel. Sehe deutlich die Stapfen im Schnee. Ja, es ist vorbei. Ich war oben. Es war der Höhepunkt eines Bergsteigerlebens – es war Wirklichkeit. Ganz anders. Schade! Das Traumbild verblasst. Es ist so still; und ich bin müde und allein ...

So sehr ich kann, beeile ich mich; aber es geht nicht mehr so schnell, wie ich möchte. Trotzdem habe ich jetzt bald die Hälfte der Schneide hinter mir. Gleich muss ich hinter einer Felsrippe wieder den Vorgipfel auftauchen sehen. Hermann wird nun nicht mehr lange zu warten brauchen. Wir kommen immer noch gut bei Helligkeit bis unter den Schartensteilhang, denn Hermann ist ja jetzt ausgeruht ...

Hermann hatte einige Zeit auf der Schulter gesessen. Dann fühlte er sich wieder frischer. Kritisch musterte er den steilen Hang zum Vorgipfel. War gar nicht so schlimm! Da würde er auf alle Fälle noch hinaufgehen. Und dann? Mit einem Male wurde ihm klar: er würde weitergehen. Mit seiner unglaublichen Zähigkeit war er weitergestiegen. Ganz langsam. Unmenschlich war dieser Hang, wollte kein Ende nehmen. Aber Hermanns Wille war stärker. Meter um Meter war er dem Vorgipfel nähergekommen. Und oben auf dem Vorgipfel begegnete er den absteigenden Kameraden: «Wie weit ist es noch?» Eine gute Stunde! Hermann ging weiter, vertraute auf seinen guten Stern vom Nanga Parbat. Mochte es auch Nacht werden, er würde auf dem Gipfel stehen.

Der Traumgipfel

8000 m! Der Atem geht schwer. Mehrere Atemzüge pro Schritt. Es geht wieder etwas bergauf. Da sind die Felsen. Jetzt taucht wieder der Vorgipfel in mein Blickfeld. Hoch darüber der K2. Gleichgültig nehme ich es zur Kenntnis, schaue über die Gratbuckel vor mir – was ist das? Gebannt bleibe ich stehen. Sinnestäuschung – ein gelber Punkt? Er bewegt sich – ein Anorak! «Hermann»!

Wie hat er das bloss fertiggebracht? In dieser Verfassung – das macht ihm keiner nach. Ich staune. Mir schaudert fast vor solch ungeheurer Willenskraft. Nun werden wir doch noch gemeinsam zum Gipfel gehen!

Da kommt Hermann. Langsam, Schritt für Schritt. Angespannt die Gesichtszüge, geradeaus sein Blick. Jetzt ist er da. Alles möchte ich ihm sagen – aber ich kann nicht. Wie freue ich mich, dass er da ist!

Es ist bald 18.30 Uhr! Ganz flach trifft das Sonnenlicht den Gratrücken. Der Baltoro liegt tief im Schatten. Die Berge unter uns erscheinen ungeheuer plastisch – eine Folge der schrägen Beleuchtung. Es wird nicht mehr lange dauern, bis die Sonne untergeht.

Jetzt noch zum Gipfel? Ist das nicht Wahnsinn? Ich Sorge: 1100 m tiefer liegt das Gipfellager. Und wir steigen hier in die Nacht hinauf. Aber vor mir geht Hermann Buhl. Er hat schon einmal auf 8000 m eine Nacht verbracht. Warum nicht auch diese? Freilich, damals hatte er unwahrscheinliches Glück. Ob wir es diesmal auch haben werden? Und wenn schon nicht – was war dabei? Einen











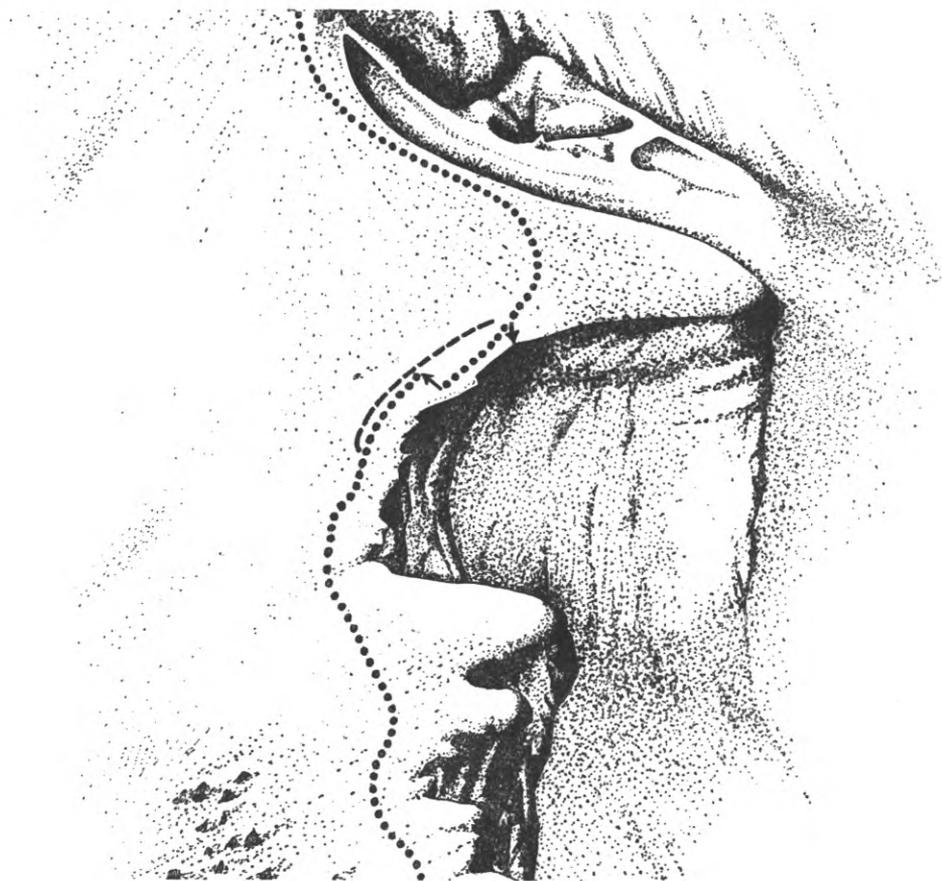
Tafel 26: Das Basislager am Ausgang des südlichen Gasberbrumgletschers (5300 m). Rechts dieses Gletschertales der Felsstock des Gasberbrum III und im Mittelgrund aufsteigend die vergletscherte Rippe mit der felsigen Gipfelpyramide des Gasberbrum II (8035 m).

Tafel 27: Hermann Bubl in der Scharte zwischen Mittel- und Hauptgipfel des Broad Peak.

Tafel 28: Abend auf dem Gipfel des Broad Peak (8047 m). Links im Mittelgrund der Vorgipfel (8030 m); rechts der Mittelgipfel (8000 m). Dominierend der K 2 (8611 m).

Tafel 29: Quergang am verwächtenen Grat im Aufstieg an der Chogolisa, kurz vor dem Rastplatz, an dem das Seil abgelegt wurde. Man beachte im oberen Drittel der Bildmitte die intakte Wächte, deren Bruchstelle Tafel 30 darstellt.

Tafel 30: Der Wächtenkamm der Chogolisa am 27. Juni 1957. Legende zu der Spurenskizze: Abstiegsspur von der Umkehrstelle auf 7300 m; - - - - - Wiederaufstieg Diembergers; → Bubl tritt den Wächtenrand an und stürzt; ← Diemberger springt instinktiv vom Wächtenrand weg.



Augenblick wundere ich mich über diesen Gedanken. Seltsam, auf einmal ist alles so selbstverständlich; ich kann plötzlich lächeln, über alles – lächeln über die Angst all derer dort unten, über die Angst um ihr Leben, lächeln auch über meine eigene Angst vorhin. Jetzt erst bin ich ganz hier oben – die Welt dort unten liegt unendlich fern, sie ist ohne Bedeutung; ich gehöre nicht mehr zu ihr. Auch der erste Gipfelgang vorhin liegt in weiter Ferne. Was war das schon? Grenzenlose Verwunderung, dass alles so anders war, so enttäuschend. Das war alles. Es ist vergessen. Aber dort oben leuchtet er – unirdisch, wie ein Traum: der wahre Gipfel!

Immer gespenstischer werden die Gestalten der riesigen Schneepilze. Seltsam ihre Schattenbilder wie Gesichter. Alles lebt – und vor mir wandert der lange Schatten Hermanns über die Schneefläche, er krümmt sich, dehnt sich, macht Sprünge. Es ist totenstill. Ganz tief steht die Sonne. Kann das Leben noch einmal so schön sein?

Schwer stütze ich mich einen Augenblick auf die Stöcke, bleibe stehen. Dann gehe ich lächelnd weiter. Vor mir ist Hermann. Wir gehen gemeinsam dem Gipfel zu. Wohl gehen wir in die Nacht; doch davor strahlt ein Leuchten – das alles überklingt, das jeden Wunsch des Lebens, ja das Leben selbst umarmt.

Alles wird jetzt wahr. Die Stille des Raumes umfängt uns. Wir schweigen. Es ist die Erfüllung. Zitternd neigt sich die Sonne dem Horizont zu. Unten ist Nacht, dort liegt die Welt. Nur hier oben bei uns ist noch Licht. Zauberhaft schimmern die nahen Gasherbrungipfel, draussen das Himmelsdach der Chogolisa. Direkt vor uns im Gegenlicht ragt die dunkle Masse des K 2. Gedunkelt leuchten alle Farben. Tief orange färbt sich der Schnee. Seltsam azurblau steht noch immer der Himmel. Ich wende den Blick. Eine dunkle, riesige Pyramide wächst hinaus in die endlose Weite Tibets. Sie verliert sich im Dunst der Ferne: der Schatten des Broad Peak!

Immer noch stehen wir stumm. Dann drücken wir uns die Hände. Am Horizont flirrt noch ein schmaler Sonnenrand – ein Lichtstrahl greift über die Dunkelheit herüber zu uns, trifft gerade noch die letzten Meter unseres Gipfels. Staunend blicken wir auf den Schnee zu unseren Füßen. Er scheint zu glühen.

Da erlöscht das Licht.

Der Mond taucht die Westflanke des Broad Peak in ein fahles Licht. Droben in den Felsstufen des Vorgipfels liegen tiefe Schatten. Dort sind wir jetzt, suchen den Weg zurück. Es ist nicht einfach, und wir sichern mit dem Seil. Die Dunkelheit macht den Kamin besonders schwierig. Kurz vor der Scharte treten wir ins Mondlicht. Dann geht es hinein in die Flanke.

Unser Lager liegt noch immer über 800 m tiefer. Hermann geht es jetzt besser, aber wir sind beide todmüde. So dürfen wir uns kein Biwak leisten. Wir steigen ab.

Wie lange gehen wir schon? Es muss eine Ewigkeit sein. Wir rasten am Rande einer Spalte und dösen. Dunkel erinnere ich mich an den Aufstieg. Unter uns liegt noch die Hälfte des Rückweges. Tief unten ein Schimmern – dort liegt das Plateau. Es weist uns die ungefähre Richtung, ist immer gleich weit entfernt. Wir können einfach nicht näherkommen.

Warum sitzen wir eigentlich hier? Wir sollten gehen. Es wäre so schön, zu schlafen. Wir reißen uns hoch, steigen weiter ab. Immer tiefer. Endlos.

Um 0,30 Uhr sind wir bei den Zelten, öffnen den Eingang, kriechen hinein. Der Schlafsack! Was für ein herrliches Geschenk! Schlafen!

Alle sind wir wieder im Basislager. Die Abendsonne vergoldet hoch oben den Gipfel. Glücklich schauen wir hinauf: Unser Berg! Auch ich danke. Danke dem Geschick für die Erfüllung meines grössten Wunsches.

Das Leuchten dieses Gipfels wird immer über meinem Leben stehen.

EPILOG

Hermann Bubl zum Gedenken

Die Chogolisa war ein Zauberberg.

Im Anstieg auf den Broad Peak hatten wir sie bewundert. Die Form: ein vollkommen regelmässiges Trapez. Alles schien aus Eis; an dem ganzen Berg war kaum ein Stein zu sehen. Kilometerlang zogen riesige, zerborstene Eisströme zu Tal und riegelten mit mächtigen Brüchen jeden Zugang ab. Und doch war es dem kühnen Herzog der Abruzzen gelungen, am Südostgrat bis 150 m unter den Gipfel vorzustossen. Ein Wettersturz trieb ihn zurück.¹ Der Gipfel der Chogolisa war noch immer unberührt.

Sie ist ein hoher Berg, nur 400 m niedriger als der Broad Peak. Die genaue Höhe misst 7654 m. Wir waren nun ausgezeichnet akklimatisiert und wollten eine neue Methode versuchen: ein einziges bewegliches Lager. Dieses Lager sollte zuerst als Basislager, dann als Lager I, als Lager II und so fort bis zu einem Punkt in die Höhe getrieben werden, von dem aus wir den Gipfel anpacken konnten. Während dieser ganzen Zeit wollten wir vom Berg selbst nicht mehr herunterkommen, sondern von Punkt zu Punkt höhersteigen und unsere gesamte Ausrüstung, Verpflegung und das Zelt mittragen. Der Rückweg sollte durch kleine Depots gesichert und auf alle Fälle mit zahlreichen Markierungsfähnchen gekennzeichnet werden. Dies war in der zerrissenen Gletscherlandschaft der Chogolisa für den Fall eines Schlechtwettereinbruches geradezu eine Notwendigkeit.

Es war uns klar, dass die Verwirklichung dieses Planes hohe Anforderungen an uns stellen würde und dass wir nur das leichteste und wirklich notwendige Material für unser Unternehmen auswählen durften. Unsere Lasten würden trotzdem gewichtig sein – aber wir waren nun das Tragen gewöhnt, hatten uns im Basislager erholt und waren des Erfolges fast sicher.

Am Abend des 21. Juni stellten Hermann und ich auf einer Moräne des Oberen Baltorogletschers in 5000 m Höhe unser kleines Zelt auf. Wir lagen hier einen Tagesmarsch vom Broad-Peak-Basislager entfernt. Wenn wir gegen den Concordiaplatz zurückblickten, sahen wir zwischen Mitre und Marble Peak hindurch den fernen Mustagh Tower, der sich hier von seiner besten Seite zeigte. Vor uns die Chogolisa, die sich links zum weiten Kaberisattel niedersenkte.

¹ 18. Juli 1909

Dann folgte das vielgipfelige Massiv des Baltoro Kangri, dahinter der Sia Kangri.

Ganz nahe über dem Talschluss, über gewaltige Steilflanken und unglaublich hoch über uns ragte die herrliche Pyramide des Hidden Peak (8068 m), noch unerstiegen. Unmittelbar am Ende des fast 60 km langen Eisstromes stand hier einer der schönsten, aber auch entlegensten Berge des Baltoro. Der schönste aber schien uns die Chogolisa zu sein. Es war ein traumschönes Bild, wenn die Sonne in die feingerippte Nordostwand fiel und Hunderte zarter Schneerippen aufleuchteten.

Die linke Begrenzung dieser Wand bildete der langgezogene, wächtengekrönte Südostgrat der Chogolisa. Er setzte in rund 6400 m im Kaberisattel an, schwang sich dann auf zu einem unbenannten Gratgipfel (Pt. 7150) und senkte sich jenseits wieder in eine Scharte (7000 m) ab, von der ein steiler, offenbar nicht allzu schwieriger Wächtengrat direkt zum Gipfel hinaufzog. Den Gipfel bildete übrigens – man darf hier ruhig sagen «seltsamerweise» – ein kleiner Felsturm am östlichen Ende des riesigen, weissen Dachfirstes. Das also war der Südostgrat, unser Weg. Das Haupthindernis war offensichtlich jener unbedeutend erscheinende 7000er im Grat, der von uns kurzerhand den Namen «Gratgipfel» erhielt. Kleine, weisse Zähne zierten seinen Kamm – das mussten geradezu riesenhafte Wächten sein! Hoffentlich kamen wir da gut hinüber.

Zuerst war freilich einmal der Kaberisattel zu erreichen. Der war noch 1400 m über uns und einige Kilometer entfernt. Zwischen den Eiskaskaden der unteren Regionen wies eine schneebedeckte Rippe zu den weiten Mulden unterhalb des Sattels. Sie verhies einen günstigen Anstieg. Allerdings führte der Zugang durch die Brüche. Hier musste erst ein Weg gefunden werden – eine Erkundung war nötig. Sie war das Ziel des nächsten Tages.

Im Licht der Morgensonne schritten wir auf die grosse Rippe zu. Je näher wir kamen, desto deutlicher sahen wir, dass es unmöglich war, sie an ihrem unteren Ende zu erreichen; ein ganzer Wall von gläsernen Nadeln, Türmen, zerborstenen und übereinandergeschichteten Eisblöcken bot gebieterisch Halt. Zwei Stunden nach dem Aufbruch lavierten wir noch immer zwischen hausgrossen Eiswürfeln hin und her. Von Zeit zu Zeit knackte es im Eis; das war unheimlich. Aber es war nicht mehr weit, ganz nahe war schon die Flanke der Rippe. Dumpfes Dröhnen erfüllte die Luft, und der Boden bebte, wenn irgendwo in der Nähe ein Eisturm niederbrach. Mit angehaltenem Atem balancierten wir so schnell als möglich über lockere Eisblöcke, wagten kaum aufzublicken – 20 m über unseren Köpfen hing ein mächtiger, halb umgekippter Eisturm. Dass dieser schiefe Kerl noch stand, war ein helles Wunder! Erst vom Steilhang aus konnten wir ihn richtig betrachten.

Der Anstieg zur Schneide der Rippe wurde «sauer». Bis zum Bauch im Pulverschnee wühlte Hermann vor mir den Weg als eine tiefe Gasse. Schliesslich

landeten wir aber doch oben. Zu beiden Seiten blickten wir nun auf das Eismeer hinab. Wild zerrissen zog es hinauf zu einem grossen Kessel am Fusse der über 1000 m hohen Nordwand der Chogolisa. Von links her führten breite Terrassen zu diesem Kessel hinüber. Wir folgten der Rippe noch ein kurzes Stück. Es war ein schöner Weg. Zufrieden machten wir bei einem markanten kleinen Felskopf auf 5500 m halt. Ein phantastischer Zeltplatz! Leider zu weit unten. Immer noch sahen wir höher oben den Sattel in grosser Entfernung.

Nach einer kurzen Rast hinterliessen wir das, was wir an Material und Verpflegung bereits mitgenommen hatten, in einem Biwaksack als Depot und traten den Abstieg an. Der Weg war nun klar. Rasch kamen wir in unserer Spur durch die Brüche hinunter. Erst später, auf dem ebenen Gletscherboden, bereitete uns die aufgeweichte Schneedecke grossen Kummer. Immer wieder brachen wir durch. So wurde es spät, bis wir unser Zelt erreichten. Es wurde kalt. Frierend krochen wir ins Zelt. Bald umgab uns die wohlige Wärme unserer Schlafsäcke, und die Bilder vom Erleben dieses ersten Tages zogen durch unsere Gedanken bis hinüber ins Reich des Traumes.

Das wandernde Hochlager

Nach einem Rasttag ging es dann am 24. Juni endgültig los. Die Lasten waren schwer; bis auf etwas Rückmarschproviand hatten wir auf unserem Basislagerzeltplatz nichts zurückgelassen. Wir waren ausgeruht und fühlten uns ausgezeichnet in Form. Unter den Brüchen legten wir das Seil an und gingen weiter. Bald waren wir auf unserem Depotplatz auf 5500 m angelangt. Was wir dort hinterlegt hatten, packten wir ebenfalls auf und gingen langsam, gleichmässig, weiter. Unsere Lasten waren nun auf 25 kg und 30 kg angeschwollen.

Das Wetter war nicht gut, und je höher wir kamen, desto dichter wurde der Nebel. Bald war aus der Rippe eine Art Rücken geworden, der nach oben in einer weiten Mulde auslief. Immerzu steckte Hermann rote Markierungsfähnchen in den Schnee. Das war nötig, denn oft zwangen uns riesige Spalten zu weiten Umgehungen. Langsam kroch der Höhenmesser, 30, 50 m von Rast zu Rast. Dabei waren wir sparsam mit den Rasten. Aber endlos schienen die weiten Mulden, die sanften Buckel, einfach endlos! Stunde um Stunde stapften wir durch immer tieferen Schnee bergan.

Am späten Nachmittag wurde das Gelände zunehmend flacher. Als endlich Licht in die wallenden Nebel drang, hofften wir, den Sattel zu sehen. Aber was wir sahen, war nur eine weisse Fläche, die höher oben in einen Rand verschmolz. Also weiter! Der Rand sank langsam tiefer, und gegen Abend lag dann tatsächlich die kilometerweite Schneefläche des Kaberisattels vor uns. Wie ein schmales

Tor erschien dagegen der weiter links liegende Kondussattel. 6350 m zeigte unser Höhenmesser. Wir atmeten auf, liessen uns mit den Lasten in den Schnee fallen. Welch weiter Weg das war von Fünftausend herauf! Wir wühlten einen Zeltplatz aus dem Pulverschnee und trampelten ihn fest. Dann wurde das Zelt aufgestellt. Ha! Jetzt heisser Tee! Doch unser Benzinkocher vertrug die Höhe nicht, russte fürchterlich und ging alle paar Minuten aus. Es brauchte gute Nerven, das ersehnte Getränk zu bereiten. Aber es wurde ein Göttertrank! Wir waren mit uns und der Welt zufrieden. Morgen würde es weitergehen.

Auch am folgenden Tage war das Wetter schlecht. Durch knietiefes Pulver stapften wir langsam weiter, hinüber zum Beginn des ersten Steilaufschwunges des Chogolisa-Südostgrates. Wir hatten gestern etwas höher oben eine kleine Schulter gesichtet. Dort sollte unser Lager II stehen. Lager I existierte schon nicht mehr, dort steckte nur noch ein Fähnchen im Schnee. Am Fusse des Grates machten wir halt. Wozu sollten wir den ganzen Proviant hinaufschleppen? Wenn das Wetter gut war, konnten wir schon morgen auf dem Gipfel sein. So errichteten wir an einer auffälligen Stelle ein Depot und markierten es.

Der Grat war tief verschneit. Seine kühn geschwungene Schneide erinnerte uns an den Biancograt. Mit unseren Rucksäcken hatten wir nicht viel für Schönheit übrig und wünschten nur, schon oben zu sein. Die Schneide war ungewöhnlich steil; zwei Spalten mittendrin hielten uns auf – erst am Nachmittag standen wir oben auf der Schulter. Sie war vollkommen blankgeblasen. Darüber schwang sich die Schneide weiterhin steil empor – noch gut 400 m – bis zum Gratgipfel. Da hinauf sollte unser Weiterweg führen; aber nicht mehr heute und ohne Zelt. Wir waren hier schon auf 6700 m, das musste für den Gipfelgang genügen. Lager II war also Gipfellager. Bald lagen wir im Zelt. Wir hatten es knapp unter der Schulter auf einem wunderbar geschützten Platz aufgestellt. Jetzt brauchten wir nur noch zu warten. Warten auf schönes Wetter.

Gegen Morgen erhob sich ein wilder Sturm. Er stemmte aussen gegen das Zelt, und wir stemmten innen dagegen. Das Zelt war gut verankert. Wenige Meter höher ging es toll zu: mit ungebrochener Urgewalt heulte der Sturm über die Schulter. Als das Knattern der Zeltwände nach Stunden endlich nachliess, gingen wir hinaus. Wir wollten ein Stück gegen den Gratgipfel ansteigen und uns ein bisschen die Beine vertreten. Aber jetzt merkten wir erst, wie geschützt unser Platz war. Droben auf der Schulter wehte es einen fast weg. In weitem Bogen stand das Seil in der Luft – schwerelos, emporgeblasen. Aus Wolken von Schneestaub blickte der Gratgipfel nieder, da und dort etwas Sonnenlicht, und in der Luft das Brausen des Sturmes; es war wie gewaltige Musik: «Wir lieben die Stürme . . . »

Keine Kunst, wenn das Zelt so nahe ist! Schon nach 50 m war es aus mit der Begeisterung. Bei *der* Kälte fror einem sogar das Gesicht ein. Fluchtartig

drehten wir um. Aber der Sturm war gut – er blies uns den Grat frei – wenn es nicht wieder darauf schneite. Wir waren zuversichtlich: in den nächsten fünf Tagen musste es ja einmal schön werden, und unser Proviant und das Benzin hätten sogar noch für länger gereicht. Als gegen Abend das Barometer stieg, packten wir doch voll Freude die Sachen für den nächsten Tag. Dann riss es auf, wir blickten durch den Zelteingang: gerade gegenüber stand der Baltoro Kangri in der Abendsonne.

Die letzte Spur

So wurde der 27. Juni – klar, schön und ruhig – wie ein Geschenk des Himmels. Wir waren überglücklich. Der Ruhetag gestern hatte gut getan. Wir fühlten uns voll unbändiger Kraft und brannten vor Verlangen, den Gipfel zu überrennen.

Um 4.45 Uhr brachen wir auf. Es war noch kalt. Aber wir wussten, dass es nicht mehr sehr lange dauern würde. Heller und heller wurde der Himmel über dem Baltoro Kangri. Im Süden stand ein Meer von Gipfeln – wenig erforschte, schöne Sechs- und Siebentausender. Am K2 im Norden war schon Sonne. Vom Broad Peak davor war nur der Hauptgipfel zu sehen; er verdeckte die beiden anderen.

Gerade als wir wieder mit dem Beinschwingen begonnen hatten, erreichte uns die Sonne und die Wärme! Vergnügt stapften wir durch den glitzernden Schnee. Ohne Last kamen wir uns unerhört leicht vor. Genau auf der Schneide kam man gut vorwärts, links und rechts ging es bei weitem nicht so gut, dort war der Schnee tief. Ausserdem hatte der Wind in der Flanke gefährliche Bretter gebildet. Einmal riss ganz nahe eines ab und donnerte als gewaltige Lawine hinunter auf das Plateau des Kaberisattels. Wir waren beeindruckt und hielten uns nun genau auf der Schneide. Noch trug sie keine Wächten. Aber wie würde es dort oben, wo auf dem Gratgipfel mehrere Meter weit ausladende Wächten hingen? Sie bildeten einen zusammenhängenden Saum. Der Sturm der Vortage hatte sie wohl gewaltig vergrössert.

7000 m! Über eine blanke Eisplatte verlassen wir den überwächten Grat, traversieren ein Stück in der Flanke und erreichen weiter oben einen Vorsprung. Tatsächlich, da gibt es wieder einmal ein paar Steine – eine Seltenheit! Und der Weiterweg? Menschenskind, dort drüben ist ja schon der Gipfel! Das kann ja gar nicht mehr weit sein. Und schwer ist er auch nicht, zu Mittag sind wir oben.

Es geht auch ganz einfach weiter: der Hang ist merklich flacher geworden, und wir können auf ihm ganz einfach auf die grosse Scharte zu marschieren, die hinter dem Gratgipfel auftaucht. Die gefürchteten Riesenwächten, die rechts über

uns in den Himmel ragen, können wir spielend umgehen. Rasch rückt das ungeheure Gipfeldach der Chogolisa näher. Schon nach einer Viertelstunde müssen wir aber feststellen, dass es doch nicht so einfach werden wird. Die Flanke wird wieder steiler und das Gratstück, das dort hinten auftaucht, muss recht luftig sein. Dann sehen wir alles: Keine Kleinigkeit! Scharf, wie eine Messerschneide, zieht dort der Grat hinunter in die Scharte. Links eine schwindelnd steile Fels- und Eisflanke, rechts die über die Nordwand hinaushängenden Wächten. Dort heisst es aufpassen! (Tafel 29) Immer weiter hinauf drängen uns die bis zu uns herüberziehenden felsigen Abstürze – immer näher an die weisse, gezahnte Schneide. *Sorgfältig sichern wir mit dem Seil*, achten auf Lawinen. Und doch löst sich noch einmal ein kleines Schneebrett und fährt über die Wand zur Tiefe. Diese Schneeverhältnisse sind eine Tücke. Kaum haben wir die Felsen erreicht – bricht Hermann durch bis zum Bauch, und hat er sich herausgearbeitet, sitzt er schon wieder in der nächsten Kluft. Gemeinheit! Eine Bienenwabe ist diese Flanke. Wie auf rohen Eiern tastet Hermann sich weiter. Er hat Glück, er ist leicht. Jetzt ist er im vereisten Fels: mit unwahrscheinlicher Leichtigkeit steigt er von Tritt zu Tritt, berührt die Griffe kaum – schon ist er drüben, verschwindet hinter einer Rippe. Ich staune. «Nachkommen!» tönt es von drüben.

Seillänge um Seillänge arbeiten wir uns den Grat entlang, teils in der Flanke, teils knapp am Wächtenrand. Nur noch ein grosser Schneezahn trennt uns von der Scharte. Wir umgehen den Zahn im blanken Steileis und steigen dann über den folgenden Hang hinunter in die Scharte.

Trotz der unerwarteten Schwierigkeiten sind wir rasch gegangen. Es ist erst 9 Uhr. Nur noch 650 m höher steht die Spitze des Gipfelturmes auf dem Firstgrat. Ein steiler, aber meist breiter Schneeegrat zieht hinauf. In Gedanken sind wir schon oben und packen den Gipfelturm von links her an; denn das sehen wir, von dort geht es. Das Seil werden wir für ihn sicher brauchen. Bis da hinauf können wir es, wie Hermann meint, ruhig ablegen, es hindert uns nur beim Steigen. An den riesigen Wächten des Grates kommen wir leicht in respektvoller Entfernung vorbei.

Zunächst aber wollen wir eine Rast machen und anständig essen. Das Wetter ist gut. Gleichmässig stark streicht der Wind über den Gratgipfel hinter uns; er trägt eine glitzernde Fahne. Tiefblau wölbt sich darüber der Himmel. Nur drunten im Süden stehen jetzt mächtige Wolkenbänke. Aber sie bewegen sich nicht.

In einer windgeschützten Mulde setzen wir uns. Herrlich brennt die Sonne. Und einen Kohldampf haben wir – heraus mit den feinen, für den Gipfelgang aufgehobenen Sachen! Ein Schluck Tee gefällig? Es ist so schön, wenn man den Gipfel nahe weiss – so nahe, dass man nicht mehr zu eilen braucht. «Das ist der schönste Tag für mich, seit ich auf dieser Expedition bin», meint Hermann.

Ich verstehe. Das war Schneid nach seinem Geschmack – anders als der Gipfelgang auf den Broad Peak. Ich freue mich mit ihm.

Nach einer guten Stunde gehen wir weiter. Der Schnee ist tief, und wir spüren abwechselnd. Ein Steilaufschwung mit einer kurzen Eiswand fordert Hackarbeit. Dann geht es wieder leicht. Da und dort zeigen sich Risse im Hang – Lawinengefahr! Näher als beabsichtigt, müssen wir nun an den Abbruchrand heran.

Hinter uns sinkt der Gratgipfel allmählich tiefer. Die Wolkenberge im Süden ziehen langsam näher. Ruhig und tiefblau ist der Himmel. Die Fahne des Gratgipfels scheint grösser als vorhin. Eine gewaltige Schau bietet sich uns im Norden: Wie an einer Schnur aufgereiht stehen da die Riesen des Baltoro, eine ganze Kette von Bergen über und knapp unter Achttausend. Bewundernd lassen wir unsere Blicke vom K2 bis zum Hidden Peak schweifen. Wir fotografieren und gehen weiter.

Wie rasch doch die Wolken sich nähern! Hoffentlich bringen sie uns nicht um den Ausblick vom Gipfel. Wir gehen schneller. Dort oben setzt der letzte Aufschwung an; gleich darüber sehen wir den Gipfelturm. Noch 400 m hinauf – das kann nicht mehr lange dauern . . .

Eine kleine Wolke zieht über die Flanke herauf. Sie wird grösser, sie hüllt uns ein, verhüllt den Berg. Plötzlich bricht die Hölle los. Graue Fetzen wischen über den Grat. Es wird unheimlich, dunkel. Durch Wolken von Schneestaub kämpfen wir uns höher. Gebückt bieten wir dem Sturm Widerstand. Hier auf dem Grat trifft er uns mit voller Wucht, zertrümmert an den Kleidern, will uns aus dem Stand heben. Es ist kalt, und das Gesicht schmerzt von den niederprasselnden Eisnadeln. Wir sehen nur die nächsten paar Meter vor uns. Kaum kommen wir vorwärts. Immer wieder lösen wir uns ab. Verbissen bahnen wir weiter.

Wie ist das möglich? Ich denke an den blauen Himmel vorhin.

Es ist alles so rasch gegangen. Mir ist unheimlich: Der Herzog der Abruzzen – war es ihm nicht ähnlich ergangen, ganz nahe am Gipfel? Sollte es nicht sein? Keine dummen Gedanken! Das müssen wir doch noch schaffen – die paar hundert Meter.

Es wird wieder lichter! Der Sturm teilt die Wolken. Gebannt starren wir hinauf, wo der Gipfel sein muss. Der Felssturm zum Greifen nahe! Dunkel droht er zu uns herunter. Nur einen Augenblick – schon hat ihn der Sturm verschluckt.

Weiter geht das grauenhafte Toben. Wir mühen uns aufwärts über einen steilen, tiefen Hang knapp am Grat. Alles ist weiss, man sieht fast nichts mehr.

7300 m! Noch immer 300 m bis zum Gipfelturm.

«Wir müssen sofort umkehren! Der Sturm verbläst ja hinter uns die Spur, und dann laufen wir noch auf die Wächten hinaus!» – Hermann hat recht, daran haben wir noch gar nicht gedacht; und die Sicht ist wirklich fast Null.

Jetzt heisst es rasch sein. Wie wir sind, drehen wir sofort um. Hermann hat zuletzt gespurt, und so bin ich voraus. Hinter mir folgt Hermann in einem Sicherheitsabstand von 10–15 m; mehr erlaubt die Sicht nicht.¹

Gebückt taste ich mich bergab. Unglaublich – schon nach 50 m ist von der Spur fast nichts mehr zu sehen. Nur die tiefen Pickellöcher sind noch erhalten. Bald werden auch sie spärlicher. Unvermindert tobt der Sturm.

Jetzt müssen wir etwa auf 7200 m sein. Bald muss der steile Lawinengang kommen, der uns so nahe an den Wächtenrand drängt. Wenn man doch nur ein bisschen mehr sehen könnte! Ich drehe mich um – hinten folgt Hermann in unverändertem Abstand in meiner Spur. Während des Gehens spähe ich immer wieder nach links hinüber, versuche mit dem Blick den Nebel zu durchdringen. Aber alles, was ich sehe: oben ist's etwas dunkler und unten etwas heller. Es muss der Wächtenrand sein. Genügend weit weg, zwar – im Nebel täuschen die Entfernungen. Ich will mich lieber noch ein wenig nach rechts halten. Aber Achtung auf den Steilhang! Wann endlich kommt der?

Da – wieder ein Pickelloch! Angespannt blicke ich nach links und auf die Schneefläche vor mir. Jetzt hab' ich wieder eins – es ist kaum noch zu sehen. Whhm – durchzuckt es mich wie ein Schlag: alles bebt, die Schneefläche scheint einen Augenblick zu sinken. Entsetzt springe ich im selben Moment nach rechts hinaus, zwei, drei Riesensätze – folge noch ein Stück dem Steilhang vor mir abwärts, immer noch aufgewühlt von dem Anblick: dicht vor mir der Wächtenrand, von dem kleine Eckchen abbrachen. Ich war schon auf der Wächte draussen – habe ich Glück gehabt! Was wohl Hermann dazu sagen wird? Ich bleibe stehen, drehe mich um – aber da ist die grosse Wölbung im Hang, über die ich nicht hinaufsehe. Die Sicht ist jetzt besser; gleich wird Hermann oben auftauchen.

Komisch, diese Erschütterung – hat sich der Schnee unter meinem Gewicht gesetzt?

Hermann kommt nicht. «Hermann!» Was ist nur – um Gottes Willen! Die Erschütterung – Hermann! Ich keuche den Hang hinauf. Da ist der Rücken – dahinter die Fläche. Sie ist leer. Hermann – Du ...

Es ist alles aus. –

Schleppend steige ich noch etwas höher. Da! Es sind seine letzten Schritte im Schnee – dort klafft der gezackte Rand des Wächtenbruches. Dahinter dunkle Tiefe.

Der Wächtenbruch – die Erschütterung unter meinen Füßen!

Nirgends kann ich hier in die Nordwand hinunterschauen. Ich muss zurück auf den Gratgipfel. Je tiefer ich komme, desto mehr lässt der Sturm nach. Zeitweise lichten sich die Nebel. Ich bin wie erschlagen! Hinter mir! – Wie konnte

¹ Der Leser erinnere sich, dass das Geseil während der Rast in der Gratgipfel-Scharte abgelegt wurde. (O.G.)

das nur geschehen? Mit grösster Mühe bewältige ich die Gegensteigung zum Gratgipfel. Aber noch bevor ich oben bin, reisst es auf – ich eile hinaus an den Abbruchrand, so weit es nur irgend möglich ist.

Himmelhoch peitscht der Sturm die Wolken. Aus den Schleiern taucht ein Grat – ein Turm – ein Dach mit riesigen Schneefahnen.

Die Chogolisa! Furchtbar. Dort die Stelle, wo wir umgekehrt sind – auf 7300 m. Deutlich sehe ich unsere Abstiegsspur über das weite Schneefeld darunter. Tief bricht es drüben nach Norden ab – in die Wolken. Immer weiter zieht der Abbruch herein, immer näher an die gerade abwärts verlaufende Spur. Und dort: jetzt wird mir alles schrecklich klar – dort hat Hermann bei einer leichten Biegung meine Spur verlassen, die hart am Abgrund weiterführt, dort ging er geradeaus weiter, nur 3, 4 m – direkt hinaus auf den abbruchbereiten Wächtenrand – hinaus ins Leere ...

Vom Wandfuss ist noch nichts zu sehen. – Wieder starre ich hinauf. (Tafel 30.)

Wenn wir das Seil gehabt hätten ...

Schauernd blicke ich die Wand entlang hinunter ...

Nein, dort hätte ich ihn niemals halten können; zu weit stand ich in diesem Augenblick selber draussen auf dem überhängenden Schnee.¹

Jetzt wird der Blick hinunter frei: Weit dehnen sich dort die Schneemassen einer Lawine. Der Wächtenbruch hat sie ausgelöst, die Wand ist ganz blankgefegt. Von Hermann ist nichts zu sehen. Er ist mindestens 300 m, wahrscheinlich 500 m tief hinuntergestürzt und liegt jetzt irgendwo unter den Schneemassen. Kann er das überlebt haben? Mein Rufen bleibt ohne Antwort, nirgends eine Abstiegsmöglichkeit dorthin. Ich müsste die Kameraden holen, von unten kommen. Vielleicht ginge es – als die einzige Möglichkeit.

Krampfhaft suche ich mit den Augen alles ab. Suche nach einem Rucksack, einem Skistock, einem schwarzen Punkt. Aber es ist nichts, gar nichts zu sehen. Bloss dort oben – die Spur.

Wolken haben den Berg verhüllt. Die Spur blieb das Letzte, das ich von Hermann noch gesehen habe.

Es wurde ein grauenhafter Abstieg. Nach 26 Stunden erreichte ich völlig erschöpft das Broad-Peak-Basislager.

Unter Markus' Leitung wurde eine Suchaktion gestartet. Sie blieb erfolglos.

Irgendwo in den Gletschern ruht Hermann Buhl, hoch über ihm das schimmernde Himmelsdach der Chogolisa.

¹ Die in hundertjähriger Westalpenferfahrung entwickelte klassische Auffassung fordert unabdingbar die Anwendung einwandfreier Seilsicherung an Wächtengraten, ganz besonders aber bei schlechter Sicht. Das lange, straff geführte Gebseil hätte wahrscheinlich durch seinen blossen Zug Buhl auf Diembergers Spur verharren lassen. Andernfalls würde Diembergers geistesgegenwärtiger Fluchtsprung das Seil so hart und tief gespannt haben, dass es sich im frischen Schneebruch eingerillt hätte und vielleicht Buhl im nachbrechenden Abgriss hätte gehalten werden können. Sterngläubig stand gegen Vorsicht: das Schicksal entschied. (O.G.)

BARA SHIGRI 1956

Von Frances Delany

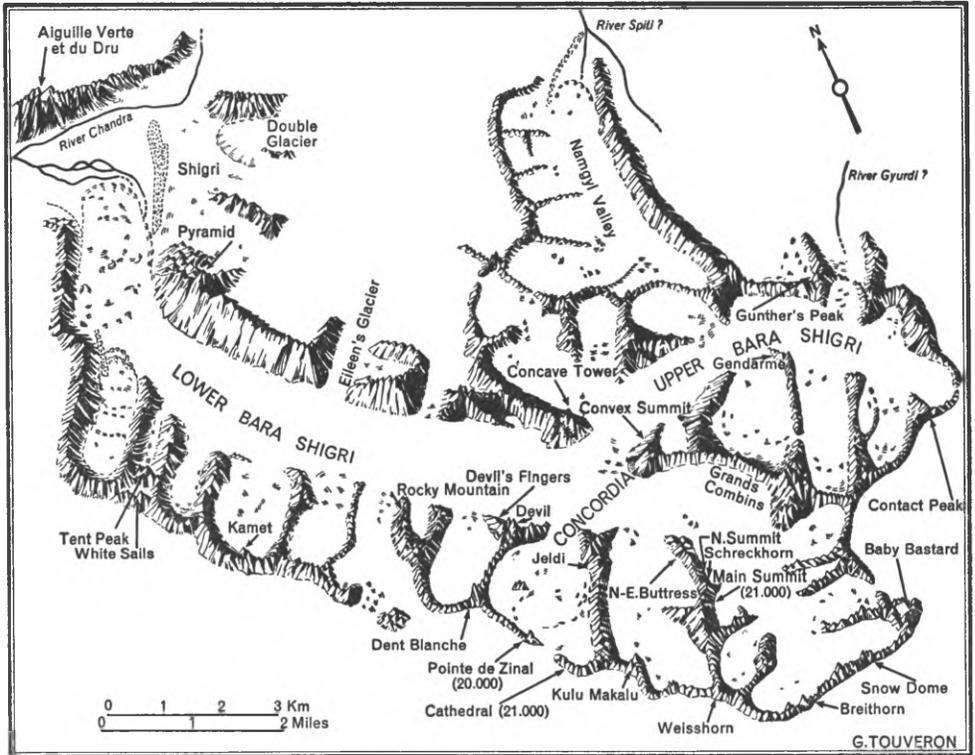
Zahlreiche Gipfel und Gletscher, unbenannt und unerforscht, und sechs Wochen wunderbarsten Wetters waren uns 1956 im Bara Shigri zugebracht.

Ich flog von Brazzaville über Nairobi, Aden, Karachi und Bombay nach Delhi. Durch eine unerträglich heisse Nacht bummelte der Kaschmirexpress nach Pathankot, gefolgt von zwei ebenso unerträglichen Tagen, während derer ein auffälliger Autobus, dem Rande jäher Abgründe entlang, uns durch das Beatal nach Manali holperte. Nach zwei kurzen Übungstouren verliess die Expedition Manali am 18. Mai.

Zu dieser Jahreszeit ist sowohl der Humtah- (4300 m) wie auch der Rohtungpass (4100 m) noch tief verschneit und für Maultiere unpassierbar. Darum rekrutierten wir Manaliträger für den Transport unserer Ausrüstung über den Humtah nach einem Basislager am Fusse des Bara Shigri. Die Hälfte unseres Proviantes liessen wir zurück zum Nachschub durch Maultiere bei der Öffnung des Rohtung. Nach vier Tagen andauernden Gejammers – morgens wegen der zu schweren Lasten, mittags wegen des zu langen Weges und bei Sonnenuntergang ob der Kälte – waren wir froh, die turbulenten Träger entlönnen und entlassen zu können. Rasch verschwanden sie in Richtung Zivilisation, die vier Expeditionsteilnehmer mit vier Sherpas und drei Ladakhiträgern zur Erforschung des Bara Shigri-Gletschers zurücklassend.

Die von wuchtigen Moränen überdeckte Gletscherzunge des Bara Shigri erstreckt sich unterhalb einer scharfen Biegung des Chandra aus Nord-Süd- in Ost-West-Richtung in das Chandratat. Es ist ein ödes Felsental, in dem, wie ein Ex-Muselman sich ausdrückte, weder Vogel noch Baum, sondern einzig Allah ist. Neuerlich entstandene Moränen, vornehmlich herangeschoben durch den Bara Shigri, türmen sich zu beiden Seiten des Tales über dem schlammigen, reissenden Fluss. Wir errichteten unser Lager westlich der Gletscherzunge, inmitten mächtiger Felsblöcke als erhofften Schutz gegen den Wind, der hier von 24 Stunden 20 andauernd weht.

Der untere Teil des Gletschers hat ungefähr nordwest-südöstliche Richtung, ist von Felsblöcken übersät und weist eine grosse Zahl von Trichtern wie Bombenkrater auf. Am frühen Morgen sind die Kraterseen zugefroren, doch mit



zunehmender Wärme verwandeln sie sich in blaue und grüne Gewässer voll blinkender Eisschollen. Ungefähr 12 km südlich, am Zusammenfluss mehrerer Gletscher, liegt als weite Ebene, gar nicht abwegig benannt: Concordia. Oberhalb des Lagers I, zwischen Concordia und Basislager, zeigt der Gletscher weniger Spalten; er ist auch weniger durchfurcht, dank drei prächtigen Moränen mit ihren typischen Felsaufschüttungen. Das Schreckhorn (6300 m), eine wuchtige Masse schwarzen Felses, überragte unser Concordialager, aber seine Bezwingung überstieg unsere Leistungsfähigkeit bei weitem.

Zuerst bestiegen wir den Jeldi, westlich Concordia, über mühelose Schneehänge, und dank der weiten Gipfelrundsicht konnten wir uns unser Programm zurechtlegen. Zunächst erforschten wir den linken Zustrom II, der in einem furchterregenden Abgrund, befranst mit hängenden Gletschern, endet. Von einem leicht zugänglichen Sattel im Osten schauten wir hinunter in ein unbekanntes Tal; der Abstieg dorthin schien beschwerdelos. Von diesem Sattel aus erstiegen unser zwei, zusammen mit Mingma und Namgyl, den Nordgipfel des Outlook Peak (vordem genannt Baby Bastard). Über steile, schneeüberwehte Eis-

hänge, einen Bergschrund und ein schmales Firnband gelangten wir auf den Gipfelgrat. Wegen der leider zu grossen Entfernung von unserem Lager mussten wir auf die Ersteigung des Hauptgipfels verzichten, obwohl dieser nur etwa 300 m höher lag.

Die Erforschung des oberen Bara Shigri bildete unseren nächsten Programmpunkt. Vom Lager IV aus bezwangen E. Gregory und ich den Gunther's Peak (6000 m), der vordem von A. E. Gunther bestiegen worden war. Der Aufstieg über steile Schneehänge wurde durch Zackenschnee erleichtert, der in geschlossenen Reihen gleich Riesenzähnen über den Berg ausgesät lag. Die Sherpas und Eileen schienen schlechterdings hinaufzurennen, während für mich jeder Schritt zur Qual wurde. Meine Sünden wurden bis zum Erreichen des Gipfels gesühnt, der, von Wächten und Spalten umkränzt, eine überwältigende Rundsicht bot in die unermessliche Einsamkeit von blendendem Glanz. Die kristallklare Atmosphäre gestattete die Peilung der umliegenden Berge und gewährte den Ausblick in zwei tiefe Täler im Norden.

Wir mussten das Lager V, errichtet am oberen Ende des Gletschers, verlassen, da unser Paraffin ausging; eine an und für sich nichtige Kleinigkeit, aber hier insofern ziemlich schwerwiegend, als der nächste Laden sechs und der nächste Baum vier Tagesmärsche entfernt war. Trotzdem; ein nachmittäglicher Eilmarsch nach dem Sattel, der den Bara Shigri abschliesst, verschaffte uns die Gewissheit, dass der Abstieg in ein anderes, unerforschtes, grünes Tal im Osten möglich wäre. Nach zwei Tagen erzwungener Askese traf Paraffin in Concordia ein, womit unsere Rohkostdiät beendet war und wir unser Programm fortsetzen konnten.

Während ich mich von den Folgen der unzulänglichen Kost zu erholen bemühte, zogen die drei Memsahibs (Europäerinnen) los zur Besteigung des Convex Peak ob Concordia. Eileen allein aber erreichte den felsigen Gipfelgrat, nachdem die andern umkehrten oder rasteten. Damit gab sie sich jedoch nicht zufrieden, sondern erklimmte später noch Cathedral und Chapter House (Pointe de Zinal), die zwei einzigen Gipfel am Bara Shigri, deren Ersteigung wirkliche alpine Gewandtheit erforderte. Ihrer Gruppe gehörten an: Mingma, Nima und der Ladakhi Namgyl. Nach beschwerlicher Kletterei zwischen zwei Eisbrüchen biwakierten sie auf dem oberen Plateau des linksseitigen Zulaufes Nr. 9. Am nächsten Tag bewältigten sie, vom Sattel zwischen den zwei Gebirgsstöcken dem Felsgrat folgend, den Chapter-House-Gipfel, wobei Namgyl, dem Ratschlag Mingmas folgend, sich seiner schlechtbesohlenen Schuhe entledigte und barfuss kletterte. Der Aufstieg zum Cathedral führte über die sehr steile Nordostflanke, der Abstieg über den Südosthang.

Eine rasche Ersteigung des Guntherpasses südlich des Tiger Tooth (Dent Blanche) bei unsichtigem Wetter zeitigte keine Aufklärungen, und ein Versuch zur Bezwingung des Tiger Tooth schlug fehl.

Endlich langte die zweite Hälfte unseres Proviantes in Concordia an und erlaubte die Zerteilung unserer Expedition. J. Dunsheath und H. Reid kehrten mit vier Trägern nach dem Lager V zurück und erklimmen von dort aus den Snow Cone, während Eileen und ich den Abstieg in eines der vom Gunther's Peak aus gesichteten Täler ins Auge fassten, um seine Verbindung mit dem Spiti- oder dem Chandrafluss festzustellen.

Der rechteisige Eisstrom Nr. 3 versprach einen Übergang, und zu diesem Zwecke wurde ein Sattel auf 5500 m Höhe ausersehen. Der nordöstliche Abstieg war sehr steil, doch der den Eishang bedeckende Schnee günstig. Der gewohnte Krimskrams mit Seilen und Rucksäcken beanspruchte mehrere Stunden, währenddessen ein Rucksack die Freiheit wählte. Zum Glück landete er nach Überspringen der Oberlippe des Bergschrundes. Eine mühelose Gletscherwanderung brachte uns ins Tal hinunter, das wir unserem Ladakhiträger zu Ehren Namgyl-Tal nannten. Unterhalb unseres zweiten Lagers verwandelte sich das Tal fatalerweise in eine tiefe, unbegehbare Schlucht zwischen vielschichtigen Kalksteinlagerungen. Frohgemut verkündeten die Träger, dass ihr Proviant zu Ende sei, und da der unsrige von Anfang an knapp bemessen war und nunmehr unter fünf hungrige Alpinisten verteilt werden musste, gestaltete sich die Lage katastrophal. Ein Seitental hätte uns eventuell über den Chhota Shigri den Chandra erreichen lassen; runde Steinumzäunungen, wohl als Schutz für Hirten oder Jäger, liessen auf einen bequemeren Zugang als unseren Passübergang schliessen. Leider konnten wir den Ausweg nicht finden; unsere Proviantkrise liess ausgedehnte Rekognoszierungen nicht zu, und so kehrten wir denn widerwillig zurück, das Namgyl-Tal hinauf. Ganz fruchtlos war unsere Forschungsfahrt jedoch nicht: wir erkannten deutlich die Biegung des Flusses unterhalb der Schlucht nach Osten und wussten somit, dass er sich mit dem Spiti vereinigt.

Eiligst zogen wir gen Manali; Hunger, ausgestandene Strapazen und über sechswöchiger Schmutz liessen uns das Tempo beschleunigen, und so erreichten wir nach drei Tagesmärschen vom Basislager am Fusse des Gletschers die ersehnte Behaglichkeit.

Alle Zuflüsse zum Chandra entspringen Gletschern, die von 5000 bis 6000 m hohen Bergen umsäumt sind. Einige derselben wurden erstiegen, die meisten jedoch sind bis heute unberührt. Granit ist die vorherrschende Gesteinsart, die denn auch den scharfen Gräten verlässliche Sicherheit gibt. In Zonen gemischter Ablagerungen bilden sich Erhebungen mit sanften, oft schneebedeckten Hängen, die sich zum Training bestens eignen. Verlockende Gipfel erheben sich an den oberen Enden der linken Zuflüsse zum Bara Shigri, mit Passübergängen nach dem Tichu Nullah. Zahlreich sind die ungelösten topographischen Probleme, und wir vermochten unsere Landkarte mit der des Survey of India, welche das Gebiet von Manali einschliesst, unmöglich in Einklang zu bringen.

Ende Mai war der Gletscher in ausgezeichnetem Zustand; Nachfröste schufen eine bis gegen 10 Uhr morgens gesicherte Oberfläche. Die gewellten Gletscherhänge wurden ohne Steigeisen mühelos überwunden, und etliche Gletscher boten ausgezeichnete Skiabfahrten. Ende Juni gestaltete sich die Begehung der unteren Gletscherpartien mühsam, zufolge der zahlreichen herabgestürzten Felsblöcke; auf den Sätteln zeigte sich das blanke Eis, und der Schnee schmolz früh am Tage. Humtah und Rohtung werden, selbst bei günstigsten Witterungsverhältnissen, nicht vor Ende Mai für Maultiere begehbar. Dies gewährleistet immerhin einen vollen Monat günstiger Bergverhältnisse vor Anbruch des Monsuns. Das Gebiet ist von Manali und dem von Major Banon geführten Hotel in vier Tagen leicht erreichbar. Des Hoteliers Vertrautheit mit den Fähigkeiten und der Psychologie der Träger sowie mit den topographischen und klimatischen Verhältnissen der Täler half uns, zahlreichen Unannehmlichkeiten auszuweichen. So empfahl er uns Ladakhi-Träger für die Gletscherregionen; ihre Leistungen übertrafen diejenigen des Durchschnittsherpas bei weitem. Die Rivalität zwischen den beiden Völkern wirkt als gesunder Ansporn.

Die Resultate der Expedition sind: eine Amateur-Planskizze des Bara Shigri, ein geologisches Skizzenblatt der Bara-Shigri- und Namgyl-Gebiete und die Besteigung von sieben Gipfeln (deren zwei schon vor uns erreicht worden waren): Jeldi, Outlook Peak (Nordgipfel), Convex Peak, Chapter House, Cathedral, Snow Cone und Deo Tibba im Jaggakht Suq Nullah (von E. Gregory nachträglich erstiegen). Vier Übergänge wurden erreicht: der Pass nördlich des Outlook Peak, der Sattel am oberen Ende des Bara Shigri, Gunther's Pass (südlich des Tiger Tooth) und der 5500 m hohe Übergang ins Namgyl-Tal.

MACHAPUCHARE – DER FISCHSCHWANZ

Von Wilfrid Noyce

Wilfrid Noyce hat mich um den Versuch gebeten, die Zahl der H im Namen Machhapuchhare zu vermindern (so schreibt ihn die Landesvermessung), wobei er durchblicken liess, dass ich sowieso für den Berg einigermaßen verantwortlich sei. So schrieben wir ihn während der Kundfahrt, manchmal getrennt, manchmal ungetrennt. Wir fanden, er rolle so schön über die Zunge.

Der Name bedeutet Fischeschwanz. Als ich Wilfrids Brief erhielt, schlug ich in meinem Nepali-Wörterbuch nach (Kilgour, 1923), zunächst unter «Fisch». Dort stand Máchcha. Das war ein H mehr als zuvor. Schnell klappte ich den Band zu und wandte mich an Sir Ralph Turners grundlegendes Werk. Zu meiner Erleichterung wurde es dort zu Mácha.

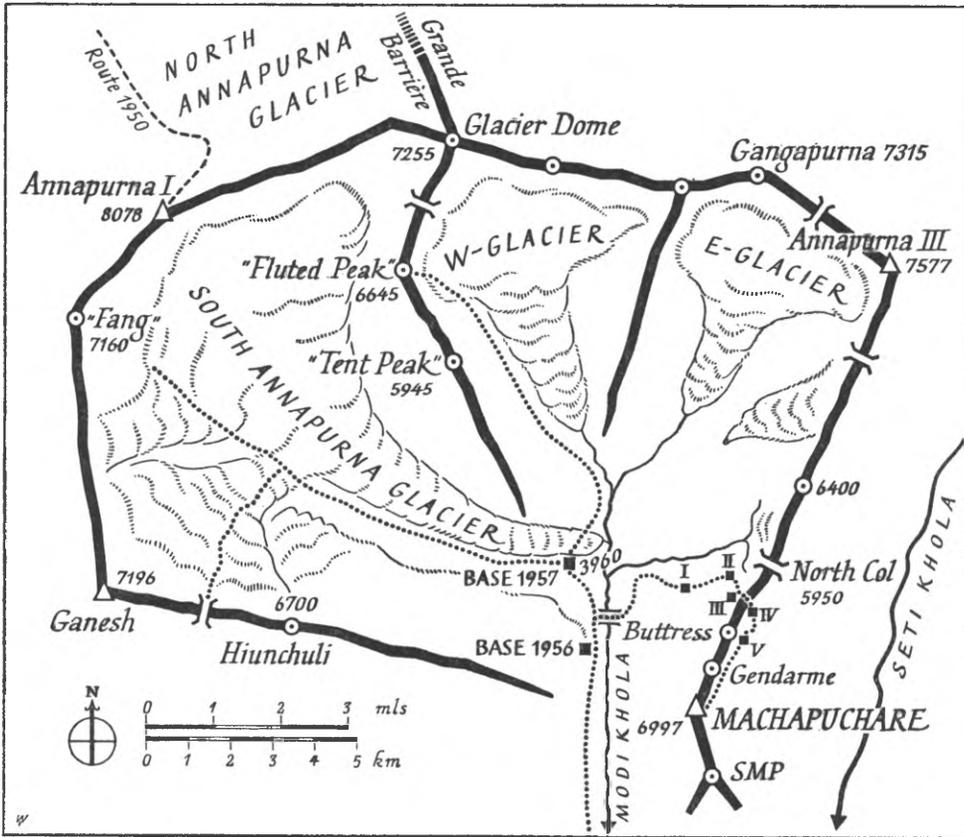
Nun schon etwas aufgeregt sah ich «Schwanz» nach und fand puchar oder puchhar. Einige H kann ich vertragen, aber nicht so viele C. Also schreiben wir Machapuchare in einem Wort. Die ersten beiden A sind lang; das letzte ist sehr kurz.

Major J. O. M. Roberts

Einleitung

Im Jahr 1950 erstiegen die Franzosen die Annapurna I. Etwas weiter östlich kämpfte im selben Jahr eine englische Abteilung unter H. W. Tilman auf der Annapurna IV mit Kälte und Schnee. Zur Aussicht vom nahezu höchsten Punkt bemerkt Tilman: «Wir hielten an, um unsere Höhe mit der des Machapuchare zu vergleichen, dessen aus einer Wolkenbank ragender Fischeschwanz uns mit einer unanständigen Gebärde zu foppen schien.» Das veranlasste einen andern Teilnehmer, Major J. O. M. Roberts, zu der in Hoffnungsschleier gehüllten Frage, ob nicht eben dieser Fischeschwanz dereinst eines Liebeswerbens würdig sein werde.

Der Machapuchare hat eine kurze Geschichte. Im Jahr 1953 sah man ihn aus der Ferne, und B. R. Goodfellow nahm prächtige Bilder von ihm auf. Sie zeigen eine wild aus Eis und Schnee zum Zwillingsgipfel aufgetürmte Nordflanke. Auf der Südseite dagegen machten senkrecht aufstrebende Schichten verbogenen Gesteins den Eindruck eines riesenhaften Matterhorns. So gesehen, hatte man einen Felsberg vor sich, den man besser in Ruhe liess.



Das Becken des Modi Khola zwischen Annapurna und Machapuchare (Nepal). Gezeichnet nach Kompassaufnahmen von Major J. O. M. Roberts, 1956/57. Höhen in Metern.

Es tat sich indes so allerlei, sowohl im Himalaya wie in den Anden. Als zwei Abteilungen den Mustagh Tower bestiegen, mass man dem Ereignis mit Recht grosse Bedeutung zu. Es fiel aber in die Zeit nachdem und nicht ehe Jimmy Roberts den kühnen Plan eines Versuches auf den Machapuchare gefasst hatte. Wo der Wille war, konnte das Unmögliche vielleicht doch möglich werden. Im Frühjahr 1956 erkundete Roberts die lange Schlucht des Flusses Modi Khola, die den Zugang an die Westflanke des Berges vermittelt. Alle Berge haben eine schwächere Seite. Roberts sah sie hier in Gestalt des sehr langen Nordgrates, der vielfach auf- und abschwingend den höheren Nordgipfel (7002 m) mit einem 2½ km entfernten Nordsattel (ca. 5950 m) verbindet. Erwies sich der Grat als ungangbar, so konnte man vielleicht drüben absteigen und es von der andern Seite her versuchen.

Damals war er nicht genügend gerüstet, um sich an den Machapuchare zu wagen. Vorläufig träumte er vom Zusammenbringen einer Mannschaft für den Nordgrat, nahm sich aber die Zeit zu schnellem Blick ins «Heiligtum», das der Fischschwanz bewacht. Der lange Nordrand des Beckens zieht in Höhen zwischen 7000 m und 7300 m von der Annapurna I zur Annapurna III. Aus der Mitte dieser Umwallung stösst ein kleiner Berg von etwa 6700 m ins Heiligtum vor. Man denke an einen bescheidenen Nanda Devi, den die gewaltigen Ausmasse der Talweite erdrücken. Südwärts streckt die Annapurna I einen langen gezackten Grat zum Ganesh (7200 m), der die Modischlucht im Südwesten bewacht, so wie es der mit der Annapurna III verkettete Machapuchare im Südosten tut. Die beiden Hochgipfel ragen wie Flurhüter über einer grünen Einsamkeit, die nur den wenigen Hirten aus Chomrong bekannt ist. Im Monsun treiben die Bewohner dieses zunächstgelegenen Dorfes ihr Vieh über schwierige Pfade durch die Schlucht auf die Weidegründe.

Wer ins Heiligtum eindringt, schliesst sich völlig vom Berge seiner Sehnsucht ab; denn einem Jordan vergleichbar legt sich der Modi Khola dem Wanderer in den Weg. Schon von weither hört man seine Fluten zwischen den Moränen brüllen. Roberts blickte den Annapurna-Hauptgletscher hinauf, der sich an die 3600 m hohe Südwand der Annapurna I schmiegt. Er drang durch die oberen Modischluchten zu den Gletschern der Annapurna III und ihrer westlichen Nachbarn vor. Dann kehrte er zu dem von ihm betreuten Gurkhaposten Lehra zurück. Von seinen Dächern sieht man durch 100 Meilen klarer Luft den dunklen Finger Machapuchares himmelwärts weisen, lockend und warnend zugleich. Später im Herbst schickte er seinen Leibdiener Ang Nyima, einen der Everest-Tiger, mit dem Auftrag nach Nepal, eine Brücke aus Birkenstämmen über den Modi zu bauen, so dass eine Mannschaft wenigstens an den Fuss des Berges gelangen konnte.

Wie die meisten kleineren Unternehmen vergrösserte sich das unsrige auf beinahe zufällige und heute geradezu übliche Weise. Eine Postkarte von Charles Wylie sagte: «Jimmy Roberts schreibt, wie es wohl wäre mit dem Machapuchare im kommenden Jahr? Nur sieben Tage von einem Flugplatz. . . Kannst Du mir die Anschrift von David Cox geben?» Dann das erste «amtliche» Treffen in der Gaststätte *La Belle Etoile*, wo wir so lange sesshaft schwatzten, dass sich der Kellner freiwillig dazu erbot, im Himalaya mitzumachen. Nun gesellte sich noch Roger Chorley zu uns, doppelt willkommen, erstens wegen seiner Tüchtigkeit im Eis, zweitens weil er unser in die Vierziger gehendes Durchschnittsalter erheblich verminderte.

Folgten die Plagen, tausend und eine an der Zahl, um die sich irgend jemand kümmern muss. Die meisten lasteten auf den breiten Schultern von Charles Wylie, der sich schon vor dem Everest mit solcher Plackerei befasst hatte. Mit dem Hut

in der Hand besucht man Geschäftshäuser in der stillen Hoffnung auf edelmütige Spenden in Form von Lebensmitteln, Zelten, Filmen, Tabak. Man muss Aufsätze schreiben und sich an die Everest-Stiftung wenden. Diese erwies sich als überaus freigebig. Auch wollten wir selbst auf steilstem Gelände sicher gehen und bestellten 900 m Manilaseil für Geländer, nagelten schliesslich aber nur 600 m fest. Dazu kamen dann noch die Stifte, Haken und sonstiges Zubehör. Zurückblickend begreift man nicht recht, warum es so viel zu tun gab. Doch nie war ein Ende abzusehen.

Inzwischen arbeitete Jimmy in Indien. Die neue «Eintrittsgebühr» für Berge in Nepal verwickelt das Geschäft. Da es das erste Jahr dieser Regelung war, wusste niemand, wie sie sich abwickeln werde. Ferner musste man den Verbindungsoffizier verpflegen, bekleiden und bezahlen. In Indien wurden Vorräte gekauft und Sherpas angeworben. Die Wahl fiel auf vier: Ang Nyima, Tashi (ein prächtiger Bursche vom Kangchenjunga), Ang Tsering, erst siebzehn, aber vielversprechend, und Da Temba aus Darjeeling.

Gegen Ende März war das Unternehmen startbereit.

Das Hinkommen ist schwierig

Unser Wagen stand bereit, lief aber noch lange nicht. Als die Hauptmacht mit den Sherpas in Lehra eintraf, hätte sie sich auf die Beine machen können, wenn... Ein grosser Teil des Gepäcks schwamm nämlich noch irgendwo auf dem Indischen Meer. Fieberhaftes Fragen zeitigte bloss die Auskunft, dass die Küstendampfer gern vierzehn Tage nachhinken. Wir begaben uns nach Kathmandu, um den Kummer im Betrachten der Sehenswürdigkeiten zu ertränken, und hörten dort von freundlichen Leuten, dass Verspätungen um einen Monat nichts Ungewöhnliches seien. Wir flogen nach Pokhara zurück, wo Jimmy schon heiss gebraten in der Nähe des Rollfeldes lagerte, sprungbereit zu einem Ausfall auf einkommende Flugzeuge. Es folgten fünf Tage bitterer Enttäuschung. Jeder Abend wurde zum Sinnbild verschwendeter Lebensdauer. Durch den Dunst der Morgenfrühe erhaschten wir einen Blick auf die Firne, die kühlende Wirklichkeit vorgaukelten und dann höhnisch verschwanden.

Festlich gestimmt empfangen wir das Rüstzeug am 17. April. Dank der weisen Vorausbestellung von fünfzig Trägern konnten wir am nächsten Tag aufbrechen, einigermaßen durch Berichte getröstet, die von einem langen Winter sprachen. Die Woche bis zum Standlager ist die verkleinerte Wiedergabe eines Anmarsches im Himalaya. (Fünf Tage dauerte der Rückweg, für den Ang Nyima die Bestzeit von zweieinhalb aufstellte.) Zuerst wandert man durch die gestuften Reisfelder der warmen Tieftäler. Es folgen die Kiefern- und Eichenwälder bei Chomrong,

dann Bambus und Rhododendron bis zum Schnee in der Modischlucht. In Chandrung, dem grossen Dorf vor Chomrong, versuchte man, uns mit der Begründung aufzuhalten, dass der Machapuchare ein heiliger Berg sei. Weiss der Himmel, was die Götter der kurz vor dem Drusch stehenden Gerste zufügen mochten. Höfliches Zureden schien den Ortsgewaltigen zu beruhigen, der «gesagt hatte, was zu sagen er gekommen war». Jedenfalls zeigte er sich nicht besonders Streitbar. Als eine Reisegesellschaft hier später vorbei kam, hatte (trotz des Unwetters auf unserm Berg) eine solche Dürre die Gegend heimgesucht, dass man Lamas bezahlte, die um Regen beten sollten. *Tantum religio...*

Tatsächlich ist dieses Gebiet, und vor allem Machapuchare, geheiligter Boden. Jenseits eines kleinen Schreines halbwegs die Schlucht hinauf durften wir keine Eier oder Hühner mitnehmen, und Kulis niedriger Kaste mussten entlassen werden. Diese Vorschriften und die Unantastbarkeit des Gipfels verraten eine Ehrfurcht, die unserem europäischen Klettergemüt gut täte. Doch bleibt man ja nie lange genug, um die erbauliche Mahnung zu Herzen zu nehmen.

Vergnügungssüchtigen sei die Schlucht keineswegs empfohlen. Der Bambus ist überaus nützlich. Sein Nutzen endet aber, wo er sich glitschig über den Weg legt und am Regenschirm zerrt. Der fast unsichtbare Pfad war eine schwache Hirtenspur aus dem Vorjahr. Etwas voreilig dankten wir dem Himmel, als sich das Tal am dritten Tag weitete und uns einen Schneeteppich vor die Füsse breitete. Dieser Schnee und die Höhe (ca. 3000 m) verminderte die Zahl der Träger um die Hälfte. Um so mehr bewunderten wir die ausharrenden 27, die barfuss von Stein zu Stein hopsten und auch sonst nur dürtig bekleidet waren. Bald überzeugte uns fallender Schnee von der Länge des Winters. Als wir das Standlager (3900 m) in einer Mulde erreichten, gesellte sich ein milder Schneesturm hinzu. Die 27 Getreuen stiegen mit Trinkgeld gestärkt zum vorletzten Lager ab und versprachen, am nächsten Tag mit den übrigen Lasten wiederzukommen.

Erkundung

Der Leser erinnert sich wohl noch daran, dass der Nordgrat die naturgebote Anstiegslinie zu sein schien. Vom Lager aus übersah man seine ganze Länge (Tafel 33), und wir hofften, ihn nicht allzu scharf vorzufinden. Offenbar musste man zunächst vom Nordsattel aus hinüber und hinauf blicken. Nachdem wir uns etwas eingegangen hatten, verteilten wir die Aufgaben. Jimmy und Charles erkundeten die Möglichkeit eines Angriffes auf den Ganesh, in dem sprudelnder Übermut einen den Machapuchare ergänzenden Leckerbissen wähte. David Cox, Roger Chorley und ich begaben uns mit Sherpas am 29. April

nach einem für das Lager I geeigneten Ort. Den unglückseligen Verbindungs-offizier Dikshya Man überliessen wir der Zwiesprache mit dem Koch. Weder dieses noch spätere Erlebnisse weckten in ihm den Drang zum Erklimmen des Berges.

Sehr oft sieht das Untergestell eines nepalischen Gipfels schlimmer aus als der Oberteil. Hier bestand der Sockel aus einer Reihe senkrechter Kalksteinklippen. An einer Stelle jedoch schnitten die Schlangenwindungen einer Mulde tief ins Gelände. In sie waren wir schon am 27. April eingedrungen, die von den Wänden hängenden Eisvorhänge bestaunend und uns fragend, ob wir jemals wieder hinaus gelangen würden. Glücklicherweise führte eine freundliche Schneebahn rechts hinaus auf eine schwach ausgeprägte Moräne. Auf 4880 m Höhe wählten wir einen kleinen Felsenvorsprung für die Zelte. Er blieb fast das einzige Gestein, das wir während des Anstieges betraten.

Roger kam diesmal nur langsam nach, was uns etwas befremdete, weil er den Ruf geniesst, mit 30 kg auf dem Buckel immer unter den Ersten zu sein. Er klagte über kalte Füsse und argwöhnnte Erfrierung. Wir glaubten eher an einen Anfall von Bergkrankheit. Es schneite heftig, noch bevor die Zelte standen; dicker, schwerer, ungastlicher Schnee. Um so wonniger hoben sich Zwieback und Tee vom düsteren Hintergrund ab. Zum Abendessen versuchten wir die neuzeitliche Höhenverpflegung, die aus Fleischwürfeln und Kartoffeltrockenmehl besteht. Mit allen erdenklichen andern Dingen und Suppen gemischt entstand ein sättigender Brei, den Polarfahrern und Bergsteigern als «Huhsch» bekannt. Zubereitet wurden diese Köstlichkeiten vom Verpflegungsfeldweibel Roger im andern Zelt. Die Sherpas verankerten ihres, das dritte, im Schnee, was sie damit begründeten, dass es auf der Felsplatte keinen starken Wind aushielte.

Das Wetter verdient besondere Erwähnung. In der Nacht wehte es stark genug, um in der Einbildung schon von den Sherpas zu hören: «Ich hab's ja gesagt.» Im grossen und ganzen belästigte uns der Wind nur wenig. In der Regel begrüsst uns ein schöner Morgen, den nachmittags Regen, Schnee oder Hagel ablösten. Geradezu niederschlagend wirkte ein hartnäckiger Wolkendrache, der die Nase pünktlich um 10 Uhr aus der Modischlucht streckte. Unerwünschte Besucher waren auch die vielen Gewitter. Wir spürten oder hörten sie während der Hälfte der Zeit, die zwischen dem Abmarsch von Pokhara und der Rückkehr dorthin verging.

Ich ahnte nicht, dass der Erkundung das beste Wetter der ganzen Fahrt beschieden sein sollte. Der 30. April schenkte einen klaren Morgen, als wir um 6.30 Uhr in die frostige Kälte traten. Roger folgte langsam und bat uns, voran zu gehen. Das ziemlich leichte, offene Gelände mündete auf einen Gletscher, den ein einziger Eisfleck zierte. Wir sahen, wie sich Roger nach etwa 200 m Aufstieg hinsetzte und dann zurückging. Der Gletscherschnee wurde weich, eine Folge

der nachmittäglichen Niederschläge, die uns allzu oft peinigten. Jetzt wechselten wir den Vordermann häufiger und stapften keuchend das Schneesims entlang, das in der Schau von Westen her so stark auffällt. Nach fünf Stunden gewannen wir eine für ein Lager II hinreichende Höhe (ca. 5500 m) und streckten uns zu einem Sonnenbad, um neue Kräfte zu sammeln.

Anstatt sich um den Tee zu kümmern, sank Roger in tiefen Schlaf, trotz der Hitze noch in Spenser und Bergschuhen steckend. Den ganzen Tag über wachte er nur selten auf. Am 1. Mai beschloss er, zurückzubleiben und später nachzukommen. Wenn wir bloss gewusst hätten, was ihm fehlte! Als die beiden Sherpas mit den Lasten eintrafen, bauten wir das Lager ein wenig oberhalb des Simses unter einem Felsen, von dem wir hofften, dass er die Schneebälle abhalten werde, die den ganzen Nachmittag hindurch von den Steilhängen des Nordgrates kollerten. Die Sherpas stiegen ab, David und mich allein lassend.

Gespannt sahen wir dem Tiefblick vom Nordsattel (5950 m) entgegen. Einstweilen sperrte der mächtige Grat die Aussicht nach Osten. Von der sicherlich fesselnden Rundschau abgesehen, würde sich offenbaren, ob wir den Berg überhaupt ersteigen konnten. Daher brachen wir am 2. Mai sehr früh auf und stampften über die geriffelten Flanken unter der rechten Kammlinie. Über eine gewundene Firnrippe und Stufen zu je zwei Pickelhieben gelangten wir weiter oben in eine Schneebucht. Oberhalb von ihr legten sich die gekehlten Hänge des Sattels in einem etwas sanfteren Winkel zurück. Als wir um 10.20 Uhr auf den mit Wächten bewehrten First traten, hatte der Nebel das Rennen schon gewonnen. Wir sahen nur, dass die andere Seite des Sattels in ein gähnendes Nichts stürzte. Später zeigte sich, dass die Wand überhing. Beängstigende Schattenrisse im Süden verrieten einen ungeheuerlichen Firngrat mit Doppelwächten. Schärfer als irgendeine Schneide, die uns jemals in den Alpen untergekommen war, stellte er sich zwischen uns und das Gelobte Land. Was in der Längsrichtung gesehen nur Höcker und Auswüchse waren, bäumte sich jetzt zu trotzigen Zackenbergen auf, deren Umgehung viele Stunden gekostet hätte, für die Sherpas jedenfalls ein unmögliches Unterfangen. Dahinter erhob sich noch gewaltiger das riesige Felsgebäude, von uns der «Strebepfeiler» genannt. Ein Stück weiter folgte der noch höhere, ebenfalls felsige «Gratturm» (Gendarm). Und dann, unendlich fern, hoheitsvoll und unnahbar, hoffnungslos verlockend, der scharfkantige Keil

Tafel 31: Machapuchare von Süden. Rechts die Annapurna III.

Tafel 32: Riefelungen der Westflanke vom Lager III aus gesehen. Dahinter der felsige Gratturm.

Tafel 33: Machapuchare von Nordwesten mit Anstiegslinie. «Rock Buttress» halbwegs den Grat hinauf. «Gendarme» knapp links neben und unter dem Gipfel.

Tafel 34: Blick abwärts in den Anfang der Mulde über dem Lager III. Zelt des Lagers III Mitte links.







III o



o II b

o II a





Machapuchares, erhaben über die eitle Verworrenheit des Grates unter ihm. Wie weltenfern sah er doch aus.

Die Flucht zurück ins Standlager hätte soviel wie das Eingeständnis bedeutet, dass die Erkundung ein Fehlschlag war. Freilich sah die Sache recht grimmig aus. Doch der erste grössere Höcker überm Sattel dünkte uns weniger abschreckend als das was folgte. Wir taufte ihn den Schneebuckel. Er mochte den Sattel um 150 m überragen und somit rund 6000 m hoch sein. Mit dem Entschluss, ihn am nächsten Tag anzugehen, kehrten wir um. Aus irgendeinem Grund fanden wir im Verlauf des Unternehmens kein besseres Verfahren, die steilen eisigen Rillen abwärts zu überlisten, als den Rückwärtsgang mit festem Einstossen bei jedem Schritt. Dieses langwierige und unerquickliche Tun hiess uns die Vorderklauen der Steigeisen segnen. Es verursachte David einiges Unbehagen, dass er immer wieder über die Schulter oder durch die Beine in die Leere gucken musste. Ich spürte mächtigen Durst. Froh begrüsst wir das Ende der peinlichen Leiter.

Der folgende Tag wurde zu einem der längsten: zehn Stunden beharrlichen Schuftens. Der Schneebuckel neigte sich mit stumpfem aber sehr steilem Rücken westwärts. Er forderte andauerndes Stufenschlagen. Überm letzten Drittel glitzerte eine unheimliche Eisqualle, die wir links umgingen. 150 Schritte unterm Scheitel des Buckels kamen wir wieder auf die Schneide. Die letzten, sehr langsamen Schritte zeugten einen Alptraum als Vorgeschmack der uns noch bevorstehenden 2 km. Verrottete kleine Wächten säumten den First. Eispickel wühlten, Hände klammerten sich an den Rand, Füsse stolperten und rutschten. Wir waren müde, erhitzt und die Höhe noch ungewohnt. Auf der Kuppe (13 Uhr) kam uns der Nebel wiederum zuvor. Wo er Lücken öffnete, entwickelte sich die Länge des Grates noch bösartiger, als sie sich uns gestern verhies; und die Zackentürme drohten noch abweisender. Aus ungebührlicher Zuversicht – wahrscheinlicher aus Müdigkeit – hinterlegten wir 60 m Manilaseil für Geländer. Sie liegen heute noch dort. Dem Abstieg recht sorgenvoll entgegensehend, kehrten wir um.

Ermattung beschlich uns. Wir bohrten die Hacken in die abschüssige Rippe und kerbten zusätzliche Stufen. Die Bewusstheit, Mensch zu sein, schien sich in den Leib zu verkriechen. Man gerät in den träumerischen Zustand, der das Schrittmass regelt, während der Geist über einem schwebt. Glücklicherweise ging David fast immer im Gleichmass mit mir, so dass wir uns wortlos vorwärts bewegten. In düstere Gedanken wegen unseres Berges gehüllt und mit Hilfe vieler saurer Lutschbonbons gelangten wir ans Ende der Elendstreppe. Als wir schleppenden Fusses über die Ebenheit des Lagerplatzes gingen, lüftete sich der Nebel, und silbernes Leuchten füllte das Tal. Zwischen fetten Wolkenbällchen tauchte Ganesh auf und neben ihm sein wohlgestalter Knappe Hiunchuli. Die herrliche Schau liess uns des Tages Mühen vergessen.

Tafel 35: Blick nordwärts dem Nordgrat entlang von der Überschreitungsstelle aus.

Ein Rückschlag

Erbärmliches Wetter begleitete uns zum Standlager. Dickes Gewölk hing in die Senke, so dass wir den hineinführenden schmalen Hang verfehlten. Mein Abstieg über die steil geschuppten Felsen endete mit einem nur teilweise beabsichtigten Luftsprung auf ein weiches Schneebett. Der weisere David umging die Falle.

Roger war wieder da und verriet jetzt einen besorgniserregenden Zustand. Das linke Bein versagte den Dienst. Für den Rückweg vom Lager I hatte er sehr lange gebraucht und nicht weniger als zwei Stunden für die 200 m Höhenunterschied von Ang Nyimas Brücke herauf. Am Morgen nach unserer Ankunft konnte er nicht aufstehen, und es war schmerzlich zu sehen, wie er auf den Ellbogen kroch, um zu holen, was ausser Reichweite lag.

Nun war ich sozusagen amtlich bestellter Arzt des Unternehmens, und zwar lediglich auf Grund des einstündigen Schwatzes mit meinem Hausarzt bei einem Gläschen Kognak. Immerhin verfügte ich über viele Aufzeichnungen und eine sehenswerte Auswahl von Pillen und Tränken. Obgleich die Kinderlähmung nie erwähnt worden war, ahnte sogar mein Laienauge dieses Leiden. Strenge Ruhe wurde verschrieben und ein prachtvoller Abort aus grossen Felsblöcken gebaut. Die Sherpas und sogar Dikshya Man wetteiferten im Herbeischaffen der bequemsten Sitzplatten.

Jimmy und Charles kehrten von ihrer Forschungsreise zurück. Der Schnee auf der Ganeshseite erwies sich als besonders niederträchtig und zwang oberhalb des Gletschers zu fürchterlicher Waterei. Jedoch erkundeten sie einen Weg zur Scharte zwischen Ganesh und Hiunchuli und drangen bis 6950 m vor. Nun, da sie wieder bei uns weilten, steckten wir die Köpfe zusammen, was mit Roger zu tun sei.

Der Entschluss, ihn ins Tal zu begleiten, kennzeichnete Jimmys Wesensart. Er verzichtete damit auf einen Teil des Abenteuers; aber es blieb nichts anderes übrig. Am 6. Mai sandten wir Da Temba mit einem Brief eilends hinunter zum britischen Frauenkrankenhaus in Pokhara. Am 9. Mai sollte Roger die Reise auf den Rücken von Trägern antreten, die wir aus Chomrong bestellt hatten. Inzwischen meldeten sich auch Lähmungen der Arme und des andern Beines.

Da David und ich wieder unterwegs waren, fehlten wir beim Abschied. Es soll ein eindrucksvoller Aufbruch gewesen sein, der sich in eine heldische Reise fortsetzte. Die Kulis lösten einander stündlich ab, dann alle zwanzig Minuten. In den Bambusdickichten muss es eine herzerreissende Qual gewesen sein. Obgleich ein Mann vorausging, freie Bahn zu hacken, ertrug Roger auf dem Rücken des Trägers geduldig so manches Gerüttel. Ein Stück Weges vor Chomrong kamen

Miss Steel und Doktor Turner entgegen. Für die von uns in viereinhalb Tagen bewältigte Strecke hatten sie wenig mehr als die halbe Zeit gebraucht.

In Pokhara sorgte Jimmy für den weiteren Verlauf von Rogers Pilgerfahrt. Seine letzten an mich gerichteten Worte waren: «Um Himmels Willen wartet nicht auf mich. Packt den Gipfel an.»

Erster Zugriff

Den Gipfel anpacken, das klang ja sehr schön. Die Schwierigkeit bestand bloss darin, ihm überhaupt näher zu kommen. Den untern Teil des Grates schalteten wir aus. blieb noch die Hoffnung, ihn an einer dem Gipfel näheren Stelle zu erreichen. Dann erkletterten wir ihn, wenn möglich, oder stiegen drüben ab. Schon frühzeitig erwogen David und ich den graden Anstieg durch die Eisrillen unter dem Strebepfeiler. Das bedeutete ein Lager irgendwo in der gerieften Flanke, weil die Schneide zu wenig Raum bot. Zum erstenmal besprachen wir die Möglichkeit eines Lagers inmitten der ungeheuerlichen Eisgeschwülste, etwa im letzten Drittel der Flankenhöhe. Kenner geben zu, dass das Verweilen unter einem solchen Auswuchs sehr ungemütlich ist, da er zum Abbrechen neigt. Seine Oberseite kann aber ziemlich flach sein und ein Ruheplätzchen bieten. Eine Standfläche dieser Art hofften wir zu entdecken.

Es handelte sich vorwiegend darum, das richtige Wellental zwischen den Kämmen zu ermitteln. An einem der Erkundungstage fädelten wir uns, zusammen mit Charles, ins breiteste der Rinnsale ein. Oben sahen wir eine eindrucksvolle Flucht dieser Eisbäuche links von uns aufgereiht. Der heikle Weg zu ihnen begann mit einer Stufenfolge auf hartem Eisband. Dann kam eine lange, steile Rippe und schliesslich ein Quergang über blankes Eis zu einer Stelle, von der aus man auf die unterste Schwellung gelangen konnte. Charles, dem die Fernsehgesellschaft 900 m Film geschenkt hatte, kurbelte unermüdlich und wählte für seine Schüsse unglaublich kitzlige Standorte.

Ein kurzer Aufschwung über Schnee landete uns keuchend und schwitzend auf der Ausbauchung. Da sollte das Lager III entstehen (6000 m). Die Sonne brannte tüchtig, wurde aber während des Abstieges durch einen Hagelschauer abgelöst, gerade als wir mit dem Festmachen der Seile und dem Filmen fertig wurden. Der Wechsel war plötzlicher als gewohnt. Die vom Vordermann getretenen Stufen füllten sich und waren verschwunden, ehe der letzte nach ihnen tastete. Die Zelte auf II erstickten unter einer Schneelast. Wir schüttelten sie frei und widmeten uns dem Genuss köstlichen Brotes mit Honig, hochgepriesene Gabe des weiter unten im Tal waltenden Koches Danbahadur.

«Tee her!» rief Charles von oben aus seiner Bleibe.

«Der Hang kommt schon runter», schrien wir zu ihm hinauf. Das schien in der Tat der Fall zu sein. Ein Schwergewicht schob das Zelt zusammen und drückte mich gegen David. Wir krabbelten ins Freie, was die bewegten Massen aber nicht im geringsten beeindruckte. Der Berghang hatte sich in Milliarden erbsengrosser Kügelchen aufgelöst, die sanft zischend herabglitten und die unglückseligen Zelte wie Schwemmsand überfluteten. Zum Glück bildeten sie ein lockeres und leichtes Gefüge. Wir griffen nach Schaufeln, Tellern, Bechern oder was sonst zur Hand lag und schöpften wild drauflos. Charles, der Heerespionier, erinnerte sich der Kanalbaukunst und schuf eine geschäftstüchtige Rinne zum Ableiten des unaufhörlichen Geriesel. David und ich schaufelten und schüttelten zwei Stunden lang.

Zeitweilige Stille bei Sonnenuntergang wich in der Nacht neuer Überschwemmung. Noch nie habe ich dermassen hartnäckigen Hagel erlebt. Auch am folgenden Tag mussten wir eifrig buddeln. Wir beschlossen, die Unterkunft zu verlegen, und zogen am 13. in ein entzückendes Nest um. Von den es umringenden Spalten hofften wir, dass sie weitere Spenden des gebefreudigen Berges schlucken würden. An diesem Nachmittag kamen die drei Sherpas zum letztenmal herauf, nachdem sie den Schleppdienst einstweilen erledigt hatten.

Der 14. brachte einen klaren Morgen wie üblich. Oft kamen mir Wordsworths Zeilen in den Sinn:

Nicht selten ward in trügerischem Glanz
Der junge Morgen uns geboren;
Nicht selten sinkt er abendwärts,
Der Glückes Seligkeit verschworen.

Doch nur wenige schöne Abende verschworen sich zu unserm Wohlgefallen. Wie so oft wälzte sich eine dicke Wolkenwurst über die klumpige Masse der Annapurna I, welche die Landschaft im Nordwesten beherrscht. Wir nahmen Ang Nyima mit, um sein Verhalten auf steiler Eisleiter zu prüfen. Die andern zwei Sherpas förderten inzwischen das letzte Gepäck aus dem Lager I. Zwischen II und III spannten wir 200 m Halteseil. Im Vergleich mit der vorhergehenden kribbligen Kriecherei wurde das Auf und Ab der schwebenden Jakobsleiter zu einem wahren Vergnügen. Nachdrücklich dämpfte ein kleinerer Schneesturm diese Lust, als wir abstiegen. Er dauerte dann noch an. Ich schrieb ins Tagebuch: «Wann wird das endlich aufhören? Es wäre so schön, bliebe die Spur von einem Tag zum andern erhalten.»

Am 15. schienen wir unserm Ziel ein Stück näher gekommen zu sein. Das Lager III stand am Beginn des letzten Drittels des sich zum Sägegrat aufschwingenden Riffelhanges. Die Stelle durfte sich eines Nervenkitzels rühmen. Wir sassen kurz über einem Eiswulst, der sich aufwärts zu einem Eiszapfen verjüngte. Rechts schoss die Flucht der unsern Anstieg bezeichnenden Rillen unerbittlich

empor zum überhängenden Strebepfeiler. Hinter ihm erhob sich der felsige Grat-
turm, dem Grépon verblüffend ähnlich. Links in etwa unserer Höhe sahen wir
zum Schnee buckel hinüber. Uns zu Füßen breitete sich das grüne Heiligum,
umhegt vom Ganesh und den Annapurnen.

Die Jähe der Flanke erklärt, warum Charles so bestürzt war, als eine neckische
Brise den zum Lüften über ein Zelt gehängten Schlafsack entführte. Vom Eis-
zapfen flog er dann weiter auf den Gletscher des Lagers II, 600 m tiefer. Die
Sherpas hangelten sich jetzt sehr vorsichtig am Geländerseil abwärts. Vier Stunden
brauchten sie zum Abstieg. Die meiste Zeit schrien wir ihnen zu, mit Schlaf-
säcken winkend und fuchtelnd, leider vergeblich. Höhnischerweise kamen sie in
einem Abstand von nur hundert Schritten am Sack vorbei. Er wäre ihnen aufge-
fallen, hätten sie nicht unentwegt vor die Füße gestarrt. Später deckte Schnee
den Schlafsack zu; und er liegt immer noch dort.

Es war einer der wenigen schönen Nachmittage gewesen. Doch folgte ihm
eine kalte Nacht. David und ich kuschelten uns lieblos in die warmen Pfühle und
dachten an Charles, der sich nebenan in zwei Daunendecken und alle verfügbaren
Kleider hüllte. Indes klagte er nie über die zweifellos ungemütlichen Nächte.

Der 16. Mai schenkte uns spannende Rundsichten. Gleich links vom Lager
führte eine steile Schneerunse auf leichteres Gelände (Tafel 34). Es kamen weitere
Firnrücken und schliesslich die letzten 60 m. Um 10 Uhr kratzte ich die oberste
Stufe und starrte mit der Verwunderung des tapferen Cortez über das Tal des
Seti Khola hinweg auf die Basteien von Annapurna II und IV. Mit Schwierigkeit
versammelten wir uns, denn der First (6300 m) war noch schmaler als wir ohnehin
befürchtet hatten. Wir klickten die Bildkammern in dem nutzlosen Versuch, mit
dem man immer das Uneinfindbare einzufangen trachtet. Der Grat setzte sich
südwärts fort, gerade und unerklärbar wie eine Schwertklinge. Er führte zum
Strebepfeiler, der die Aussicht nach dieser Richtung hin versperrte. Im Norden
erkannten wir, welche ekelhafte Schinderei uns jenseits des Schnee buckels er-
wartet hätte (Tafel 35). Als Reihe traumwilder Zacken mit anscheinend senk-
rechten Riffeln zog der Grat zur eindrucksvollen Gestalt der Annapurna III
empor. Machapuchare ist ja ein südlicher Ausläufer dieses Berges.

Doch war es der Vordergrund des Bildes, der die Aufmerksamkeit bean-
spruchte, und zwar auf recht unerfreuliche Weise. Wie schon gesagt, sah der
Grat zum Strebepfeiler hoffnungslos aus; und mit der andern Seite stand es ver-
mutlich ebenso. Als ich aber auf Befehl des Filmunternehmers einige Schritte aus
dem Wege ging, entdeckte ich etwas unter uns eine bescheidenere Rinne, die
weniger steil zu sein schien als ihre Nachbarn. Vielleicht gelang es, etwa 60 m in
ihr abzusteigen. In den Strebepfeiler schmiegte sich dort ein fast ebener Schnee-
fleck, der in dieser Welt des Senkrechten verlockend winkte. Bis zu ihm würde es
ein langer Quergang werden; aber er versprach die einzige Möglichkeit.

Ich machte mich ans Abhacken der Wächte. Unter ihr versank ich im schaumigen Schnee, der bekundete, dass wir uns auf der Südseite befanden. Schliesslich konnte ich einen Birkenholzpflock in etwas festeren Firn hämmern und 30 m Seil anknüpfen. Die andern sicherten mich von oben her. Ich schwang mich hinaus. Für den Schnee gab es kein anderes Wort als Brei. Gleichzeitig war er so unangenehm steil, dass ich keinen Fusshalt fand, um aufrecht stehen zu können. Oft rutschte ich auf verrottetem Eis mit meinem vollen Gewicht in die Seilschlinge. Eingestreute Steine erschwerten die Sache noch mehr.

Unten befestigte ich weitere 30 m Seil, worauf die andern nachkamen. Nun begann ein Quergang von unsagbarer Scheusslichkeit. Etwa 400 m trennten uns vom ersehnten Schneefleck. Wie Taschenkrebse schlurften wir seitwärts durch sonnengeschmorten pappigen Schnee. Die Oberfläche verbarg Höhlungen, die es ermöglichten, in den Hang hinein zu fallen, statt von ihm hinunter zu stürzen. Nach mehr als einer Stunde erreichten wir den Schneefleck und setzten uns recht zufrieden zum Frühstück. Hier herum (6200 m) sollte das Lager IV entstehen. Als wir in einem Schneegestöber den Rückweg antraten, bemerkten wir mit Vergnügen, dass die «Kerbe» im Grat die einzige Abstiegsmöglichkeit bot. Und mit ebensoviel Missvergnügen stellten wir fest, dass das Hinaufkommen zur Kerbe noch ekelhafter war als das Herunterkommen.

Die Sherpas meldeten sich tapfer. Den folgenden Tag widmeten wir der Ruhe vor dem grossen Versuch. Auch hakten wir 30 m Geländerseil in die Rinne neben dem Lager. Der Nachmittag bescherte den üblichen Schnee, Hagel und Donner. Wutschnaubend lag ich im Zelt. Zu den andern Abscheulichkeiten dieser geöffneten Himmelsschleusen kam hinzu, dass sie den Aufbruch in der Morgenfrühe zu einem frostigen Geschäft machten. Beim Packen der Rucksäcke muss man Schnee wegräumen, Zelte schütteln und Gegenstände suchen. Obgleich wir um 5 Uhr aufwachten, kamen wir nicht vor 8.30 Uhr in Gang.

An den freundlichen Birkenpfahl hefteten wir weitere 60 m und kletterten mit schweren Lasten munter hinauf. Die Sherpas betrachteten den jenseitigen Abfall sehr misstrauisch, aber ohne Erörterung. Wiederum stieg ich hinunter, insgeheim bedauernd, dass ich die erforderlichen Bewegungen nicht mit grösserer Anmut zur Schau stellen konnte. Mit grimmiger Entschlossenheit taten die Sherpas ihr Bestes. Ang Tsering, der sich bei dieser, seiner ersten grossen Kletterei, glänzend bewährte, rutschte aus und hing am Seil, ohne Fusshalt zu finden. David eilte hin und half ihm auf die Beine. Behutsam schlichen sie an der Bergflanke entlang, die ungefügen Säcke geschickt im Gleichgewicht haltend. Es schneite wieder heftig, als wir den Schneefleck um 15 Uhr erreichten.

Das Flockengewirbel zog ab, nachdem es die Lagerarbeiten erheblich behindert hatte. Charles ging auf Bildersuche und schrie: «Kommt und guckt euch den Gipfel an.» Und es lohnte sich in der Tat (Tafel 38). Im Vordergrund ent-

sandte der Strebepfeiler einen Grat, der aus der wild gewordenen Einbildungskraft eines Zuckerbäckers zu stammen schien. Die kleine waagrechte, in eine Beule endende Schneide, beschloss einen grössern Grat, der im rechten Winkel auf den Hauptverlauf stiess. Dieser verbarg den Sockel der Gipfelpyramide. Doch was wir von ihr sahen, war eindrucksvoll genug. Die Kante zu rechter Hand begrenzte die dem Standlager zugewandte, abschüssige Felsenflanke. Weiter oben zeigte sich ein staunenerregender dreieckiger Einschnitt. Der linke Himmelsrand baute sich in unförmigen Treppenstufen auf, die aus übereinander gestapelten Eisblöcken zu bestehen schienen. Die Rillen muteten senkrecht an. Um die Ecke herum erwarteten wir nichts Besseres.

Indes wussten wir ja, dass Hänge in der Seitenansicht nie so steil sind wie in der Draufsicht. Wir hegten zwar keine hochfliegenden Hoffnungen, waren jetzt aber mehr denn je auf den Gipfel erpicht. Schritt um Schritt hatte uns der Berg näher an sich heran geduldet und Durchschlupfe verraten. Auf dem 1950 von der Annapurna IV aufgenommenen Bild dieser Seite (Tafel 37) leitet ein anscheinend bequemer Gletscher ziemlich hoch hinauf zum letzten Steilaufschwung. Charles und David sahen sich die Sache von unterhalb der Beule an, fanden sie aber wenig ermutigend. Doch das vermochte unsere hartnäckige Zuversicht nicht zu dämpfen.

Am 19. Mai begaben wir uns somit auf den Weg zum Lager V, kamen aber zunächst nicht weiter als 60 m. Anfänglich wollten wir die kleine Schneide erklimmen, welche die Beule mit der Hauptmasse des Berges verbindet. Sie erwies sich als messerscharf, beiderseits mit Wölbungen über kleinen Randklüften. Das hätte nun weiter nicht gestört, wäre sie mit dem leichten Gletscher unseres Hoffens verbunden gewesen, was leider nicht zutraf. Die süsse kleine Schneide entpuppte sich als abgefeimte Schwindlerin. Wie keusch und harmlos gab sie sich doch dem Blick vom Lager IV aus. Aber drüben stürzte sie 1200 m jäh ins Setital ab. Hier war es, wo der Gletscher unvermittelt abbrach, nur eine schmale bandartige Zunge in der Richtung auf uns zu ausstreckend. Sie war aber nicht lang genug, um uns die Stiefel zu lecken.

Vier Stunden lang versuchten David und ich diese Leiste zu erreichen, während Charles unsere Bemühungen filmte. Wir versuchten es wieder mit dem Quergang, weil ein Absteigen unmöglich war. Das Gelände fiel steiler ab als bei der Kerbe und bestand zudem aus faulem Gestein. Wir tasteten es nach allen Richtungen ab, stiessen aber überall auf mulmiges Geschröf. Schliesslich mussten wir aufgeben.

«Mit 120 m Seil könnten wir uns zur Schneezunge hinunterlassen», grübelte David.

Und das beschlossen wir zu tun. Wir wollten Seile holen und auch eine Strickleiter herstellen. Wir mussten auf den Gletscher gelangen, koste es, was es wolle.

Zweiter Angriff

Ich schwärme nicht gerade für das Wort «Angriff», das mir aus der Feder rutscht. Unsere Massnahmen hatten nichts Kriegerisches an sich. Unser Gemütszustand machte uns eher zu Bittstellern, die die Göttin um einige Meter Höhengewinn anflehten. Keine kühnen Eroberer warfen sich stolz in die Brust.

Wir trafen Jimmy, der gerade aus Pokhara zurückkam, mit Da Temba und dem Fleisch einer grossen Gebirgsantilope. Die Träger hatten das Tier in den Wänden der Modischlucht erspäht, es irgendwie zum Absturz überredet, mit dem Pickel erschlagen und in die Speisekammer bewillkommt.

Zu den Freuden einer Rückkehr ins Standlager gehört zweifellos das Einverleiben von Leckerbissen. Diese Freude vergällte mir ein beträchtliches Zahngeschwür, das sich erst zum Platzen entschloss, als wir wieder zum Aufbruch rüsteten. Die nützlichste Errungenschaft der Mussezeit war die von Tashi meisterlich gefügte Strickleiter aus Manilaseil mit Birkenholzsprossen, die nur sechs Pfund wog. Sie wurde von Jimmy befördert, der einen Tag früher zum Lager II ging, um sich einzugewöhnen und Vermessungsphotos aufzunehmen. Zwei Tage benahm sich das Wetter so übelgelaunt, dass es uns nicht einmal die sonnigen Vormittage gönnte, deren wir so sehr bedurften. Als wir Jimmy folgten, begleitete uns ein regelrechter schottischer Regen, der durch die Zeltwände sickerte.

Da Temba verursachte Sorgen, weil er ohne Schneebrille mit Jimmy gegangen und am folgenden Tag völlig schneblind geworden war. Die üblichen 24 Stunden Dunkelruhe heilten ihn aber ohne Nachwehen. Doch was scherte uns das? Bei unserem Gemütszustand im Lager I hätte uns auch sein Selbstmord kaltgelassen. Der Morgen des 27. Mai dämmerte indes freundlich, und der Tag verhartete fast schneefrei. Das Gletschersims bei II befeissigte sich diesmal nicht seiner üblichen heiteren Gelassenheit. Schneebälle hüpfen aus den hier mündenden Steilrinnen und verflachten sich beim Auftreffen zu kleinen Pfannkuchen. Als wir behäbig ruhten, brach eine neckische Geschossgarbe wie aus dem Nichts hervor und schleifte Charles 20 m abwärts. Wie wir später hörten, waren die in Hitze und Weichschnee nachfolgenden Sherpas vor einer herankommenden Lawine geflohen. Als David Nachschau hielt, sah er zunächst nur ihre Lasten unheimlich aus dem weissen Haufen ragen.

Tags darauf trugen Jimmy und zwei Sherpas die Bürden nach III, uns die einzige brauchbare Trittspur hinterlassend. Jimmy hingegen fasste den edel-

Tafel 36: David Cox auf dem kleinen eisigen Firngrat über Lager IV.

Tafel 37: Machapuchare von Nordosten (von der Annapurna IV).







mütigen Entschluss, mit Da Temba abzustiegen und die Vermessungsrunde zu ergänzen. Als Charles, der auf Grund weniger Angaben und mit Hilfe eines Zettels jede Rätselfrage zu meistern versteht, mir vorrechnete, dass die Lebensmittel nicht ausreichen würden, stiegen wir alle mitsammen über die Kerbe. Jimmy verzichtete freiwillig, weil er der am wenigsten Höhengewohnte war. Blieb noch Da Temba, der indes vor dem Lager III völlig versagte. Am Seilgeländer übermannte ihn die Furcht, so dass er hinuntergeleitet werden musste. Ich bedauerte meine Unkenntnis der Sherpasprache, als die andern, die den Rest der Lasten holen gegangen waren, ihre Meinung über Kerle aus Darjeeling äusserten. Zu ausführlichem Dolmetschen fehlte aber die Zeit; denn dummerweise hatten wir die Zelte gefaltet. Schnee war geschmolzen und gefroren, wiederum geschmolzen und gefroren. Anderthalb Stunden brauchten wir zum Aushacken der Eistümpel, was Risse in der Leinwand und viel Bitternis erzeugte.

Beim dritten Angehen hatte die Kerbe ein wenig von ihren Schrecken eingebüsst. Nach einem kurzen nachmittäglichen Stürmchen im Lager IV heiterte sich das Wetter zu leichter Bewölkung auf. Graue Nebelschleier wogten über dem Setital, das Zugang zu milden Ebenen verhiess. Nebel woben sich auch um die Annapurna II, die königlich hinter der zusammengekauerten Gestalt von der Annapurna IV auftrug. Wir fragten uns, wie es wohl Charles Evans auf II gehen möchte. Sie sah recht verschneit aus. Um 16.15 Uhr standen David und ich seufzend auf, um die Zeit zum Anbringen von Seilen zu nutzen. Diesmal fanden wir es etwas leichter, die Schneide im Reitsitz zu nehmen (Tafel 36). Dort wo sie auslief, befestigten wir die Strickleiter an einem eingerammten Ersatzpickel. Sie hing nun über den Steilhang unter Lager IV und erleichterte den Aufstieg. Dann entrollten wir Seile talwärts, bis das Abendessen rief.

Wir alle schliefen überaus schlecht, ohne sagen zu können, warum. Schon mehrfach hatten wir zu dritt im Zweimannzelt übernachtet. Charles musste sich mit zwei minderwertigen Schlafsäcken abfinden. Immer wieder wachten wir mit ausgedörrtem Munde auf. In der Frühe fühlten wir uns abgekämpft und elend. Glücklicherweise harrete nur noch ein geringer Rest des Seilzaubers der Erledigung. Gut gesichert klammerte ich mich ans Tauwerk und bohrte die Zehen ins steile Gewände. Da es gerade abwärts nur zum Seti hinunterging, schob ich mich um 9 Uhr seitwärts zu einer unglaublich zermürbten Firnrippe. Jenseits von ihr senkte sich eine annehmbare Eisrinne hinab. Es war diesmal wirkliches Eis, das die Steigeisen beanspruchte und die Arme belastete. Lang dünkte mich die Zeit, bis ich am Ende des 60 m langen Seiles unsicheren Fusshalt auf einem Felsblock fand. (Übrigens war es mir gelungen, 70 m Nylon in die Tiefe fallen zu lassen.)

Tafel 38: Der Gipfel von Lager IV aus gesehen. Im Mittelgrund Schnee- und Eisgrat mit der Strickleiter. Rechts Teil des sogenannten «Rock Buttress».

Ich sah von hier aus, dass uns ein weiteres Stückchen Quergang an die erwähnte Firnzunge des Gletschers bringen würde, aber äusserst knapp am letzten Zipfel des 90 m langen Manilaseiles. Dann musste ich mich wieder in die Höhe stemmen, was den Armen schwer zu schaffen gab.

Ang Nyima und Ang Tsering waren unverzagt allein über die Kerbe abgestiegen, was uns mehr Platz und Essen gewährte. Wir verbrachten den Rest des Tages mit Überlegungen, was zu tun sei, und mit vorbereitender Packerei. Es wurde beschlossen, Charles und Tashi als Rückendeckung auf Lager IV zurückzulassen. David und ich beluden uns mit dem Lagerzeug für Lager V nebst Nahrung für drei Tage. Dann vertrauten wir uns der Leiter an.

Mit dieser Geländerstiege hatte es so seine Bewandnis. Erstens konnte man keine Sherpas hinunterlotsen; zweitens betrug sie sich am scheusslichsten, wenn sie vormittags in der Sonne briet. Deshalb rafften wir uns am 1. Juni schon um 4 Uhr auf und kamen um 6.15 Uhr in Gang. Mit 30 kg auf dem Buckel wurde es auch so zu einem Alptraum, der sich zwei Stunden lang hinzog. Die 90 m Seil reichten nicht ganz, so dass ich 6 m vom Gehseil abschnitt und anfügte. Als wir endlich auf dem Gletscherzünglein Fuss fassten, begann David lästerlich zu fluchen, obgleich ihm das sonst nicht liegt. In starken Ausdrücken knurrte er darüber, dass solche Greuel auf Bergen erlaubt würden.

Gegen 9 Uhr wurde es heiss. Wir wollten den Gletscher so hoch wie möglich hinaufsteigen. Breit erstreckte er sich vor uns bis zum felsigen Gratturm, der jetzt die andere Seite zeigte. Den Kopf wendend, sahen wir, dass die 15 m breite Leiste etwas bänglich am Steilhang des Strebepfeilers zu kleben schien. Eines Tages wird sie vermutlich abknicken und mit Getöse zum übrigen Auswurf des Gletschers hinunterpoltern. Wie erwartet, gingen wir jetzt leichter, bekamen es aber mit der Gletschermüdigkeit und zwei grösseren Hindernissen zu tun. Zwei Spalten klafften von Ufer zu Ufer. Die erste liess sich umgehen; die nächste beschenkte uns erstaunlicherweise mit einer schön gemörtelten Brücke genau in ihrer Mitte. Opfer der Erschlaffung und Lastenschwere, warfen wir kurz oberhalb von ihr die Rucksäcke ab und richteten das Lager her. In der Morgenfrühe würden wir auf hartem Firn und ohne Gepäck viel schneller vorwärtskommen. Es war gegen 1 Uhr, als wir hier auf der Höhe von 6400 m landeten.

Wiederum hörten wir das unerträgliche Schneegeprassel auf dem Dach und fragten uns, wie tief es das Gepäck wohl vergraben würde. Wir schliefen sprunghaft wie bedrückt von der Nähe des gewaltigen Gipfelkeils, der sich über uns zu den Sternen erhob. Um 2.45 Uhr kochten wir das Frühstück und wären bald nach 3.45 Uhr unterwegs gewesen, hätten Dunkelheit und klamme Finger nicht das Anlegen der Steigeisen zu einer Qual gemacht. Um 4.15 Uhr traten wir hinaus.

Wir hatten mit einer annehmbaren Wanderfläche gerechnet, da es ja viel kälter geworden war. Zu unserm Missbehagen versanken wir knöcheltief und

gelegentlich bis an die Knie. Trotzdem erfreute uns der frühe Morgen. Und noch vergnüglicher fanden wir es, dass wir nun von obenher auf den Strebepfeiler und den Gratwächter hinuntersehen konnten. Aus den Gipfeln im Osten ragte Manaslu. Im Nordwesten, über dem knapp sichtbaren Standlager, badete die Annapurna I im Morgenlicht. Es ist etwas Hoheitsvolles um diese Königin unter den Bergen, obgleich man unwillkürlich an Ruskins Beschreibung des Monte Rosa denkt: «Ein Heuhaufen nach dem Gewitterregen.» Ganz hinten lugte ein Zipfel Dhaulagiri hervor.

Die siebente Stunde sah uns auf der Schulterschärpe, die für diese Ansicht des Gipfels so bezeichnend ist (6700 m). Das wäre der gegebene Platz fürs Lager V; denn von hier aus erheben sich die letzten 300 m blanken Riffeleises, und zwar in einem nicht ganz so furchterregenden Winkel. Wir assen einen Happen und gingen weiter.

Eis blinkte über uns. Jedoch hegten wir die gemässigte Hoffnung, dass in den Rinnen abgelagerter Schnee, das Erbe schlechten Wetters, die Fron etwas mildern werde. Eine kurze Stufenfolge vermittelte den Zugang zu einem Schneetrog; doch es ging langsam. Ein mächtiges Eisgeschwür, das wir die Zwiebel taufte, hing links über uns an der Himmelskante. Es dauerte ewig, bis wir darüber hinweg kamen. Inzwischen hatte sich das Wetter wieder verschlechtert. Plötzlich fegte ein Streifenhimmel aus Südwesten über uns her. Jeder Gipfel setzte eine Ballonmütze auf. Es begann zu schneien, erst leicht, mit der Sonne hinterm Vorhang, dann dicht aus grauem Duster. Wir trachteten, die Schnelligkeit zu steigern, was aber wenig nützte.

Etwas vor 11 Uhr wanden wir uns um eine Rippe, hinter der wir den Gipfel erhofften, wurden aber von vier Rillen aus blankem Eis empfangen, von denen der Wind allen Schnee geputzt hatte. Einer der Halbsäulenköpfe, 45 m über uns, musste das höchste Ziel sein. Aber schon ahnten wir, fast ohne zu reden, dass die Götter oder Göttinnen Halt geboten, und zwar sehr entschieden. Weiteres Vordringen hätte zwei bis drei Stunden gedauert und vermutlich auch verankerte Seile erfordert. Zwei bieder verheirateten Männern blieb keine andere Wahl als das Umkehren. Sie mussten dafür danken, überhaupt so weit gekommen zu sein. Die Leute von Ghandrung und Chomrong würden sich aber über unseren Respekt freuen¹.

Nachdem solchermassen beschlossen ward, hämmerte ich einen Stift ins Eis und entrollte 150 m Nylonschnur. David stopfte die Pfeife, wohl im Glauben, dass dies der rechte Ort und die rechte Zeit zum Rauchen sei. Keines der Vorhaben gelang nach Wunsch. Die Schnur verfang sich, und die Pfeife wollte nicht brennen. Schliesslich straffte sich eine Seillänge, die uns über die erste widerliche Rutsche hinweghelfen musste. Weiter unten stampften wir in festen Schnee,

¹ Die Respektierung des Unverletzbarkeit des heiligen Gipfels war vor Antritt der Expedition zugestanden worden.

fanden danach die geschlagenen Stufen und landeten auf der Schärpe. Sogar die oft knietiefen Spuren waren völlig verwischt. Aus einer bergenden Tasche zerrte ich den Kompass, mit dessen Hilfe wir durch den Nebel steuerten, während der Schnee immer schneller und dichter fiel. Um 14.30 Uhr tauchten die verschwommenen Umrisse des kleinen Zeltes aus dem Dunst, ein hochwillkommener Anblick. Wir waren hungrig, und gefrorener Eisbrei verklebte die Bärte.

Am 3. jagte uns ein die Sonne umringender Regenbogenhof talwärts. Als wir am Fuss der Leiter standen, rief uns Charles von oben her an. Da das Geländerseil angefroren war, mussten wir uns die ersten 60 m am Ankerseil festhalten. Das beschäftigte uns wieder zwei Stunden und verursachte mächtigen Durst. Charles begrüßte uns 8 m unterhalb der Schneide in einem Tunnel hockend. Dieses 5 m lange Meisterwerk bohrte sich durch die kleine Randkluft und verband das obere Ende der Leiter mit dem Lagerplatz IV. Was er und Tashi in zweitägiger Arbeit geleistet hatten, erleichterte das letzte Stück des Anstieges. Es war doch schön, mit frohem Lachen und heissem Tee empfangen zu werden, der herrlichste Lohn nach überstandenem Abenteuer.

Die Riffelspitze

Während des Abstieges klarte das Wetter am Spätnachmittag auf, ganz gegen seine Gewohnheit. Goldverbrämte Wolken schwammen lässig über die Täler, und die hohen Lüfte atmeten Frieden. Jeder Gipfel lächelte. Besonders freundlich schien David und mich der Siebentausender anzulächeln, der sich kühn vom Gletscherdom des Annapurnagrates gegen die Mitte des Beckens hin vorschiebt. Die Riffelspitze, wie wir den Gipfel nannten, sollte die Nachspeise der Hauptmahlzeit werden, der Feriengenuss nach sechs Wochen schweren Mühens. Drei Tage verweilten wir im Standlager, zwischen Schlüsselblumen gebettet und dem Wassergeplätscher lauschend. Jimmy und Charles besuchten die den Heimweg säumenden Gurkhadörfer. David und ich, zur Urlaubsfahrt entschlossen, wanderten mit drei Sherpas den Gletscher hinauf, um so nebenher den weiteren Gipfel einzuheimsen.

Ein rosenfarbener Schimmer schwebt über den Erinnerungen dieser Woche, wenn auch einige Sorgenstreifen das Nachglühen durchwoben. Da waren die hochgetürmten Klippen der Modischlucht, die riesige Höhle, unser Höhlenlager an der Gletscherzunge, die begraste Moränenterrasse, die Heimat allen gefiederten Volkes, vom Lämmergeier zum lieblichen Singvögelchen. In den Äther ragte unser Gipfel, den wir auf 6650 m schätzten, ehe ihn die Abendschleier verhüllten.

Mancherlei Bangigkeit blieb uns nicht erspart, als wir den Platz fürs Lager II blind suchen mussten; denn die eisfunkelnde geriffelte Lanze verschwand im Nebel,

als wir uns näherten. Unangenehmes Gletschereis wulstete sich hämisch am Felsen-
ufer hoch. Aber die Sherpas hatten Blut geleckt und machten sich nichts daraus.
Es ist ihnen übrigens Ehrensache, keinen Lagerplatz anzuerkennen, den die
Sahibs gewählt haben. An diesem Tag (12. Juni) lagerten wir 60 m höher als
beabsichtigt, was sie veranlasste, schwatzend abzusteigen. Sie versprachen, am
folgenden Morgen pünktlich zur Stelle zu sein.

Und wieder der eintönige Schneefall des Nachmittags. Verärgert lauschten
wir dem Geriesel und fragten uns, zu welcher Höhe es sich wohl weiter aufschich-
ten möge. Ich weiss nicht, wann es aufhörte. Jedenfalls mussten wir zwischen-
durch geschlafen haben; denn nach dem Wecken (2 Uhr) und Kochen, traten wir
um 3.16 Uhr in helles Mondlicht hinaus. Es kam mir vor wie ein Aufbruch in den
Alpen. Zuerst eine lange Runse im Dunkeln (wie mochte sie beim Abstieg aus-
sehen?); dann eine zerfurchte Flanke im bleichen Morgendämmern, wo eine sie
spaltende Rinne den einzigen Anstieg zu bieten schien. Es folgte eine Flach-
stufe am Fuss der nächsten Wand. Hier leitete steileres Geriffel zum eigentlichen
Gipfelgrat. Atemlos hielten wir an, vielleicht nicht nur wegen der dünnen Luft,
sondern wohl auch überwältigt von der Schönheit Machapuchares, der sich uns
gegenüber in blendender Herrlichkeit aufreckte. Zwar nur 7000 m hoch, thront
er doch königlich inmitten der ganz Grossen. Und nun schickte uns der Gipfel-
kegel einen leichten Grat entgegen.

Dieser spitze Hut bleibt mir ewig unvergesslich, vor allem auch wegen der
nagenden Ungewissheit, die er wachrief. Er bestand aus einem 30 m hohen Eis-
klotz, wie von einem frechen Fabelriesen dem Haupt des Berges aufgestülpt.
Die Seiten waren steil, aber mit wohlwollendem Schnee getüncht. Zunächst links
eine Lockung, die sich als trügerisch erwies. Bäuchlings hangelte ich in die
Quere, rutschte aber wenige Meter unterm Gipfel ab. So verloren wir eine kost-
bare Stunde; denn der Schnee musste von Minute zu Minute weicher werden.
Der dann unternommene Stirnangriff war nicht so schlimm wie er ausgesehen
hatte. Da der Rucksack diesmal keine Haken barg, mussten wir uns an Hand-
kerben festkrallen. Auf den letzten Klafterlängen schob mich die Wand hinaus, so
dass ich zwischen Himmel und Erde hing. Um die Ecke das oberste weiche
Schneekissen... da waren wir.

Der Gedanke an den Abstieg dämpfte die Gipfelfreude. Es war inzwischen
spät geworden (9.30 Uhr). Machapuchare stand noch da, und die Südostflanke
der Annapurna I schien über uns zu schweben. Aber hinunter mussten wir, und
das möglichst bald. Hinunter um die gehässige schwindlige Ecke, hinunter in die
heraufwallenden Nebelschwaden. Es war eine mühselige Arbeit nach den sechs
Stunden eines rastlosen Anstiegs. Bald kamen wir auf Schnee, wo wir die weg-
weisenden Wimpel segneten. Die Rinnen teilten wir mit dem Müll, den der Berg
abzuladen geruhte. Am Eingang zur unteren Runse rief mir David etwas zu.

Unter seinen Füßen löste sich ein Schub nassen Neuschnees und sauste zischend ins graue Gebrodel. So ergab sich eine gesäuberte, wenn auch etwas zu harte Unterlage.

Die zuverlässigen Sherpas erwarteten uns schon. Mit wunden Zehen, aber dankerfüllten Herzen, packten wir auf. Um 18.30 Uhr schlürften wir im Lager I den labenden Tee. An diesem Abend waren wir glücklich, mochte der Schnee wirbeln soviel er wollte. Ein würdiger Abschluss, der das Abenteuer auf dem Machapuchare ergänzte, ohne es zu verdunkeln.

Ausklang

Aller Glückseligkeiten schönste empfindet man bei der Heimkehr von einer Himalayafahrt. Auf der Grasflur beim Höhlenlager ertappte ich mich beim Singen, dem ich nur in Abwesenheit anderer fröne, und auch dann nur zu besonders festlichem Anlass. Das Gemüt entspannt sich; grüner Rasen, Blumen, Bäche und nicht zuletzt die Aussicht auf gutes Essen grüssen den Reisenden, dessen Werk getan ist. Dieser Zustand regte das Hirn nicht heftig an, obgleich wir uns hie und da zum Denken aufrafften.

Die kleine, den Bergen verschworene Freundesschar sieht sich nicht als Menschen, die Geschichte machen oder irgend etwas beweisen wollen. Wir suchen die Freude und die schöne Seelengemeinschaft; das ist des Pudels Kern. Man darf sagen, glaube ich, dass sich Machapuchare ins wachsende Blütenmuster der himalayischen Bergsteigerei fügt. Die höchsten Gipfel sind hauptsächlich deshalb bezwungen worden, weil die Erfahrung zunahm und die Menschen immer mehr davon überzeugt waren, noch Besseres leisten zu können. Die Fortschritte in der Kunstfertigkeit haben uns gefördert, bedeuten aber nicht das Wesentliche. Es hat sich herausgestellt, dass Gipfel von 6700, 7000 und 7400 m keine ganz so feindlichen Mächte sind, wie einst angenommen wurde. Die entscheidende Rolle spielen Können, Selbstvertrauen und Vorsicht, wie die Besteigungen des Mustagh Towers mit so überraschender Eindringlichkeit bewiesen haben.

Machapuchare, obgleich kaum 300 m niedriger, bietet einen ebenso abschreckenden Anblick wie der Tower. Jede seiner Seiten wirkt gleich stark auf den Betrachter. Diese Schöpfung überragender Schönheit setzt sich aus mannigfachen baumeisterlichen Einzelheiten zusammen. Bietet unser Wagnis irgend etwas Neues, so nur dies, dass wir keine grosse „Tigerbande“ im Sinne der neuzeitlichen Bergsteigerei bildeten, obgleich wir den Himalaya kannten und schon allerlei Steiles überstanden hatten. Wir genossen den Vorteil, uns der Erfahrungen der Vorgänger bedienen zu können, und wussten daher, dass kühne Gestalten

dieser Art nicht notwendigerweise so unbezwinglich sind, wie sie aussehen. Wir halten uns für ziemlich gewöhnliche Handwerker, die aus dem Reichtum der Lehrmeister schöpfen.

Doch muss ich gestehen, dass wir damals sehr wenig über diese Dinge nachdachten. Kamen uns überhaupt Gedanken, so nur die, dass uns ein herrliches Abenteuer beschieden ward. Wir empfanden so recht, wie sehr das Bergerlebnis die Freundschaft stärkt. Es offenbarte sich uns, dass Schwieriges und sogar die Müdigkeit das Wunder der Schönheit oft noch heller aufleuchten lassen. Als uns die Männer von Chomrong festlich bewirteten, genossen wir das sehr. Doch bezweifle ich, dass unsere Gedanken damals sehr viel weiter reichten.

MANASLU 1952—1956

Von Yuko Maki

Nach dem Monsun des Jahres 1952 schickte der Japanische Alpenklub eine Erkundungsmannschaft zum Manaslu (8125 m). Die Mainishi Press, Japans grösster Zeitungsverlag, unterstützte das Unternehmen. Unser Wissen vom Berg beschränkte sich auf ein von Tilman aufgenommenes Lichtbild. Die fünf Teilnehmer, darunter zwei Gelehrte und ein Arzt, führte Dr. K. Imanishi. Gyaltsen Mickchen war Sirdar der Sherpas. Mit vier Sherpas und sieben Trägern stiegen sie aus dem Marsyandital zur Westflanke des Manaslu. Hier versperrte indes eine überaus steile, 5000 m hohe Wand den Zugang. Um sich grossen Höhen anzupassen, bestiegen sie den Annapurna IV (7525 m) auf Tilmans Spuren. Vom Dudh Khola wanderten sie auf die Nordseite und fanden den Gletscher, der von der Ostflanke des Manaslu zum Larkya Bhanjyang abfließt. Dies ist vermutlich der Gletscherweg, den Major Roberts entdeckte und der später von Tilman in seinem Buch «Nepal Himalaya» beschrieben wurde. Der Gletscher senkt sich vom Gipfel des Manaslu über das «Plateau» und bildet den 1000 m hohen Katarakt der Eisbrüche in der Mitte des Nordgipfels. Zwischen 3700 und 4800 m bäumt er sich zum untern Eisbruch auf. Bei 3700 m liegen Seen in die Endmoränen gebettet. Die Erkunder folgten dem Gletschertal bis 5300 m und gewannen den Eindruck, dass dies vorläufig als die beste Anstiegslinie zu gelten habe. In den ersten Tagen des Dezember kehrten sie dem Burigandakifluss entlang nach Kathmandu zurück.

Im folgenden Jahr entsandten wir vor dem Monsun eine fünfzehnköpfige Mannschaft mit zwei Gelehrten. Ihr Führer war Y. Mita, der über Himalayaerfahrungen in Sikkim und Kulu verfügte. Die Karawane aus 16 Sherpas und 270 Trägern verliess Kathmandu am 27. März; sie folgte dem Brigandaki (Burigandaki). Am 12. April errichtete man das Standlager (3850 m) nahe der Zunge des Manaslugletschers. Von da ging es über die linke Moräne und die unteren Eisbrüche zum vorgeschobenen Lager für den Aufstieg zum Naikesattel (5600 m) zwischen Nordgipfel und Naikegipfel. In den oberen Eisbrüchen entstanden die Zwischenlager V, VI und VII. Schliesslich setzte man sich auf dem Nordsattel fest (Lager VIII, 7100 m). Die aus Kato, Yamada, Ishizaka und fünf Sherpas bestehende und von Yamasaki geführte Abteilung fasste am 31. Mai auf dem

Plateau Fuss (Lager IX, 7500 m). Am 1. Juni machten sich die drei auf den Weg zum Gipfel bei einer Kälte von 35° unter Null. Da sie keine Sauerstoffatmer hatten, mussten sie mittags auf der Höhe von 7750 m umkehren. Bis zum Gipfel fehlten noch 375 m, als ihre Kräfte versagten.

Auf die Erfahrungen der zwei vorausgegangenen Fahrten gründete der Japanische Alpenklub die Vorbereitungen zum Unternehmen des Jahres 1954. Vierzehn Teilnehmer brachen vor dem Monsun auf. Ihr Führer war Y. Hotta, der 1936 die Nandakot-Expedition in Garhwal betreute. Alles ging glatt bis zum Dorf Sama (8. April), dessen Bewohner den Weitermarsch verhinderten, weil die Japaner des Vorjahres den Berg entheiligt hätten. Da sich alles Verhandeln als fruchtlos erwies, musste man auf den Manaslu verzichten. Statt dessen machten die Unentwegten einen Versuch auf den Ganesh Himal, der leider misslang.

Der Anstieg über den Toro-Gompa-Gletscher auf der Westseite des Ganesh Himal erwies sich als unmöglich. Hartnäckigen Versuchen zum Trotz fand sich kein besserer Weg. Vom Lager III erreichte man nur die Höhe von 6350 m. Auf dem Rückweg nach Kathmandu wurde die Ostflanke des Himal Chuli erkundet.

Wiederum von der Mainishi Press gefördert, traf der Japanische Alpenklub Anstalten zu einem neuen Angriff. Vorher aber musste man den Zwischenfall von Sama mit der Regierung von Nepal bereinigen. Im April 1955 sandten wir Dr. Nishibori und I. Naruse, Mitglieder unseres Himalaya-Ausschusses, als Unterhändler nach Kathmandu. Sie erwirkten die Erlaubnis zu einem neuerlichen Versuch auf den Manaslu nach dem Monsun 1955 und vor dem Monsun 1956.

Demgemäss brachen Ohara, Hashimoto und Murayama nach dem Monsun 1955 als Vortrupp des dritten Manaslu-Unternehmens auf. Über Sama gelangten sie unbehindert zum alten Standlager und erforschten den Weg zum Plateau. Die Dörfler erklärten sich jetzt bereit, die nach dem Monsun zu erwartende Hauptmacht freundlich zu empfangen.

Ehe wir zu den Begebenheiten zwischen 1954 und jetzt übergehen, ist es hier am Platz, der Regierung von Nepal für ihr grosszügiges Entgegenkommen zu danken.

Das dritte Aufgebot verliess Kathmandu am 11. März 1956 und setzte sich wie folgt zusammen:

Yuko Maki (Leiter)	62	Ehemals Präsident des Japanischen Alpenklubs. Erstbesteiger des Eigerostgrates 1921. Erstbesteiger des Alberta im Kanadischen Felsengebirge 1924.
Katsuro Ohara	44	Führer des Unternehmens nach dem Monsun 1955.
Toshio Imanishi	41	Leiter des Annapurna-Unternehmens des Akademischen Alpenklubs Kyoto, 1953.

Dr. Hirokichi Tatsunuma	40	Teilnehmer an den zwei vorhergehenden Versuchen auf den Manaslu.
Sonosuke Chitani	39	Erfahrungen in den japanischen Alpen zu allen Jahreszeiten.
Kiichiro Kato	35	An den vorhergehenden Versuchen auf den Manaslu beteiligt.
Junjiro Muraki	32	An den vorhergehenden Versuchen auf den Manaslu beteiligt.
Hiroyoshi Otsuka	31	Teilnehmer 1954.
Dr. Atsushi Tokunaga	28	Viel Erfahrung in den japanischen Alpen zu allen Jahreszeiten.
Yuichi Matsuda	25	Teilnehmer 1954.
Minoru Higeta	25	Teilnehmer der Aconcaguafahrt in den Anden 1953 und am Manaslu 1954.
Takayoshi Yoda	38	Photograph. Teilnehmer an den beiden vorhergehenden Versuchen auf den Manaslu.

Liste der Sherpas. (H. C. Nr. ist die beim Himalayan Club eingetragene Nummer des Sherpas.)

1. Gyaltzen Norbu	37	H.C.Nr. 145	als Sirdar
2. Pasang Phutar I	45	H.C.Nr. 79	als Obmann der örtlichen Träger
3. Hlakpa Tenzing	27	H.C.Nr. 218	als erster Koch
4. Hlakpa Tsering	28	H.C.Nr. 167	als zweiter Koch
5. Nym Phutar	35	H.C.Nr. 1	
6. Dawa Thondup	48	H.C.Nr. 49	
7. Ang Babu	45	H.C.Nr. 43	
8. Ang Dawa IV	30	H.C.Nr. 152	
9. Hila Namgyal	32	H.C.Nr. 159	
10. Pasang Dawa	30	H.C.Nr. 160	
11. Gundin	31	H.C.Nr. 167	
12. Nima Tensing IV	26	H.C.Nr. 177	
13. Pemba Sundar II	23	H.C.Nr. 182	
14. Ang Namgyal	26	H.C.Nr. 190	
15. Choung	27	H.C.Nr. 198	
16. Tashi (Chota)	24	H.C.Nr. 241	
17. Choetare	24		noch keine H.C.-Nummer
18. Wongdie	23		noch keine H.C.-Nummer
19. Sarke II	27		noch keine H.C.-Nummer
20. Ang Temba V	20		noch keine H.C.-Nummer

Dem Himalayan Club verdanken wir ausserordentlich liebenswürdige Beratung beim Anwerben der Sherpas. Wir erinnern vor allem an den freundlichen Beistand von Mrs. Jill Henderson, der Sekretärin des Klubs in Darjeeling.

Die Karawane ging den alten Weg am Burigandaki und erreichte Sama am 26. März. Die Leute von Sama machten wiederum Schwierigkeiten, die aber von Herrn Subba beigelegt wurden, der uns im Auftrag der nepalesischen Regierung begleitete, wofür wir ihr herzlichen Dank wissen. Der Schnee auf dem Manaslu war nicht tiefer als im Vorjahr und der Zustand des Gletschers befriedigend. Voller Hoffnung bauten wir das Standlager auf 3850 m. Wir fassten den 1953 geplanten Gipfelanstieg ins Auge, gedachten aber die Zahl der Zwischenlager zu verringern und den Nachschub zu vereinfachen und zu beschleunigen. Auch wollten wir uns gründlich an die Höhe und Sauerstoffatmung gewöhnen.

Am 13. April bezogen wir das Lager II auf dem Nordsattel (5600 m). Am 25. April lagerte die Gipfelmanschaft über dem Eisbruch auf 6550 m. Von Ende April bis Anfang Mai hatten wir dauernd schönes Wetter.

Da der Nachschub tadellos arbeitete, da Bergsteiger und Sherpas in bester Verfassung waren, entwarf ich folgenden Plan, um die seltene Wettergunst zu nutzen und den Gipfel womöglich zweimal zu betreten:

Erste Gipfelgruppe: Imanishi und der Sirdar. Zweite Gipfelgruppe: Kato und Higeta. Erste Nachhut beim Gipfelaufstieg: Muraki und fünf Sherpas. Zweite Nachhut: Otsuka und drei Sherpas.

Da sich das Wetter gnädig zeigte, konnten wir planmässig vorgehen und den Gipfel zweimal erreichen, am 9. und am 11. Mai.

Es folgt der Bericht von Toshio Imanishi, der zusammen mit dem Sirdar den Gipfel als erster betrat.

MIT DER GIPFEL-SEILSCHAFT

Von Toshio Imanishi

Am 29. April, des Kaisers Geburtstag, veranlasste Herr Maki eine Besprechung im Lager II, bei der es sich um die Einzelheiten der Gipfelbesteigung handelte. Schon bestand das Lager IV auf 6550 m dicht unter dem Nordsattel.

Zwei Gipfelwege standen zur Wahl: erstens die Route von 1953, vom Lager IV über den Nordsattel zur rechten Seite des Plateaus; zweitens konnte man den Nordsattel umgehen und den steilen Firnhang ersteigen, der von der Mitte des Plateaus unmittelbar zum Lager IV abfällt.

In diesem Jahr trug der Berg nur einen dünnen Schneemantel. Als Kato, Muraki und ich vom Naikesattel aus erkundeten, fanden wir, dass der nackte Fels unter dem Plateau unersteigbar aussah. Am Tag nach der Errichtung des Lagers IV begab ich mich also mit Kato, Muraki und dem Sherpa Pasang Dawa zum Nordsattel. Noch blies der berüchtigte Höhenwind. Von der Annapurna her fegte er über den Nordsattel; er hatte die Schneedecke gehärtet. Da wir zum erstenmal auf 7000 m kamen, waren wir der Höhe noch zu wenig angepasst und liefen Gefahr, von den Böen umgeworfen zu werden. Auf dem verfirnten Pass gewannen wir näheren Einblick ins Gelände.

Die zum Plateau aufsteigende Wand sah hoffnungslos aus. Wir hätten über den Gletscher aufsteigen sollen, der sich links wie eine Sichel vom Plateau herunterbog. Es war schwer zu sagen, wo wir gehen sollten. Wir tasteten uns um die Eiszacken und gerieten auf Blaueis in eine Sackgasse. Auch der tüchtigste Bergsteiger konnte das nicht mit einigen hundert Pfund auf dem Buckel bewältigen. Vom zunehmenden Wind bedrängt, stiegen wir zum Lager IV ab, etwas belämmert, weil wir den Erfolg schon so nahe geglaubt hatten. Es war der 26. April.

Bis zum 1. Mai berieten wir noch im Lager II und erwogen die Möglichkeit, auf anderem Wege einen Lagerplatz inmitten des Plateaus zu finden. Dann aber drohten mehr Lawinen als auf dem Anstieg über den Nordsattel. Der Eisbruch hing einsturzbereit über uns. Besonders zwischen den Lagern III und IV ragten 100 m hohe Pfeiler, jederzeit bereit, einen Eiskatarakt zu entfesseln. Unser Führer war sehr besorgt, weil die wärmer werdende Jahreszeit die Lawinenbildung begünstigte. Er befahl daher streng, das bestrichene Gelände nachmittags zu meiden.

Durch den abendlichen Funkspruch aus Lager II wurde Lager IV wie folgt von Maki angewiesen:

«Ich ersuche drei Mann, nämlich Otsuka, Higeta und Gyaltzen, morgen, am Ersten des Monats, das einem Walrücken ähnelnde Firnband zu übersteigen und sich nach einem Lagerplatz umzusehen.» (Sherpa Gyaltzen galt als gleichwertiger Seilkamerad.)

Durch tiefen Schnee arbeiteten sich die drei von links her über einen Hang zum Band hinauf und ermittelten einen Lagerplatz, der ihnen lawinensicher schien. Ohne zu übertreiben, darf ich sagen, dass uns das Glück von diesem Tage an lächelte. Doch kein Glück ohne Mühe. Obgleich die Zuschauer eine Umkehr auf halbem Wege befürchteten, erklimmen die Männer den letzten Steilhang und erkämpften das Ziel. Jetzt schien Aussicht zu bestehen, die Schneeschürze vom Walrücken zum Plateau zu überwinden. Oharas Seilschaft hatte im Vorjahr festgestellt, dass man vom Zugang zum Plateau aus weiter hinauf gelangen könne. Damals schlug sie indes die Richtung zum Chandana ein. So fanden wir den Weg zum Gipfel in grossen Zügen vorgezeichnet.

Sofort verliess ich das Lager II mit Kato und Muraki. Diese beiden errichteten das Lager V und fahndeten nach einem Weg auf das Plateau, was sich wegen des starken Windes als recht schwierig erwies. Otsuka war auch dabei.

Da wir der Beständigkeit des Wetters nicht recht trauten, hielten wir eine Beschleunigung des Vorstosses für ratsam. Einmal versäumt, kehrt eine gute Gelegenheit so leicht nicht wieder. Manch kräftiges Wort vermittelte der Funk zwischen den Lagern IV und V. Von Angesicht zu Angesicht würde man sich kaum so unverblümt ausdrücken, aber am Fernsprecher sieht man den andern ja nicht. Die Umstände forderten die kurz angebundene Rede, und die Gemüter erhitzten sich, obgleich man bemüht war, höflich zu bleiben. Zweifellos fegte ein gewaltiger Sturm über das Lager V. Die Bösartigkeit eines solchen Windes habe ich am eigenen Leib hinreichend verspürt. Zwischen Erkundung und Gipfelbesteigung darf man kein ununterbrochen schönes Wetter mit Windstille verlangen. Irgendwann muss es einmal tüchtig blasen. Diese Überlegung bewog mich, auf schnelles Vorstossen zu einem Lager VI zu drängen. Die Männer in Lager V antworteten: «Bei diesem Sturm dürfen wir es nicht wagen.»

Trotzdem kämpften sich Kato und Muraki von der Stelle des zukünftigen Lagers VI über die Felsen zur Mitte des Plateaus durch, eine überaus anstrengende und rühmensewerte Leistung.

Schliesslich erging an Lager V die Botschaft: «Der erste Gipfeltrupp verlässt Lager IV am siebenten. Gelingt die Erkundung nicht, wird die Gipfelseilschaft ihren Weg selber finden müssen.» Es verschlug Dr. Tatsunuma den Atem, als er die Meldung abhörte.

War es vielleicht ein übereilter Entschluss? Aber die Launen des Wetters fordern so manches Wagnis. Man durfte keinen Tag verlieren; und die Leute im Lager IV wurden ungeduldig. Die Unterhaltung zwischen den Lagern IV und V drehte sich andauernd um «Steigen oder Nichtsteigen».

In der Nacht vom sechsten zum siebenten schneite es. Die Zelte des Lagers IV flatterten. Doch am Morgen klarte es auf, und der Wind legte sich. Auf den Weg zum Lager V begaben sich Dr. Tatsunuma, der das Sauerstoffgerät beaufsichtigte, Yoda als Photograph und Gyaltzen nebst sieben andern Sherpas. Die Schwerbeladenen stampften tapfer und stetig aufwärts. Da Otsuka und Pemba Sundar Sauerstoff atmeten, kamen sie erstaunlich schnell über den steilen Firn zum jetzt windstillen Plateau. Den zwischen Felsrippen emporziehenden Firnstreifen nannten wir die Schneeschürze. Schon vor Mittag kamen die beiden ausser Sicht. Sie erreichten 7000 m und kehrten in bester Stimmung ins Lager V zurück. Der Sauerstoff bewährte sich grossartig. blieb uns das Wetter hold, so wurde der Gipfel unser.

Im Lager V bekam Dr. Tatsunuma die Hände voll zu tun. Durch Abstechen des Steilhanges hatte man Standstufen für die fünf Kamabokozelte geschaffen. Leere Schachteln und Sauerstoffbehälter verunzierten die Landschaft. Hier, auf 7200 m, verlangsamte sich jede Tätigkeit. Man fand es sogar beschwerlich, von einem Zelt zum andern zu gehen. In räumlicher Enge richtete Dr. Tatsunuma acht Sauerstofftragen her, befestigte drei Zylinder an jeder und prüfte den Inhalt. Es war ein schwieriges Geschäft, das er nur dank seiner Gewissenhaftigkeit und Hartnäckigkeit zu erledigen vermochte. Ich sammelte die am folgenden Tag mitzunehmende Ausrüstung für das Lager VI: Zelte, Lebensmittel, Haken und dergleichen. Dann streckte ich das müde Gebein ins Zelt und döste mit gedankenleerem Hirn. Abends verpasste uns Tatsunuma die Sauerstoffmasken für die Nachtatmung. Wir fanden keine hinreichenden Dankesworte für die Leichtigkeit und Bequemlichkeit der Masken. Da der Doktor fortwährend von einem Zelt zum andern gehen musste, um Teile zu holen, kostete ihn die Fron grosse Willenskraft. Auf der Höhe von 7000 m entscheidet nicht so sehr die körperliche Kraft als vielmehr die des Willens und Geistes.

Wir empfangen das Gas durch einen Gummischlauch aus dem Erzeuger im andern Zelt. Plötzlich wachte ich auf, weil mir Wasser aus der Maske über das Kinn troff. Wiederholt griff ich zum Taschentuch, um die Feuchtigkeit abzuwischen. Das Schlafgas kommt nicht aus einer Druckflasche, sondern aus einem Generator, in dem elektrischer Strom eine chemische Zersetzung bewirkt. Eine Sauerstoffpatrone genügte bestenfalls für anderthalb Stunden, so dass Dr. Tatsunuma die Patronen immer wieder auswechseln musste, was den armen Mann viele schlaflose Stunden kostete.

Am achten begrüßte uns wieder ein blendender Tag. Eine Nachhut, bestehend aus Muraki und fünf Sherpas, brach um 8.30 Uhr von Lager V auf. Mit

Zelten, Schlafsäcken, Essvorräten und Sauerstoff für eine Nacht versehen, sollte sie das Lager VI über dem Plateau aufbauen. Choetare konnte nicht mitkommen, weil er bergkrank war. In der Frühe klagte Hila Namgyal über Kopfweh und blieb im Zelt. Doch fanden sich zwei Ersatzmänner. Yoda stand bereit, um den Aufbruch zu knipsen.

Zuerst seilten sich Gundin, Choung und Tashi an. Nach links querend nahmen sie Richtung auf die Schneeschürze. Es folgte die Seilschaft Muraki, Ang Dawa und Nima Tensing. Gyaltsen und ich kamen später langsam nach, um unsere Kräfte für den nächsten Tag aufzusparen. Unter den Felsen, die Kato und Muraki überklettert hatten, glitzerte das Blaueis. Der vom Nordsattelwind gehärtete Schnee versprach leichtes Gehen, das sich in Wirklichkeit aber qualvoll gestaltete. Ich verbrauchte zwei Liter Sauerstoff in der Minute, was aber an mangelnder Übung liegen mochte. Bei der Schneeschürze wurde es etwas gefährlich, weil Pulverschnee handhoch auf dem Firn lag. Aus der Mitte der Schürze tauchten Felsblöcke, die wir die Mittelinsel nannten. Auf einer Leiste weiter oben stand ein Sauerstoffzylinder, den Otsuka am Vortag abgeworfen hatte. Der Schürzenhang wurde nun steiler und steiler, so dass einem der lose Schnee oft unter den Füßen wegrutschte. Einige der Sherpas atmeten Sauerstoff, andere fanden ihn entbehrlich. Kurz vor dem Plateau wurde die Rinne so steil, dass wir den Hang mit der Brust berührten. Nima Tensing von Murakis Seilschaft wechselte ausgerechnet hier die Gasflasche, was uns lange aufhielt, weil wir nicht vorbei konnten. Das wiederholte sich, wann immer jemandem der Sauerstoff ausging. Nun, Zeitverluste sind der Zahl der Teilnehmer angepasst. Schliesslich krabbelten wir rechts über die Kante und gelangten um 12 Uhr auf das Plateau.

Murakis Seilschaft genehmigte eine Dose Pfirsiche, während sie auf uns wartete. Zum Frühstück vermochten wir feste Nahrung kaum zu schlucken und assen daher lieber Obst. Der Ort mit seinem Schneegebläse und nacktem Felsgezack erinnerte an den Südsattel des Everest. Links über den Klippen glitzerte ein Hängegletscher in der Sonne. Weiter oben verwandelte sich die Oberfläche des Firns in blankes Eis, mit dem man unmöglich etwas anfangen konnte. Auf der Schürze blieb uns keine Musse zu andern Dingen; aber auf dem Plateau durften wir ausruhen und die Rundsicht geniessen. Tief unter uns lagen Ganesh Himal und Kutang Himal an der tibetischen Grenze. Es war, als schwebten wir in einer andern Welt.

Das Blaueis umgehend und über Blöcke stolpernd, gelangten wir in die Mitte des Plateaus. Rechts verlief eine Felsrippe am Ende eines Firnwulstes, der sich anscheinend nach links hin zum Gipfel fortsetzte. Wir stiegen dann durch eine mit Treibschnee gefüllte Rinne im Fels der Rippe. Wir krochen rechts hinaus, nach Atem ringend, da wir mit dem Sauerstoff sparten.

Das Gelände entfaltete sich, und wir fanden um 13.30 Uhr einen ziemlich geräumigen Zeltplatz auf einem verschneiten Felsband. Ich hatte anderthalb Flaschen Sauerstoff verbraucht. Murakis Mannschaft schaufelte Schnee, was sie ohne Sauerstoff fertig brachte. So entstand unser sechstes und letztes Hochlager. Da ich das Barometer vergessen hatte, holte Kato die Höhenmessung nach, als er mit der zweiten Gruppe anrückte. Es ergaben sich 7800 m. Nach dem Ablegen der Masken standen wir recht wacklig auf den Beinen. Wir bewegten uns wie betäubt. Wer bei vollem Bewusstsein war, weil er das belebende Gas schlürfte, hätte jede Geduld mit uns verloren. Trotzdem bauten wir die roten Zelte auf, bliesen die roten Luftmatratzen auf und entrollten die roten Daunenschlafsäcke. Alles für das Lager VI war rot. Die scharlachenen Zelte hoben sich gegen den blauen Himmel und den weissen Schnee ab. In kristallklare Luft getaucht, genossen wir das herrliche Schauspiel eines Wolkenmeeres, das sich in den Fernen Indiens verlor.

Ich reihte Muraki und die andern, die so Vortreffliches geleistet hatten, vor den Zelten auf und verewigte sie auf einem Erinnerungsbild. Sie liessen unverbrauchten Sauerstoff für uns zurück. Wir waren den Wackeren sehr dankbar und schüttelten ihnen kräftig die Hand, als sie nach Lager V abstiegen. Sie mussten sehr vorsichtig gehen, weil der Oberflächenschnee leicht abrutschte. Unten sanken sie todmüde hin; denn sie hatten sich redlich geplagt, um die Erstbesteigung zu fördern.

Im Lager VI wohnten jetzt ein Japaner und ein Sherpa. Genau prüfte ich den Sauerstoffvorrat für den kommenden Tag. Die Druckmesser zeigten 150 Atmosphären. Als Bedarf für den Gipfelanstieg errechneten wir drei Zylinder pro Mann. Mit einem Schlafputscher dazu ergaben sich acht Zylinder im ganzen. Es waren vierzehn oder fünfzehn Stück heraufgebracht worden. Gyaltzen kochte das Abendessen. Im Westen ragte die einzigartige Gestalt des Dhaulagiri aus dem Wolkengebrodel, und zwar gleich hinter der Annapurna, die um einen Winkelgrad höher zu sein schien. Der Dhaulagiri war in diesem Jahr das Ziel der Argentinier. Es verlautete, sie hätten sich mit Dynamit bewaffnet, um die Schlusswand unter dem Gipfel gangbar zu machen. Jedenfalls erwartete sie schwere Arbeit.

Das mit Ausnahme des gelben Rucksacks rote Innere des Zelteltes wirkte beruhigend. Alle Sachen waren nagelneu; und ich fand die Farbe sehr angenehm. Ich döste im Schlafsack und labte mich mit Sauerstoff. Gyaltzen reichte vorzüglichen Kaffee. Meta gab auf dieser Höhe wenig Hitze, so dass es lange dauerte,

Tafel 39: Lager I (5200 m) wurde der Umschlagplatz auf der Zufubrroute vom Vorratslager (5000 m) zum Naikepass (5600 m).

Tafel 40: Lager V am Vorabend des Gipfelvorstosses.







bis das Wasser kochte. Zum Abendessen gab es Reis und Suppe. Hinterher kauten wir Dörrobst. Die Vorsorge für einen bis zum Morgen ununterbrochenen Nachtschlaf bedeutete ein umständliches Geschäft. Wir stellten den gemeinsamen Sauerstoffbehälter zwischen uns und verbanden ihn durch Gummischläuche mit den Atemmasken. Der auf einen Minutenliter eingestellte Auslass lieferte somit einen halben Liter für jeden von uns. Ich wollte das Tagebuch schreiben, brachte es aber nicht fertig und beschränkte mich darauf, Zeiten und Gasverbrauch im Notizbuch zu vermerken. Das Höhenzelt war klein und eng. Auf der Luftmatratze hockend, stiess man mit dem Kopf ans Dach. Im Standlager hatten wir uns bei dem für das Rüstzeug Verantwortlichen beklagt, dass man sich nur mühselig in das enge Gehäuse zwänge. Indes fanden wir die Unterkunft doch verhältnismässig gemütlich, da sie Winden und Schneefällen trotzte. Als ich in der Nacht aufwachte und den Leuchtstab anknipste, stand der Druckmesser auf Null. Ich staunte über die wohltuende Wirkung des Sauerstoffs. Gyaltsen hatte die Maske abgelegt. Ich warf die leere Patrone hinaus, schloss eine neue an und veranlasste Gyaltsen, die Maske wieder anzulegen. Der Schlaf liess dann nicht lange auf sich warten. Als ich wieder aufwachte, flutete das Morgenlicht herein. Die Uhr zeigte 5.30 Uhr, und wieder stand der Druck auf Null. Eine Weckuhr hätte es nicht besser machen können. Die Rechnung stimmte genau. Bei einem Atmosphärendruck von 150 hatten wir einen Liter in der Minute verbraucht. Im Freien meldete das Thermometer 22 Grad unter Null.

Wiederum wurde uns ein klarer und windstillter Morgen geschenkt. Gyaltsen bereitete schon das Frühstück, als die Sonne rot im Osten aufging. Durch den mitgebrachten Funksender konnten wir die andern Lager benachrichtigen, ob wir aufbrächen oder gar schon auf dem Gipfel gewesen seien. Ich tickte «pip, pip, pip» um 6.10, 6.15 und 6.30 Uhr, was bedeutete, dass wir uns auf den Weg machten.

Gyaltsen erkundigte sich nach meinen Wünschen für das Frühstück. Als ich ihm die Wahl überliess, braute er ein Getränk aus Ovomaltine. Dazu leerte ich einen halben Napf Haferbrei und knabberte drei Zwieback. Da ich keine grössere Mahlzeit hinunterbrachte, schluckte ich noch fünf Würfel des wissenschaftlich ausgefüllten Nahrungsmittels Hittobe.

Wir beglückwünschten uns, weil nicht das leiseste Lüftchen säuselte und panzerten uns zum Kampf. Über die Haut schichteten wir Lagen aus Baumwollhemd und Baumwollhose, Wollhemd mit Wollhose, Flanellhemd, Spenzer, Leinenhose, Eiderdaunenhose, Windjacke und Windhose. Über dünne

Tafel 41: Der oberste Gipfelaufbau des Manaslu (8125 m), auf der Kontaktzone zwischen dunklem Kalkgestein und hellem Intrusionsgranit. Links der Ganesh Himal (7406 m); rechts Himal Chuli (7864 m) und P. 29 (7835 m).

und dicke Wollstrümpfe zogen wir die Höhentiefel und die mit Daunen gefütterten Überschuhe. Dann wurden die Steigeisen angeschnallt. Wollhandschuhe und Lederfäustlinge schützten die Hände. In den Tragen hingen senkrecht drei Sauerstoffzylinder. Im Rucksack bargen wir Daunenjacke, Essvorrat, einige Haken und die Photoausrüstung. Sie bestand aus dem Filmo-Automat mit 50 m Film (16 mm), der Cannon-Camera mit 25-mm-Weitwinkelobjektiv für Schwarzweissbilder und Nikonansatz mit 35-mm-Weitwinkel für Farbaufnahmen. Den Rucksack banden wir mit Gummiriemen auf die Gasflaschen. Jeder von uns schleppte ein Gewicht von über 20 kg.

Wegen der langen Kochzeit kamen wir erst um 8 Uhr in Gang. Der Gasregler wurde auf zwei Minutenliter eingestellt. Vom Lager aus gesehen, schien der vor uns aufsteigende Hang aus blankem Eis zu bestehen. Jedoch entdeckten wir eine Rinne, der wir uns anvertrauten. Auf Eis folgte bald Firn, was uns eine Last von der Seele nahm; denn durchwegs glattes Eis hätte den Gipfel unerreichbar gemacht. Gegenseitiges Sichern wäre sehr fragwürdig gewesen. Ein Ausgleiten hätte uns in ein 300 m tiefes Tal unter der Westflanke befördert. Dann breitete sich ein Firnfeld vor uns aus. Unter einem Hochgipfel trifft man selten solche weiten Flächen an. Bei Nebel verirrt man sich da nur allzu leicht. Vom Lager VI aus verbreiterte sich das Plateau zunächst und verengte sich dann zu einer Stelle am Fuss des Gipfelaufbaus. Bis zum Lager V hatten wir alle 50 m rote Wegwimpel in den Schnee gesteckt. Später wurden wir zu faul und schleppten viele ungenutzt mit. Langsam stiegen wir den sanft gewellten Spaltenfirn hinan. Rechts von uns erblickten wir zwei weisse Spitzen. «Da sind sie! Es kann nicht mehr weit sein!»

Frischer Mut beseelte uns. Plötzlich rief Gyaltzen etwas und deutete nach links, wo ein dreieckiger Felszacken scharf umrissen aus dem weissen Felde ragte. Otsuka hatte uns vorgestern also richtig beraten, als er das Mitnehmen von Fels- und Eishaken empfahl. Wir pflanzten zwei Wimpel auf. Ich fotografierte Gyaltzen, der jetzt die Führung übernahm. Er legte sich indes so mächtig ins Zeug, dass mir die Luft ausging. Da ich es nicht mehr aushielt, ging ich wieder als erster. Die Spalten waren schmal und daher ungefährlich. Glücklicherweise gelangten wir an die Stelle, wo der breite Gipfelhang ansetzte. Wie durch ein Fenster öffnete sich die Schau südwärts über das Wolkenmeer. Der Hang formte sich zu einem Firngrat. Uns nach links wendend, stiegen wir zu einer Felsrippe hinauf, die am Gipfelbau emporführte.

Schon hatten wir die Höhe des Südsattels am Everest gewonnen, von dem man sagt, dass ihn der Hauch des Todes umwehe. Wir freuten uns über das schöne Wetter, das ja allen Dingen ein anderes Gesicht verleiht. Ein Sturm brächte uns hier oben in die grösste Gefahr. Der Gipfel schien in greifbarer Nähe zu winken. Bedächtig packten wir den Felszacken an. Nur noch ein Schritt!

«Haben Glück», rief ich Gyaltsen zu. Lächelnd schaute er zu mir herüber. Auf einmal war der Gipfel nicht mehr da. Aber ein anderer, der wirkliche, tauchte auf. Ein Firnband leitete zu einem Steilhang. Hier wechselten wir die Sauerstoffbehälter und pflanzten einen roten Wimpel auf.

Es war fast genau 11 Uhr. Von der scharfen Schneide hingen links Wächten über den Manaslugletscher. Ich schlug Stufen. Als ich Gyaltsen fragte, ob sie gross genug seien, bat er mich, sie zu verbreitern. Daraufhin hieb ich richtige Wannens rechts den Firngrat hinauf. Während ich ihn sicherte, wühlte er die Wannens noch tiefer. Jedenfalls ein sehr vorsichtiger Mann! Das erinnerte mich an die Annapurna, wo ich mich im Herbst 1953 bei grosser Kälte eine 20 m hohe Eiswand hinaufhackte. Nach jedem dritten Schlag musste ich ausruhen. Wie anders heute, wo ich 2000 m höher denselben alten Pickel schwang! Obgleich wir schon über die 8000 m hinaus waren, kam mir der Pickel viel leichter vor. Köstlicher als irgendeine Speise zischte der Sauerstoff aus der Flasche auf dem Rücken und füllte die Lungen. Beinahe vergoss ich Tränen der Dankbarkeit über die Errungenschaften der Chemie. Der Grat setzte sich fort. Behutsam hielt ich Abstand von der Gipfelwächte. Wir sicherten, mit beiden Füßen in den Stufen stehend. Gyaltsen trat heran und hämmerte einen Eisenstift ins Gestein. Ich vertraute ihm mein Gewicht an, griff über den mit losem Geröll bedeckten Block und kroch über die heikle Stelle. Schon glaubte ich mich am Ziel. Aber plötzlich baute sich ein scharfer Zahn vor mir auf. Das war nun endlich der wahre Gipfel. Ein Schauer lief mir über den Rücken; denn eine tiefe Scharte klappte vor uns. Ich sah mich um. In der zum Marayandi abfallenden Flanke entdeckte ich eine Schneerinne, die einen Zugang zum Gipfel versprach. Sehr beruhigt überlegte ich die Möglichkeit, in der Rinne abzusteiern.

Der von den japanischen Bergsteigern so lange und so beharrlich erträumte Manaslu wird von den Leuten in Sama als Kanbunge verehrt. Vom Gotte Kanbunge hängt ihr Wohl und Wehe ab. Sie beten vom Morgen bis zum Abend, den heiligen Berg anflehend, ihre Äcker zu segnen. Schon einmal hatten sie den Anmarsch unter dem Vorwand aufgehalten, dass eine Lawine den Lamatempel zerstörte, weil eine japanische Mannschaft den Berg schändete. Nun erhob sich dieser Kanbunge zehn Schritt vor uns.

Die obersten 20 m waren nackter Fels, von dem die Stürme allen Schnee gefegt hatten. Von Gyaltsen gesichert, stieg ich auf den Grund der Scharte. Dann schlug ich einen Haken ein und kletterte drüben hinauf. Um 12.30 Uhr stand ich auf der Messerschneide des Gipfels. Die Südseite fällt senkrecht ab. Es drängte mich, den letzten überhängenden Firnzüpfel zu ersteigen. Als ich auf der äussersten Spitze stand, machte Gyaltsen eine Aufnahme und gesellte sich dann zu mir. Auf luftiger Höhe tauschten wir einen Händedruck. Da der First zu bröckeln begann und abzubrechen drohte, liess ich mich im Reitsitz nieder.

Durch die Wolkendecke stiessen Pic 29, Himalchuli und Ganesh Himal, den wir damals zu ersteigen versuchten. Im Westen sahen wir die Annapurnakette und die seltsamen Umrisse des Dhaulagiri von leichten Schleiern umwoben. Südlich der Annapurna war Machapuchare, der Fischeschwanz, nur noch ein Sardinenschwänzchen. In die nördliche Ferne erstreckte sich endlos das grossartige Gewoge schwarzer dunkler Gestalten vom Larkya Himal und Thringi Himal zum Kutang Himal an der tibetischen Grenze. Unmittelbar nordwärts zeichneten sich die Kämme einer gewaltigen Bergmasse gegen den Himmel ab. Gern wären wir näher herangekommen, um festzustellen, was wir vor uns hatten. Vermutlich war es der Berg in der Mitte der Kailaskette, dem die Nepalkarte 1:1 506 880 eine Höhe von 7065 m gibt. In der Weite der grauen Hochfläche täuschte er eine viel grössere Höhe und Mächtigkeit vor.

Nach einer Stunde stieg ich ein Stückchen ab und filmte Gyaltsen, den ich Stufen schlagen hiess. Da ich den Sauerstoff abgestellt hatte, kostete es Mühe, die Hände ruhigzuhalten. Zwischendurch fiel mir ein, wie ich die auf uns wartenden Gefährten am schnellsten benachrichtigen könne.

Als Gyaltsen nach dem dritten Sauerstoffbehälter griff, fand er ihn leer. Ein Verschluss musste sich gelockert haben, obgleich ich alles so sorgfältig nachgesehen hatte. Das war nicht weiter schlimm, weil es nun bergab ging.

Vorsichtig folgte ich dem vorseilenden Gyaltsen, der hochgemut grosse Sprünge machte. Wir hielten das Seil gespannt, als einer nach dem andern über die Wannereihe schritt. Auf dem Firnband, wo wir den Gipfel so nahe glaubten, zapfte ich den dritten Sauerstoffzylinder an. Dem anschliessenden Steilhang zollten wir die gebührende Achtung. Im Abstieg fühlten wir Leib und Seele so leicht beschwingt, dass wir hätten singen können. Wir fanden den roten Wimpel der Stelle, wo wir anfänglich falsch gegangen waren. Uns links von ihm haltend, steuerten wir geradewegs auf das Lager VI zu. Welch ein beglückendes Bewusstsein, den Gipfel erreicht zu haben!

Kurz vor dem Lager filmte ich den vor mir gehenden Gyaltsen mit dem auch für Ungeübte so leicht zu handhabenden Filmo-Automat. Um 15.30 Uhr betraten wir das einsame rote Zelt. Der Sauerstoff drückte noch mit fünfzig Atmosphären. Eine Dose Pfirsiche und eine Flasche Zitronenlimonade bildeten das Gabelfrühstück. Ich prüfte den für Kato und Higeta bestimmten Vorrat an Sauerstoff. Sie wollten den Anstieg am folgenden Tag wiederholen. Es lagen noch sechs volle Flaschen bereit. Ich versorgte das Zelt und meldete durch Funkspruch, dass wir unsere Aufgabe erfüllt hätten.

Da Federwolken über dem Dhaulagiri schwebten, befürchteten wir einen Wetterwechsel. Ich wünschte den Argentinern Glück auf dem Dhaulagiri und erbat die Gunst der Götter für den Versuch unserer zweiten Abteilung. Mit

innigem Dank an das schöne und windstille Wetter verabschiedete ich mich nach vierzig Minuten vom Lager VI.

Nach dem Gang über das Plateau standen wir um 16 Uhr an der Schneeschürze, die wir in gerader Linie überwunden hatten. Jetzt fanden wir ein von Murakis Mannschaft befestigtes Halteseil vor, das schief nach rechts hinunterleitete. An ihm hangelte ich mich hinunter. Als ich mich den Lagern V und IV näherte, verschleierte Gewölk den Stützpunkt II, wo unser Führer wartete. Auf dem Abstieg von der Schürze in der Richtung auf das Lager schien Gyaltzen etwas unsicher auf den Füßen zu stehen, so dass ich das Seil fester packte, um auf ein Ausrutschen vorbereitet zu sein. Aus dem Lager V kamen uns die zwei dort weilenden Gefährten entgegen.

Ich winkte ihnen. Mehrmals kam es mir so vor, als müsste ich im Pulverschnee auf der harten Unterlage das Gleichgewicht verlieren und stürzen. Als wir den Steilhang hinter uns hatten, kamen Muraki und Pemba Sundar auf uns zu. Sie höhlichten eine breite Sitzbank für uns beide aus dem Firn. Überglücklich schüttelten sie uns die Hand. Etwas spät in den verschiedenen Lagern eintreffend, bedauerten wir es, dass die Kameraden ihre Ungeduld so offen zur Schau trugen. Wir liessen uns in den Schnee fallen und löschten den Durst mit heissem Tee. Seit dem Errichten des Lagers V hatte uns Muraki sechs ganze Tage auf 7200 m den Rücken gedeckt. Als er uns ein herzliches Willkommen bot, konnte ich nur stumm durch ehrende Verneigung danken. Sein unschätzbare Beistand zeugte von hohem Verantwortungsgefühl.

In Lager V empfingen uns die stürmischen Glückwünsche von Tatsunuma, Yoda, Kato, Otsuka, Higeta und den Sherpas. Mein erstes war, Dr. Tatsunuma für die vielen Jahre hingebungsvoller Arbeit zu danken und ihm zu sagen, dass nichts über den Sauerstoff ging.

Wir unterrichteten die zweite Seilschaft unter Kato und Higeta über die Bestände im Lager VI und schilderten den Gipfelweg. Unserem Expeditionsleiter funkten wir einen gedrängten Bericht über die Ereignisse. Nach halbstündiger Rast stiegen wir zum Lager IV ab. Wir erfuhren, dass dieses Lager am Vortag von schweren Lawinen bedroht wurde, die sich vom Eisabsturz des Plateaus lösten. Der die alten Spuren überflutende Strom aus Brocken und Eismehl bildete indes eine sehr bequeme Strasse. In Lager IV begrüßte uns ein glücklich lachender Ohara an der Spitze von zehn Sherpas. In Reih und Glied geordnet, gaben sie uns nacheinander die Hand. Sirdar Gyaltzen grinste von Ohr zu Ohr und schöpfte aus seinem unversieglichen Vorrat von Bergabenteuern.

Zum Schluss möchte ich noch etwas über das in Japan hergestellte Rüstzeug sagen, dem man einige Vorzüge zugestehen darf.

Da ist zunächst das Zelt vom Muster Kamaboko, das wir in vielen Wintern erprobt hatten und mit dem wir daher gut umzugehen wussten. Die Leinwand spannt sich über ein Gerüst aus drei Bambusstangen. Wind und Schnee vermochten ihm nichts anzuhaben. Umbaute man es fest mit Schneeblöcken, so entstand eine für lange Zeit bewohnbare Behausung. Es bewährte sich vortrefflich als Standort und Zuflucht für die vom Hochlager ausgehenden Gipfelmanschaften.

Neben den tragbaren Sauerstoffbehältern gab es noch den Standbehälter, in dem ein chemischer Vorgang den Sauerstoff befreite. Diese Vorrichtung diente der Nachtatmung, mit der man die Schlaflosigkeit auf grossen Höhen bekämpft. Anfänglich hegten wir Zweifel, wie wir mit dem Apparat hoch oben im Himalaya fertig werden würden. In der Werkstatt arbeitete er jedenfalls tadellos. Von kleinen Versagern abgesehen, erlangten wir allmählich grosse Übung. Im Lager V mühte sich Dr. Tatsunuma die ganze Nacht hindurch, um den beiden Gipfelabteilungen ruhigen Schlaf zu sichern. Die bei der chemischen Reaktion frei werdende, ziemlich starke Hitze benutzten wir zum Schmelzen von Schnee für das Trinkwasser und zum Trocknen der Luft im Zelt. Eine Batterie regt die Chemikalien in einem Behälter an, der anderthalb Stunden lang vier Liter Sauerstoff in der Minute liefert. Schlauchleitungen versorgen dann die einzelnen Zelte.

Schliesslich sei noch der Taschenwärmer Kairo erwähnt. Eine Patrone aus Japanpapier enthält gekörnte Spezialkohle. Man zündet sie an und steckt sie in die mit vielen Luftlöchern versehene Blechdose. In der Tasche bleibt sie sehr lange warm. Diese uralte japanische Erfindung leistete uns unschätzbare Dienste.

ACHT MONATE GLETSCHER- UND BODENFORSCHUNG IM EVERESTGEBIET

Von Fritz Müller

Mein Himalayaerlebnis begann paradoxerweise in den weiten Ebenen der kanadischen Arktis. Als ich im Mai 1955 von einer Hundeschlittenreise ins Eskimodorf Tuktoyaktuk zurückkehrte, kam mir der dortige Missionar mit einem Telegramm entgegen. Die Schweizerische Stiftung für Alpine Forschungen in Zürich lud mich ein, im Wissenschafterteam der Schweizerischen Mount-Everest-Expedition 1956 mitzuarbeiten.

Dieser äusseren Zufälligkeit liegt eine innere Beziehung zwischen meinen Arbeiten in der Arktis und derjenigen im Himalaya zugrunde. Ich hatte auf mehreren Arktis-Expeditionen Gelegenheit gehabt, Frostphänomene unter dem dominierenden Einfluss von langen, kalten Wintern und kurzen, relativ warmen Sommern zu studieren; in einem subtropischen Hochgebirge wie dem Himalaya hingegen wird der Temperaturgang vorwiegend durch den raschen Wechsel zwischen kalten Nächten und intensiv durch Strahlung aufgeheizten Tagen bestimmt. Die Aussicht, Frostphänomene und Glazialverhältnisse unter extrem andern Bedingungen – verglichen mit der Arktis – studieren zu dürfen, war für mich verlockend genug, das Angebot der Stiftung anzunehmen.

Den Initianten und Organisatoren dieser dritten Schweizer Expedition zum Mount Everest lag sehr viel daran, dass parallel zur alpinistischen Erschliessung des Chomolungma¹, der höchsten Berggruppe der Welt, auch die begonnene wissenschaftliche Bearbeitung dieser Region zu einem ersten Abschluss gebracht werde. Professor Lombard hatte 1952 die geologischen Gegebenheiten zwischen Cho Oyu und Mount Everest analysiert. Dr. Hagen stellte nach seinem Besuch am Khumbugletscher im Spätherbst 1954 diese Ergebnisse in den Gesamtrahmen der Geologie von Nepal. 1955 nahm der österreichische Vermessungsfachmann Erwin Schneider die südlich und westlich des Mount Everest gelegenen Gebirgstäler durch terrestrische Photogrammetrie auf. Auch die Pflanzen- und Tierwelt hatte bereits eine erste wissenschaftliche Bearbeitung erfahren, die Botanik 1952 durch Zimmermann, die Zoologie 1954 durch die «Yeti-Expedition» unter John Jackson.

¹ Eingeborenenname für das ganze Massiv, dessen höchster Gipfel Mount Everest genannt wird.

N. B. Die Schreibweise der geographischen Namen in dieser Arbeit folgt derjenigen der Quarter-Inch-Karte des Survey of India (Ausgabe 1932) oder beruht auf Erhebungen des Autors. Zur Zeit existieren für mehrere dieser Namen verschiedenartige Niederschriften. Diese Schwierigkeit kann nur durch eine internationale Abmachung überwunden werden.

Noch wies die petrographische Fixierung der Everest-Lhotse-Stratigraphie Lücken auf und – nun nachgerade dringend – fehlten Messreihen über die hauptsächlichsten Wetterfaktoren (speziell während des Monsuns) sowie exakte Angaben über das Verhalten der Gletscher. In Verbindung damit war eine Bestandaufnahme der heutigen und eine Analyse der früheren Vergletscherungen notwendig. Ausserdem bot sich Gelegenheit, meine eigenen Spezialuntersuchungen über den Frostboden weiterzuführen.

Für dieses Arbeitsprogramm hatten Stichproben und gelegentliche Einzelmessungen sehr geringen Wert. Ich musste mich auf ein Unternehmen vorbereiten, das weit länger dauern würde als dasjenige der Bergsteiger. Es erwies sich als unumgänglich, die Monsunzeit und zumindest den ganzen Herbst in meine Beobachtungsreihen einzubeziehen.

Ich bin der Schweizerischen Stiftung für Alpine Forschungen für ihre tatkräftige Unterstützung bei der Verwirklichung dieses Programmes sehr zu Dank verpflichtet. Die Regierung des Kantons Zürich hat zur Finanzierung des wissenschaftlichen Expeditionsprogrammes durch eine grosszügige Zuwendung massgeblich beigetragen, wofür ich ihr an dieser Stelle herzlich danken möchte.

Die Versuchsanstalt für Wasserbau und Erdbau an der Eidgenössischen Technischen Hochschule stellte mir je eine Boden- und Schneerammsonde sowie eine Ausrüstung zur Wasserwertbestimmung von Schnee und Firn zur Verfügung. W.H. Ward vom Building Research Institute in London überliess mir seine bewährte Eisbohrer-ausrüstung. Die Meteorologische Zentralanstalt in Zürich rüstete mich mit einem doppelten Satz an meteorologischen Instrumenten (inklusive einem Fernthermographen) aus. Die Firma Wild in Heerbrugg liess mir einen ihrer ausgezeichneten T₂-Theodoliten sowie eine allermodernste Messtisch-ausrüstung. Allen diesen Instituten bin ich sehr zu Dank verpflichtet. Besonderen Dank schulde ich Herrn Professor Haefeli, der mir im Verlaufe einer dreitägigen Besprechung auf dem Jungfraujoch manch wertvollen Rat für mein glaziologisches Arbeitsprogramm mit auf den Weg gab.

Danken möchte ich auch meinen Bergsteigerkameraden von der Schweizerischen Mount-Everest-Expedition 1956, vorab ihrem Leiter Albert Eggler. Es steht für mich ausser Frage, dass die Zusammenarbeit von Bergsteigern und Wissenschaftlern im Himalaya eine sehr fruchtbare ist. Die von den Bergsteigern zurückgelassene Ausrüstung und Verpflegung – beides auf Expeditionen notgedrungen stark überdotiert – bildeten den Grundstock für mein längeres Bleiben.

Unterwegs zum Khumbugletscher

Von den 360 Traglasten unserer Expedition, die in einem dreiwöchigen Marsch von Jaynagar (Indien) durch die nepalischen Vorberge bis an den Fuss

Khumbugletscher

mit *Seitengletschern* und jüngeren *Moränen*

Von FRITZ MÜLLER

Lingtren Δ 6697
21972

Khumbutse
 Δ 6640
21785

Khumbugletscher

mit Seitengletschern und jüngeren Moränen
Von FRITZ MÜLLER

Pumori
 Δ 7145
23442



6853
22484

Changri La

Chakri La

5690
18668

Gorakshep
5280

7205
23639

MOUNT EVEREST

Δ 8848
29028

Nuptse Δ
7879
25850

Lhotse Δ
8501
27890

4936
16175
Lobuje

4620
15158
Thukla



- Schnee und Firn
- Gletscherspalten und Eisrampen
- Schmelzlöcher und Eisflanken
- Eistürme, massiert
- Eistürme, isoliert
- See
- Wasserlauf mit Quell- und Versickerungsstelle
- B Wetterstation Basislager
- M Wetterstation «Monsunheim»
- I-VIII Glaziologische Profile mit Meßstationen
- IV Hauptprofil
- Moränen
- Schutt
Schuttströme
- Schuttstrukturen
- Alphütten

Grundlagen: 1. *Geländekrokis und Photographien* der Schweizerischen Mount-Everest-Expedition 1952, der Britischen Mount-Everest-Expedition 1953 und der Schweizerischen Mount-Everest-Expedition 1956; 2. *Karte «Chomolonga-Mount Everest»* von Erwin Schneider und Fritz Ebster; 3. eigene *Meßtisch-aufnahmen und Photographien*.

Lage des Mount Everest: 27° 59' nördliche Breite, 86° 55' östliche Länge

Copyright © Schweizerische Stiftung für Alpine Forschungen

des Mount Everest getragen wurden, waren deren zwölf mit meiner Spezialausrüstung angefüllt. Die unvergesslich schönen Anmarschtage durch die rottupfigen Rhododendronwälder boten Gelegenheit zur Angewöhnung an neue Formen und Dimensionen in der Landschaft.

Bis an die erste Hauptkette hielt das Auge vergeblich Ausschau nach wirklich beweiskräftigen Reminiszenzen einer Vergletscherung. Erst bei Phaphlu traf ich einige moränenartige Überreste; bei Taksindhu lagen erratische Blöcke in den Wäldern, und an den Hängen unterhalb dieses herrlich gelegenen Klosters liessen sich ausgedehnte Terrassensysteme unbestimmten Ursprungs erkennen.

Das Dudh-Kosi-Tal, in das wir nun abstiegen und durch das die Everestwasser fließen, überraschte durch eine ganze Menge von Quartärablagerungen, von denen aber keine einzige als unzweideutiges Überbleibsel eines Haupttalgletschers identifiziert werden konnte. Wurden diese samt und sonders durch mächtige Wassermassen weggeschwemmt oder liegen sie unter dem vielen Schutt begraben, der besonders die untern Hänge überkleistert? Dieselbe Frage beschäftigt den Beobachter, der von dem ungeheuren Moränenwall, auf dem das idyllische Kloster Thyangboche (4000 m) steht, talaufwärts blickt. Von beiden Seiten legen sich die Stirnmoränen von Seitengletschern wie Riesenbastionen quer ins Haupttal und werfen die Imjya Kholā, die bis auf die Höhe von Thyangboche auf ihrem eigenen Schutt fließt, hin und her. Wo aber bleibt der heutige Haupttalgletscher, der Khumbu? Seine Zunge liegt weit höher als erwartet, auf 4900 m, in einem Tal, das ihm viel zu gross ist! Wie der Po in seinen Dämmen, sitzt der Khumbugletscher hochaufgebettet in einem «Kännel», gebildet aus seinem eigenen Schutt; auch seine Oberfläche ist über und über mit Schutt bedeckt.

Um diese Eigentümlichkeit zu erklären, nehme ich hier gleich eines der Hauptergebnisse meiner Arbeit vorweg: Die Mount-Everest-Cho-Oyu-Kette ist weit arider, als bisher angenommen wurde. Die Gletscherbewegungen sind gering; die Wasserabflussmenge ist klein, und daher erfolgt der Abtransport des Schuttes nur sehr langsam.

Dieses Resultat ist für das Verständnis der pleistozänen und postpleistozänen Gestaltung des Hochhimalaya von derselben Wichtigkeit wie die geologischen Gegebenheiten für das Verständnis der Talanlagen und des Gewässernetzes. Im Everestgebiet wird der Verlauf der Täler durch zwei Systeme von Strukturen bestimmt, wovon das eine parallel und das andere quer zum Hauptkamm verläuft.

Die Vormonsunzeit

Gleichzeitig mit der Bergsteigerexpedition schlug ich am 7. April 1956 mein Lager auf dem Khumbugletscher auf. Sogleich wurde unweit vom Basislager auf

5400 m mit dem Aufbau der *Wetterstation* begonnen. Aus Kistenholz und Bambusstäben wurde ein Stevenson-Häuschen gezimmert und gegen die Strahlung mit weisser Farbe übertüncht. Am 12. April konnte mit den Reihenmessungen begonnen werden. Es wurden täglich dreimal folgende Ablesungen gemacht: Stationstemperatur, einschliesslich das 24-Stunden-Maximum und -Minimum, Luftfeuchtigkeit und Bewölkungsgrad, momentane und mittlere Windgeschwindigkeit für sechs, bzw. zwölf Stunden, und wenn es möglich war: Höhe, Richtung und Geschwindigkeit des Wolkenzuges. Ganz spezielle Aufmerksamkeit wurde der Niederschlagsmessung geschenkt; sie ist einerseits sehr wichtig, andererseits kann sie aber im Hochgebirge wegen der zahlreichen Störeinflüsse (Aufwinde usw.) nur selten genau durchgeführt werden. Abgesehen von zwei ganz kurzfristigen Unterbrüchen, wurde dieses Programm lückenlos bis zum 25. November 1956 durchgeführt, also einschliesslich der ganzen Monsunzeit.

Zugleich galt es, möglichst bald mit den Messungen am Gletscher, der anfangs April auf der Höhe des Basislagers (5400 m) rasch ausaperte, anzufangen. Mit Hilfe eines Handeisbohrers wurden in der Umgebung des Basislagers 30 Löcher von je 5 m Tiefe gebohrt, in die 6 m lange Bambusstangen gesteckt wurden zwecks Messung von *Ablation* und *Akkumulation* auf der sehr unregelmässigen Gletscheroberfläche. Neun dieser Messstellen waren so angeordnet, dass sie ein *Querprofil* über den Gletscher ergaben, für welches während $7\frac{1}{2}$ Monaten alle 14 Tage die *Oberflächengeschwindigkeit* bestimmt wurde.

Da zwei meiner Sherpas im Vorjahre Erwin Schneider bei seiner photogrammetrischen Aufnahme begleitet hatten und seine Steindauben wiedererkannten, war es möglich, alle meine Gletschermessungen im Khumbugebiet an Schneiders Netz von Fixpunkten anzuschliessen.

Inzwischen hatten die Bergsteiger den berüchtigten Khumbueisbruch gangbar gemacht. Sobald meine Basislagermessungen im Gang waren, stieg ich mit meinem Grüpplein ins Lager I (5800 m) hinauf und bestimmte auf der dortigen Zwischenterrasse eine Standlinie, von der aus die Fliessgeschwindigkeiten des Gletschers im Eisbruch sich messen liessen. Anschliessend wurde dieselbe Aufgabe in der Zugzone unmittelbar über dem Abbruch (6100 m) sowie in der Druckzone unterhalb der Lhotseflanke (6500 m) gelöst. Die Vermessung der beweglichen Punkte dieser drei Querprofile in der Akkumulationszone des Khumbugletschers bot erhebliche Schwierigkeiten. Die Randpartien des von 2000 m hohen Felswänden umstandenen Westbeckens sind wegen Stein- und Eisschlags unzugänglich, andererseits dejustierte die intensive Strahlungswärme sehr bald jede noch so raffinierte Aufstellung des Theodoliten auf dem Gletscher.

An sechs Stellen des Westbeckens bestimmte ich die Mächtigkeit des Vorjahrfirnes und dessen Wasserwert.

Um Vergleichswerte zu den Ablesungen in der festen Wetterstation im Basislager zu erhalten, wurden in den Hochlagern, vor allem im Lager III, simultane Wetterbeobachtungen gemacht. Manche dieser wertvollen Messungen verdanke ich meinen Bergsteigerfreunden, die trotz Überbeanspruchung durch ihr eigenes Programm Energie und Zeit hierfür erübrigten.

Nach dieser ersten Begehung des Westbeckens stieg ich anfangs Mai nochmals ins Ablationsgebiet hinunter. Unterhalb des Basislagers wurden drei weitere Querprofile für Ablations- und Bewegungsmessungen eingerichtet. Zudem wurden in dieser Zeit Untersuchungen über den Verlauf des Bodenfrostes in Angriff genommen. Die Umgebung des Gorakshep-Sees¹ erwies sich als sehr geeignet für diese Spezialarbeit.

Wollte ich meinen Plan realisieren, unmittelbar vor Abbruch der Hochlager in den drei Profilen des Westbeckens Schlussmessungen durchzuführen, so musste ich mich beeilen, denn die Bergsteiger waren inzwischen bis über die 8000er-Grenze vorgestossen. Am 19. Mai stiegen meine drei Sherpas und ich in einem Zuge vom Basislager ins Lager III. Keuchend dort angelangt, musste ich erkennen, dass der Ablauf der Bergsteigerkampagne mir eine volle Woche Spielraum liess. So folgte ich denn einer freundlichen Einladung von Hansruedi von Gunten und Dölf Reist, die sich soeben für den Schlussangriff auf den Mount Everest rüsteten, und stieg mit meinen drei Sherpas höher – einem grossartigen Bergerlebnis entgegen. Unbeschwert von wissenschaftlichen Verpflichtungen, genoss ich den Aufstieg durch die wuchtenden Eiswulste der Lhotseflanke zum Südpass. Den kurzen Blick von der 8000er-Höhe ins Tibet werde ich nie wieder vergessen.

Mein fünftägiger Abstecher zum Südpass brachte mir einige wertvolle Erfahrungen, die ich speziell jenen weitergeben möchte, die aus wissenschaftlichen Gründen am Hochhimalaya interessiert sind: 1. Obwohl ich sozusagen keine Angewöhnung an die Höhen über 5500 m besass, erging es mir auf 7000 m und 8000 m recht gut, was als Bestätigung dafür angesehen werden darf, dass die hauptsächlichste Angewöhnung an ganz grosse Höhen durch langen Aufenthalt zwischen 4000 m und 6000 m gewonnen wird. 2. Die heute für grosse Höhen zur Verfügung stehende Ausrüstung, wie Sauerstoffgeräte, Zelte, Schlafsäcke, Kleider, Schuhe, Kocher usw., sind in jeder Beziehung ausgezeichnet.

Was der Erfolg der Engländer 1953 am Mount Everest andeutete, wurde seither durch eine Reihe erfolgreicher Expeditionen (Makalu 1955, Kangchenjunga 1955, unsere Everest-Lhotse-Expedition 1956 u.a.m.) überzeugend bestätigt: Heute ist bei richtigem Verhalten selbst ein längerer Aufenthalt in grosser Höhe möglich. Dieses Ergebnis jahrzehntelanger Anstrengungen der Bergsteiger eröffnet neue Möglichkeiten für die Forschung.

¹ Gorak = Krähe; shep = sterben.

Im «Monsunheim»

Das leuchtende Ziel der Bergsteiger war erreicht: am 18. Mai erkletterten Ernst Reiss und Fritz Luchsinger den Gipfel des Lhotse (8501 m); an zwei aufeinanderfolgenden Tagen (23. und 24. Mai) standen zuerst Ernst Schmied und Jürg Marmet und dann Hansruedi von Gunten und Dölf Reist auf dem Gipfel des Mount Everest (8848 m).

Nach dem 25. Mai wurden die Hochlager in rascher Folge geräumt. Die Bergsteiger und ihre Sherpas drängten hinunter, ins Grüne – und heimzu! Für mein Grüpplein aber begann eine hektische Zeit des Reorganisierens: wir hatten ein permanentes Lager für unseren Monsunaufenthalt einzurichten. Meine Sherpas hatten begriffen, um was es beim Rückzug aus dem Westbecken ging. Sie schleppten unvorstellbare Lasten von Material, das die Bergsteiger zurückliessen, aus den Hochlagern durch das mühsame Chaos des Eisbruches hinunter: «Good for monsoon time, Sahib!»

Ich begleitete die scheidenden Bergkameraden zwei Tagesmärsche talwärts, während meine drei Sherpas, Kamin Tsering, Lakpa Gyalbu und Nyma Gyalsen, sogleich mit dem Bau einer Steinhütte für unser «Monsunheim» begannen.

Als ich am 1. Juni in Namche Bazar meinen Freunden Adieu sagte, setzte auf den Tag genau, wie erwartet, der Monsun ein. In feinem, langweiligem Regen und oft in grauen Nebel gehüllt, stieg ich wieder zu den Schutt- und Eiswüsten am Khumbugletscher auf. Im Gedanken an jene ersten Tage des Alleinseins in der Monsunwelt erinnere ich mich an das Lied des buddhistischen Eremiten, das mich damals wie ein Motto begleitete: «Nun steig' ich wieder felsenan, will einsam wesen, einig sein!»

Von Namche Bazar brachte ich zwei neue Freunde mit: Ang Gyalbu, einen immer fröhlichen Sherpa mit einem langen Zopf, und Popsi, ein Namche-Bazar-Hündchen. Beide trugen viel zur guten Stimmung in unserem Lager bei.

Das «Monsunheim» lag 2,5 km gletscherabwärts vom Basislager, am Zusammenschluss von Chakri- und Khumbugletscher, auf 5300 m. Es thronte auf einer Altmoräne, die vom Pumori herunterzieht, rund 100 m über dem Khumbugletscher, angesichts des idyllischen Gorakshep-Sees. Da wir beabsichtigten, in diesem Lager den Monsun zu überdauern und bis in den Winter hinein zu bleiben, richteten wir uns so bequem als möglich ein. Die Sherpas bauten ihre zwei Zelte in eine geschützte Mulde in der Nähe der Steinhütte, die als Küche und Provianthaus diente. Von meinem Zelt, das im Schutze eines Felsblockes neben der Wetterstation aufgeschlagen wurde, genoss ich eine unvergleichliche Rundschau über das ganze Arbeitsgebiet und einen Kranz von Bergriesen, wie Mount Everest, Nuptse, Taweche und Pumori. Sherpa Lakpa Gyalbu, der zugleich Lama ist, baute auf der Anhöhe hinter den Zelten einen kleinen Altar aus Kieselsteinen,

auf dem er den Göttern täglich Reis, Wasser und manchmal auch Schokolade oder Dörrfrüchte opferte. Auf einem Felsen hinter meinem Zelt flatterten Gebetsfähnchen im Wind. In dieser «Siedlung» – wahrscheinlich der höchsten in Nepal – hausten wir für die nächsten sechs Monate.

Monsunwetter am Khumbugletscher

Das Ablationsgebiet des Khumbugletschers war zur Monsunzeit fast täglich das Schlachtfeld zwischen zwei gegenläufigen Wettern. Aus dem indischen Süden rückte mit wogenden Wolken und feuchtigkeitsgeladen der Monsun an. Oft wurde er aber von einem trockenen, böigen Schönwetterwind aus dem tibetischen Norden überspielt. Dieser Tibetwind besass viele Merkmale eines Föhns (Föhnmauer, adiabatische Erwärmung beim Fallen usw.). In den Monaten Juni, Juli und August brachte er häufig kurzfristige Aufhellungen, zumeist nur am Vormittag. Aber auch nachmittags liess sich durch Löcher im Monsungewölk beobachten, dass der Tibetwind in den 6000er und 7000er Höhen mit grosser Beständigkeit anhielt, also offenbar mehr als nur ein tageszeitlicher Lokalwind ist.

Um die Mittagszeit setzte im «Monsunheim» beinahe täglich feiner Regen ein, der im Verlaufe des Nachmittags zumeist in Graupeln und Schnee übergang. Trotzdem beträgt das Total der Niederschläge für die $4\frac{1}{2}$ monatige Monsunperiode nicht mehr als 32,6 cm, höher oben wahrscheinlich sogar noch weniger.

In den nachmittäglichen Nebelstimmungen hatten die Eistürme des Khumbugletschers etwas Gespensterhaftes. Die grosse Stille, die nur ab und zu durch niederdonnernde Eislawinen unterbrochen wurde, steigerte diesen Eindruck oft ins Unheimliche. Kein Wunder, dass dauernd Yetigeschichten in den Köpfen meiner Sherpas spukten.

Wenn immer möglich wurden Aufzeichnungen über den Ablauf des Grosswetters gemacht. Solche Beobachtungen sind im Zusammenhang mit den noch recht unerforschten Strahlstromverhältnissen (jet stream) über den hohen Gebirgen am Südrand des Tibets von besonderem Interesse. Dieser subtropische Strahlstrom (ein Kanal von wetterbestimmenden Westwinden in grosser Höhe) scheint im Herbst und Winter auf der Südseite der höchsten Himalayaberge zu liegen und sehr stark zu sein. Im Frühjahr flauen diese Westwinde deutlich ab. Zur Monsunzeit herrschen am Gipfel des Mount Everest sogar östliche Winde vor. Es liegen Anzeichen dafür vor, dass sich der «jet stream» während des Monsuns nördlich der Hauptkette befindet¹.

¹ Vergleiche hierzu: P. Koteswaram and S. Parthasarathy: "Winds over Mount Everest." (*The Indian Journal of Meteorology and Geophysics*, Vol. 4, No. 2, April 1953.) – Eine ähnliche Auffassung wurde von Prof. H. Flohn in einem Vortrag im Geographischen Seminar der Universität Zürich am 12. Dezember 1957 vertreten.

Die Niederschlagsverteilung zwischen Mount Everest und Ganges

Bis anhin existierten im nepalischen Hochhimalaya keine langfristigen Wetterbeobachtungen. Der indische Wetterdienst unterhält zwar einige Wetterstationen in den Vorbergen. In Höhen über 2000 m stehen bloss einige Niederschlagsmesser. Leider werden aber selbst diese nicht immer mit der nötigen Sorgfalt betreut; so verliess zum Beispiel zu meinem grossen Leidwesen der Sherpa, der mit der täglichen Ablesung des Regenmessers in Namche Bazar beauftragt war, seinen Posten für mehrere Monate, um in Tibet Handel zu treiben, ohne dass er sich um einen Stellvertreter bemüht hätte. Die Stationen Chaunrikharka, Aisyalukharka und Okhaldhunga hingegen waren ausgezeichnet betreut.

Aus den eigenen Messungen auf 5300 m und den Angaben von neun Stationen des indischen Wetterdienstes, die alle mehr oder weniger auf einer direkten Linie zwischen Mount Everest und Ganges liegen, ergibt sich ein höchst interessantes Niederschlagsprofil für die Südabdachung des östlichen Himalaya.

Das Niederschlagstotal im «Monsunheim» (5300 m) betrug für die Beobachtungsperiode vom 12. April bis 26. November 1956 nur 39 cm. Da diese Zeitspanne den ganzen Monsun umfasst und die Winterniederschläge im östlichen Hochhimalaya wahrscheinlich gering sind, darf dieser Wert nahezu als Jahrestotal gelten. Dieses Resultat belegt sehr deutlich die unerwartet grosse Aridität des Everestgebietes. Den 39 cm auf 5300 m entsprechen in Chaunrikharka (3000 m), der nächst südlicheren Messstation, schon 166 cm. In der äussersten Fusshügelkette (Chisapani Bazar, 300 m) erreichte der Niederschlag für dieselbe Periode einen Betrag von 199 cm. In der ersten Station, die vollends in der indischen Ebene liegt, Sirha (80 m), beträgt der entsprechende Niederschlag sogar 225 cm.

Die statistischen Berechnungen des indischen Wetterdienstes zeigten, dass die Niederschläge des Jahres 1956 im Sun Kosi Catchment, zu dem auch die zehn Stationen des Everest-Ganges-Profiles gehören, als *normal* $\pm 17\%$ anzusprechen sind. Dies erhöht den Wert meiner Wetterbeobachtungen am Khumbugletscher wesentlich.

Exakte und langfristige Wetterbeobachtungen im Hochhimalaya sind nicht nur von meteorologischer Bedeutung; sie bilden auch die unumgängliche Voraussetzung für verschiedene Forschungszweige, die zurzeit langsam in diese höchsten Regionen vordringen. Ohne gute Kenntnisse des Wetters bzw. des Klimas, ist zum Beispiel eine Interpretation der glaziologischen und glazialmorphologischen Befunde nur beschränkt möglich. Es ist daher zu hoffen, dass weitere derartige Messungen baldmöglichst und auf noch breiterer Basis durchgeführt werden können.

Khumbugletscher : a) Oberflächengeschwindigkeit

Am Khumbugletscher, der aus dem mächtigen, hochgelegenen Firnkessel des Cwm ernährt wird, verläuft die Firnlinie durch den Eisbruch und ist daher sehr unregelmässig. Im Mittelwert liegt sie auf 5600 m. Das Firngebiet des Chakrigletschers dagegen ist flach und offen und entbehrt – ausgenommen gegen Süden – der üblichen lawinenschüttenden Felswände. Seine Firnlinie verläuft ein wenig unterhalb 5500 m.

In der Ablationszone besitzt der Khumbugletscher – abgesehen von dem kleinen obersten Abschnitt, der noch zum Eisbruch gehört – ein auffällig geringes Gefälle. Vom Basislager bis ans Gletscherende (Horizontaldistanz 9 km) beträgt der Höhenunterschied knapp 400 m. Das Akkumulationsgebiet hingegen weist Höhendifferenzen von mehreren tausend Metern auf.

Um die Oberflächengeschwindigkeiten zu erfassen, wurden insgesamt acht Querprofile periodisch eingemessen, deren sieben am Khumbu- und eines am Chakrigletscher (Karte S. 200/201). Diese Messungen ergaben durchwegs erstaunlich geringe Bewegungsbeträge. Vorläufige Berechnungen der Ablesungen im Hauptprofil, das unmittelbar unterhalb des Eisfalles lag, ergaben nur für ganz wenige Punkte eine Geschwindigkeit von mehr als 50 m im Jahr. Obwohl die endgültigen Berechnungen noch nicht vorliegen, darf doch mit Sicherheit gesagt werden, dass die alten Schätzungen für die Gletscherbewegungen im Bereiche des Eisfalles, die mit 700 m pro Jahr angegeben wurden, weit zu hoch gegriffen sind.

Im untersten Profil, das auf der Höhe von Lobuje lag, zeigten zwei der fünf Messstellen sogar eine leicht rückläufige Bewegung.

Das Hauptergebnis dieser Messungen, dass sich die Gletscher des Everestgebietes durchaus nicht mit Rekordgeschwindigkeiten bewegen, steht in guter Übereinstimmung mit der früher erwähnten Feststellung, dass das Klima dieses Abschnittes des Hochhimalaya weit niederschlagsärmer ist, als bisher angenommen wurde.

Khumbugletscher : b) Morphologie des Ablationsgebietes

Langsame Eisbewegung und geringe Niederschläge erklären die *gewaltige Verschuttung* der Ablationszone, denn der Abtransport der in grossen Mengen anfallenden Verwitterungsprodukte erfolgt nur sehr langsam.

In seinem untersten Abschnitt hat sich der Khumbugletscher geradezu auf seinem eigenen Schutt aufgebahrt. Zudem ist seine Oberfläche durch eine nahezu konsolidierte Schuttschicht geschützt. Weiter gletscheraufwärts dagegen, in der Zone der Eistürme, ist die Ablation viel stärker (bis ca. 12 m pro Jahr), und die Dickenabnahme bei Gletscherschwund demzufolge grösser. Dieser Vorgang – zusammen mit dem geringen Gefälle im untern Ablationsgebiet – fördert die

Entstehung von riesigen Massen von *Toteis* im unteren Teil des Gletschers. Wahrscheinlich geht die auf der Höhe von Lobuje beobachtete Rückwärtsbewegung von zwei Messpunkten auf talaufwärts gerichtete Gravitationsbewegungen von *Toteis* zurück.

Diese Verhältnisse im Zungengebiet erklären, warum der heutige Gletscherbach, der Lobuje Chubung¹, nicht durch die Endmoräne austritt, sondern wenig unterhalb der Alp Lobuje aus der Seitenmoräne sprudelt.

Die langsame Bewegung des Eises hat auch zur Folge, dass mehr Zeit zur Verfügung steht für die morphologische Entwicklung der Gletscheroberfläche in der Ablationszone. Einerseits entstehen phantastische *Eistürme*. Die höchsten unter ihnen besaßen Eigenhöhen bis zu 26 m. Andererseits bildeten sich *Ablationsseen* von zumeist ovaler Form. Allein auf der Oberfläche des Khumbugletschers lassen sich mehrere hundert solch wassergefüllter Löcher zählen; die grössten haben Abmessungen von etwa 200 m auf 150 m und sind bis 20 m tief, wobei die Hauptachse zumeist quer zur Fliessrichtung des Eises steht.

Die auffällige, höchst komplexe Morphologie des Khumbugletschers unterhalb des Eisbruches ist das Ergebnis des Zusammenspiels von vielen Faktoren, wobei die selektive Ablation eine Hauptrolle spielt. Eistürme und seengefüllte Löcher sind die diametral extremen Resultate dieser Unterschiede in der Geschwindigkeit der Abschmelzung. Art und Menge der Schuttauflage sind die Hauptagenzien für diese Differenzierung. Daneben ist auch die Vorgeschichte des Eises wirksam, wird doch der Khumbugletscher, wie die meisten Gletscher des Everestgebietes, zum Grossteil durch Lawinen aus den riesigen Flanken der umrahmenden Berge und nur zum kleineren Teil durch normal sedimentierten Schnee ernährt. Der Eisbruch bringt eine zusätzliche Störung, die zu den Unregelmässigkeiten der Gletscheroberfläche im Zehrgebiet beiträgt.

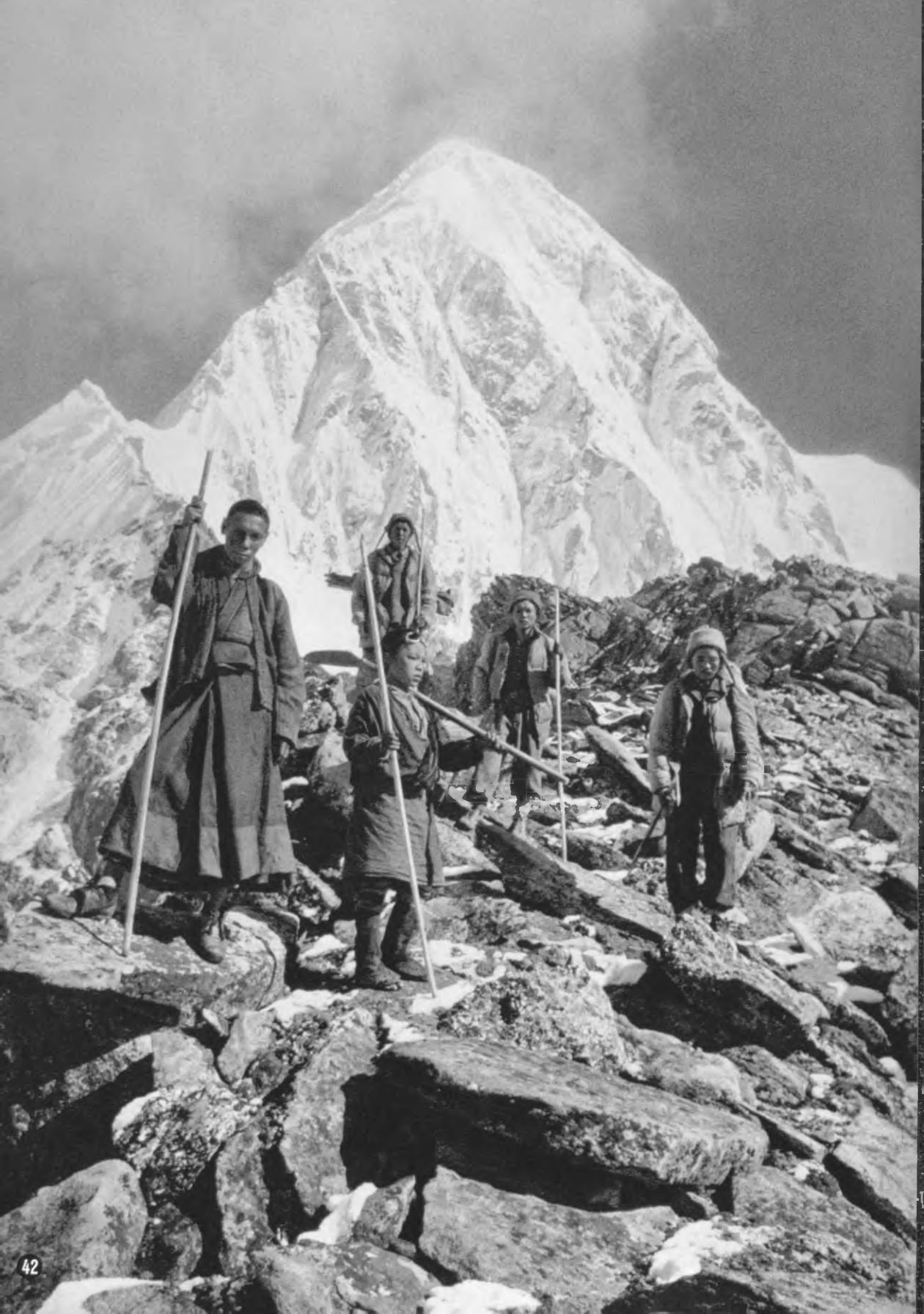
Es wurde versucht, einigen Faktoren, die zu den auffälligen Unterschieden in der Abschmelzung führen, durch genaue Messungen nachzuspüren. In einer Serie von Feldexperimenten wurden die Auswirkungen von Schuttauflagen verschiedener Mächtigkeit, Korngrösse und petrographischen Gehaltes studiert. Mit den zur Verfügung stehenden Mitteln gelang es, vor allem die Temperaturseite dieser Vorgänge zu erfassen. Der Fernthermograph und die fünfzig Stantel-

¹ Chubung = brodeln, kochen.

Tafel 42: Zwei Besucher – der Lama Ngawang Gurmin und sein Novize – mit meinen drei Sherpas Ang Gyalbu, Lakpa Gyalbu und Nyma Gyalsen auf dem Weg zur Arbeit an der Südflanke des Pumori (7145 m).

Tafel 43: Eigentümliche Eisbeule im Labyrinth des Khumbugletschers. Solche Eisbuckel wachsen oft in wenigen Nächten aus den vielen Stauseen der stark gegliederten Gletscheroberfläche.

Tafel 44: Eistürme – bis zu 26 m hoch – charakterisieren den mittleren Abschnitt des Khumbugletschers. Diese Pyramiden sind das Ergebnis selektiver Ablation und spiegeln den chaotischen Zerfall des Gletschers im Eisbruch wider.





43



44



b

← a →





Thermistoren, die ich dabei einsetzte, erwiesen sich als sehr expeditionstüchtig. Thermistoren sind Widerstandsthermometer, die eine Absolutgenauigkeit von $1/5^{\circ}$ C und eine noch weit grössere Relativgenauigkeit erreichen.

Morphometrische Studien der Oberflächeneigenheiten sind bei Himalayagletschern von eminent praktischer Bedeutung. Die vorstehend erwähnten Ablationsseen entleeren sich oft sub- und intraglacial in sehr kurzer Zeit. Manchmal eröffnet der plötzliche Ausbruch eines Oberflächensees eine wahre Kettenreaktion für eine ganze Reihe der tiefer gelegenen Seen. Die dabei von See zu See rasch an Volumen zunehmenden Wassermassen erzeugen in den tiefer liegenden Tälern oft völlig unerwartete, selbst bei schönstem Wetter auftretende Überschwemmungen.

Wahrscheinlich ist das folgende Histörchen aus meinen Khumbutagen dem Ausbruch eines oder mehrerer grosser Gletscheroberflächenseen zuzuschreiben: Anfangs Juli fegte eine Sturzwelle aus dem Imjya-Khola-Kessel talabwärts und riss fünf Tsampamühlen mit sich. Daraufhin rottete sich in den Dörfern Pangboche, Thyangboche und Khumjung eine Horde Männer zusammen, um den Sahib am Khumbugletscher oben, der offensichtlich den Zorn der Götter erregt hatte, aus dem Lande zu werfen. Dass meine Arbeit doch keinen vorzeitigen und unerfreulichen Abbruch erfuhr, verdanke ich der tiefen Freundschaft der Tawas¹ von Thyangboche, vornehmlich dem Zawi Lama², die das erregte Volk beruhigten und von ihrem Vorhaben abhielten.

¹ Buddhistische Mönche, die durch strengere Gelübde gebunden sind als die gewöhnlichen Lamas.

² Abt des Klosters Thyangboche (Tafel 49).

Tafel 45: Blick von den Nuptsetürmen auf den Khumbugletscher und die Ostflanke des noch unbestiegenen Pumori (7145 m). Im vorliegenden Ausschnitt setzt sich der Khumbugletscher aus zwei Elementen zusammen: Die mit Eistürmen bestandene Hälfte im Vordergrund stammt aus dem Westbecken, das schuttbedeckte Band dahinter hingegen aus dem tiefergelegenen Lingtrentsebecken. Infolge der gewaltigen Dickenabnahme des Gletschers blieb eine übersteile Seitenmoräne (← a →) stehen, die sich bis 70 m über die heutige Eisoberfläche erhebt. Beim Hängegletscher b am Pumori wirkte sich dieser Gletscherschwund als rasches Absetzen der Eiszunge von der jüngsten Endmoräne aus.

Tafel 46: Der Tawehegletscher, der vorwiegend durch Lawinen aus der 1500 m hohen Nordflanke des Taweche (links, 6540 m) ernährt wird, riegelt das Chola-Kbola-Tal (von rechts kommend) ab und staut dabei einen See auf, der sich am Ende des Monsuns bis an den Fuss des Cholatse (rechts, 6440 m) erstreckt. In der Nachmonsunzeit senkt sich der Spiegel dieses Sees infolge eines subglazialen Abflusses langsam ab. Sollten aber die aufgestauten Wassermassen nach einem besonders niederschlagsreichen Monsun einmal die Eisbarriere durchbrechen, würden in wenigen Stunden etwa 15 bis 20 Millionen Kubikmeter Wasser talabwärts stürzen. Die dabei zu erwartende Abflussmenge von gegen 1000 m³ pro Sekunde müsste ausgedehnte Verheerungen anrichten.

Tafel 47: Einwicklungen und Spalten, die aus plastischem bzw. starrem Verhalten des Eises resultieren, treten hier an der Basis eines kleinen Hängegletschers erstaunlich nahe beisammen auf. Das Eis bewegt sich von rechts nach links.

Tafel 48: In einer Höhle unter demselben Gletscher, 110 m vom Eingang entfernt und 20 m unter der Gletscheroberfläche. Das Eis, das sich von hinten gegen die Kamera bewegt, überfährt einen anstehenden Applikkopf. Dabei wird jede Unebenheit des Felsprofils ins Eis eingraviert. Die Felsen des Vordergrundes sind mit Wassereis überzogen.

Noch ernsthafter ist aber die Gefahr, die den Tälern auf der Südseite des Hochhimalaya durch die vielen gletschergestauten Seen droht. Zahlreiche Seitengletscher, wie sie hauptsächlich in den Vorbergen stark entwickelt sind, riegele mit ihren schuttbedeckten Zungen und Moränen die Ausgänge der Haupttäler ab. Die dabei aufgestauten Seen sind besonders dann gefährlich, wenn die Dämme aus Toteis bestehen. Im Falle eines Ausbrechens des Chola-Sees (Tafel 46) am Ende der Monsunzeit, würde sich eine Flutwelle talabwärts stürzen, die möglicherweise eine ähnliche Katastrophe erzeugen würde, wie sie im Sommer 1956 in Mittelnepal entstand, als im Indrawati-Tal in wenigen Tagen angeblich rund 40 000 Nepali obdachlos wurden und Ungezählte in den Fluten umkamen. Im Sun-Kosi-Tal kreuzte uns ein Grüpplein von auswandernden Indrawati-Leuten, die alle ihre Angehörigen und ihr ganzes Hab und Gut verloren hatten. Im Indusgebiet sollen von dreizehn Flutwellen, die zwischen 1830 und 1930 das Haupttal heimsuchten, deren elf auf Murgänge von Gletscherseen zurückzuführen sein¹.

Khumbugletscher : c) Alte Gletscherstände

Die mächtigen, subrezentenen Seiten- und Stirnmoränen, die mit den alpinen 1850er Moränen zu vergleichen sind, überhöhen die heutige Gletscheroberfläche im oberen und mittleren Zehrgebiet viel stärker als am Zungenende, wo infolge der ausserordentlich starken Präservierung des Eises das alte Niveau erhalten blieb. Unterhalb Lobuje füllt der Gletscher seine Altmoränenumrandung noch vollständig auf, zum Teil überfließt er sie sogar. Diese weithin sichtbaren hellen Übergüsse von frischem Schutt über die dunkeln, gut bewachsenen Altmoränen charakterisieren die Endpartien von fast allen grösseren Gletschern des Everest- und Cho-Oyu-Gebietes. Dieser letzte Vorstoss muss seinen Maximalstand vor mindestens vier bis fünf Jahrzehnten erreicht haben, denn seither erfolgte jene Abnahme der Gletscherdicke, die im mittleren Ablationsgebiet den bis 70 m hohen, übersteilen Innenabfall der Seitenmoränen erzeugte (Tafel 45).

Mächtige Eckfluren, deren Plafond durchwegs mindestens 100 m höher liegt als der heutige Gletscher, repräsentieren zusammen mit einer Reihe von Seitenmoränen, die noch grösser sind als die subrezentenen, den nächst älteren Gletscherstand. Damals fiel der Khumbugletscher als Eis- und Schuttkaskade über die markante Gefällstufe von Thukla (500 m Höhendifferenz) hinunter und erfüllte den flachen Talabschnitt von Pheriche bis zu seiner Vereinigung mit der Imjya Khola. Dort liegen heute die klassisch schön entwickelten, 120 m hohen Endmoränen des früheren Khumbugletschers auf gleicher Höhe wie diejenigen des Imjyagletschers, so dass ein mächtiger Doppelbogen entsteht. Die dahinter-

¹ K. Mason: Indus floods and Shylok glaciers. *The Hima ayan Journa*, No. 1, April 1929.

liegenden Ebenen der ehemaligen Zungenbecken, die nach dem raschen Rückzug der Eisfronten für einige Zeit von Seen eingenommen waren, tragen heute die guten Yakweiden von Pheriche und die sehr fruchtbaren Kartoffel- und Gerstenfelder von Dingboche (4300 m). Dies ist wahrscheinlich eine der höchsten Lokalitäten der Erde mit Wechselkulturen.

Von einem dritten, noch älteren und grösseren Stand der Everestgletscher sind nur vereinzelte Überreste und zufällig erhaltene Schlißspuren zu beobachten.

Evidenzen für die Situation der Everestgletscher während des Pleistozäns lassen sich im Innern des Gebirges nur sehr schwer finden. Aus dem Studium der zahlreichen verlassenen Kare ergeben sich einige Hinweise auf die Höhe der damaligen Firnlinie. Die volle Geschichte des pleistozänen Verhaltens dieser Gletscher muss hingegen an Hand der fluvio-glazialen Ablagerungen des Vorlandes abgeklärt werden.

Nach der endgültigen Auswertung meines Feldmaterials sollte es möglich sein, zumindest die beiden jüngsten Gletscherstände in erster Annäherung zu datieren. In einer zwischenstadialen Ablagerung beim Gorakshep-See fand ich guterhaltene Pflanzenreste, die zurzeit einer C₁₄-Altersbestimmung unterzogen werden. Ausserdem werden an Wurzelstöcken von Wacholderbüschen (*Juniperus recurva*), die oberhalb Thukla an der Aussenabdachung der 1850er Moräne des Khumbugletschers ausgegraben wurden, Jahrringanalysen ausgeführt. Am Ufer des Sees im Chola-Khola-Tal gelang es, zwei Warwenprofile aufzunehmen. Messungen an *Rhizocarpon geographicum* und andern Flechten werden eine grobe Überprüfung der andern Datierungsmöglichkeiten erlauben.

Leider wird es kaum möglich sein, das Alter des Pheriche-Stadiums, das die Everesttäler so sehr dominiert, näher zu bestimmen. Möglicherweise korrespondiert jener Gletscherstand mit dem Maximum des 1600er Vorstosses in den Alpen; wahrscheinlich ist er aber bedeutend älter.

Untersuchungen am Pumorigletscher

Der Hängegletscher auf der Südseite des Pumori, dessen Zungenende auf 5500 m und dessen oberste Schneefänge auf über 7000 m liegen, bot gute Gelegenheit zum Studium von Fragen der Eismechnik und der glazialen Erosion.

An der Zunge und in den mächtigen Randklüften liessen sich interessante Beobachtungen und Messungen über die Eisbewegung durchführen. Die Jahresschichten waren deutlich durch Schmutzbänder getrennt. Ausgequetschte Falten, die durch plastische Deformation entstanden, waren unmittelbar neben zerrissenen und spaltendurchsetzten Partien, die auf starres Verhalten des Eises zurückgehen, anzutreffen (Tafel 47).

Es bestanden verschiedene Einstiegsmöglichkeiten zum Gletscheruntergrund;

einige dieser Höhlen führten mehrere hundert Meter unter das Eis. Beim Durchsuchen derselben wurde eine geeignete Lokalität entdeckt, um durch direkte Messungen die Frage des Verhaltens von Eis beim Überfahren eines grossen Widerstandes zu studieren, was immer noch eines der ungelösten Hauptprobleme der glazialen Erosion ist. Diese Lokalität befand sich am Ende eines 110 m langen Korridors, wo sich Eis und Felsuntergrund berührten. Ein roche-moutonné-artiger Aplitkopf ragte ungefähr einen Meter aus den Paragneissen seiner Umgebung heraus (Tafel 48). Die Mächtigkeit des überlagernden Eises betrug etwa 20 m. Zufällig war es möglich, den Felskopf zu umgehen und dahinter vier Bohrlöcher in das Eis zu treiben. In diese wurden Thermistoren eingefroren. Während sich das Eis mit einer Geschwindigkeit von 26 cm pro 14 Tage, zusammen mit den eingebauten Thermistoren, über den Felsbuckel hinweg bewegte, wurden die Temperaturänderungen alle zwei Wochen festgestellt. Mit Hilfe der Gleichung von Clausius-Klapéyron lassen sich aus diesen Zahlen die zugehörigen Drucke errechnen.

Der Frostboden in Gorakshep

Die optimale Höhe für die Entstehung von *Strukturböden* scheint im Everestgebiet auf 5300 m zu liegen. In der unmittelbaren Umgebung des «Monsunheims» waren prachtvolle Steinringe, Steinnetze (Miniatur- sowie Grossformen), Buckelwiesen, Rasengirlanden und Streifenböden in den verschiedensten Variationen zu finden. Von ganz besonderem Interesse für die Rekonstruktion des Klimas früherer Gletscherstände sind zwei Eiskeile von nahezu 100 m Länge, die sich im Zusammenhang mit der 1850er Moräne entwickelten.

Obwohl anfangs April die Schneeschmelze auf 5200 m schon nahezu abgeschlossen war, erwies sich der dortige *Gefrierboden* als immer noch zu dick, um selbst mit der grossen Rammsonde durchstossen zu werden. Erst am 17. Mai gelang es, Dicke und Charakter des Frostbodens zu bestimmen. An diesem Datum betrug dessen Mächtigkeit in der Umgebung des Gorakshep-Sees immer noch 55 cm bis 86 cm. Dem Studium der weiteren Desintegration, die bis zum 20. Juli andauerte, wurde höchste Aufmerksamkeit geschenkt. Am 18. Oktober begann der Boden erneut zu gefrieren. Die Temperatur- und Feuchtigkeitsveränderungen im Boden während des Wiedergefrierens wurden sorgfältig registriert.

Die *Solifluktion* ist weit geringer, als erwartet wurde, was sich zwanglos durch die grosse Aridität und das Fehlen von wirklichem Permafrost im Periglazialgebiet des Mount Everest erklären lässt.

Hingegen sind die Auswirkungen der *Regelation*, das heisst des tageszeitlichen Gefrierens und Wiederauftauens, sehr gross und auch offensichtlich. Gewaltige Wüstungen an den Abhängen der Yakweiden von Pheriche und Lobuje gehen auf solch regelationsbedingtes Rasenschälen zurück.

Nicht die Wildheit der Landschaft setzt in den Hochtälern am Fusse des Mount-Everest-Massives der Besiedelung und Nutzung des Bodens die Grenzen, sondern der langandauernde Bodenfrostd und die grosse Aktivität der Frostprozesse. Die Kartoffel, die nach Angaben alter Sherpas erst vor rund fünfzig Jahren von Darjeeling ins Khumbutal einzog, bildet heute die wichtigste Ernährungsgrundlage der Sherpas. Wegen des Frostes besteht kaum Hoffnung, dass die Kartoffel über ihren heutigen Anbaubereich (bis Dingboche, 4300 m) hinaus vorzudringen vermag, obwohl sich weiter oben noch viel geeignete Ackerkrume finden liesse. Alljährlich genutzte Yakweiden finden wir im Khumbutal noch bis auf 5100 m. Im Sommer 1956 wurden auf mein Anraten zum erstenmal die Altmoränenhänge und Hochflächen in Gorakshep (bis auf 5350 m) mit Yaks des Klosters Thyangboche bestossen. Als mir aber die Yaks mehrere meiner Versuchsanlagen zertraten, bereute ich meinen Vorschlag sehr!

Graue Tage

Langsam schwoll die Anzahl der zu betreuenden Messstellen an. Mit jedem Monat wurde ich mehr und mehr der Sklave meiner eigenen Organisation und Zeittabelle.

Während der 4½ Monate Monsun ergaben sich nur zwei kurze Gelegenheiten, selber unter die 5000er-Grenze zu gehen. Die Sherpas stiegen im Turnus etwa alle 14 Tage einmal in die Dörfer hinunter, um Kartoffeln und Brennholz zu holen. Ich hoffte sehr, in der Nachmonsunzeit, die im östlichen Himalaya unübertrefflich schönes Wetter bringt, grössere Freizügigkeit zu erhalten. Es war geplant, einige Nachbargletscher zu besuchen und mit dem Khumbu zu vergleichen sowie einige Aufgaben im Bereich der Altmoränen und ausserhalb derselben zu lösen. Eine Reihe unglücklicher Zufälle verhinderte, dass dieser Teil meines Arbeitsprogrammes voll realisiert werden konnte.

Arthur Dürst, der Ende Juli von der Schweizerischen Stiftung für Alpine Forschungen von Zürich abgeschickt worden war, um mir am Khumbugletscher zu helfen, ist nie im «Monsunheim» aufgetaucht. Das einzige Poststück, das mein Lager während der 4½ Monate Monsun erreichte, war ein Telegramm mit der Mitteilung, mein Freund Thuri werde Ende August bei mir eintreffen. Als ich aber gegen Ende September immer noch ohne jegliche Nachricht über sein Verbleiben war, entschloss ich mich, ihn suchen zu gehen.

Neue Schwierigkeiten verzögerten diesen Aufbruch: Drei meiner vier Sherpas erkrankten kurz nacheinander. Die Anforderungen des langen Aufenthaltes in der Höhe und das Monsunwetter hatten sie offenbar geschwächt. Vielleicht sind die vielen Pillen, die man auf Expeditionen zu schlucken hat, doch nicht ganz ohne gute Wirkung. Die Sherpas aber hatten dafür wenig Verständnis und

«vergassen» immer wieder, ihre tägliche Ration an Vitamintabletten einzunehmen. Das erste Opfer war Kamin Tsering. Er lag zwei Tage und zwei Nächte im Fieberdelirium und erkannte seine Umgebung nicht mehr. Eine schwere Lungenentzündung hatte ihn gepackt. Zum Glück hatte mich Edi Leuthold, unser Expeditionsarzt, vor seinem Abschied eingehend über die Behandlung der Pneumonie instruiert. Penicillininjektionen und Sauerstoff, den ich eigens für einen solchen Notfall aus dem Basislager ins «Monsunheim» hinuntergebracht hatte, halfen Kamin rasch über das Schlimmste hinweg; die weitere Genesung hingegen ging auf dieser Höhe nur sehr langsam voran.

Am frühen Morgen des 1. Oktober, der ein schwarzer Tag werden sollte, holte mich Lakpa mit der Bitte aus dem Schlafsack: «Nyma very sick – Sahib come help, please!» – Abermals eine Lungenentzündung! Die nächste Überraschung kam am Abend, als unerwartet sieben Träger aus dem Nebel und Schneetreiben auftauchten – aber ohne Thuri-Sahib! Sie überbrachten die Hiobsbotschaft, Arthur sei auf seinem Marsch durch die monsunverseuchten Vorberge bei Seta (halbwegs zwischen Kathmandu und Mount Everest) schwer erkrankt und habe zurückgetragen werden müssen.

Barfüssig standen die Kathmandu-Träger im Neuschnee und zitterten am ganzen Körper. Sie mussten sofort zurückgesandt werden! Ich entschied, auch Kamin habe – wohlverpackt in Decken – nach unten zu gehen. In Namche Bazar (3600 m) konnte er sich im Hause seines Vaters besser erholen als in unseren Zelten auf 5300 m. Nur ungern nahm ich Abschied von diesem treuen Gehilfen.

Mit jedem neuen Tag durften wir jetzt hoffen, der Monsun würde endgültig abflauen. Sherpa Numbi, den ich aus Pangboche heraufkommen liess, war ein würdiger Ersatz für Kamin. Lakpa leistete übermenschliche Arbeit. Er war ein grossartiger Krankenpfleger für Nyma und Angi, der inzwischen ebenfalls erkrankt war. Eine schmerzhaft Entzündung meines rechten Auges gestaltete die Situation nochmals sehr kritisch. Wenn es nicht mehr möglich war, die Messungen lückenlos weiterzuführen, war weiteres Ausharren sinnlos.

Endlich – am 18. Oktober setzte ein dreitägiger Weststurm ein, der die grauen Monsunwolken endgültig aus dem Tale fegte. Mit Bodengeschwindigkeiten bis zu 55 km pro Stunde riss er drei unserer Zelte in Stücke. Die Luft war bitterkalt. Selbst um die Mittagszeit stieg die Stationstemperatur nicht höher als $-11,5^{\circ}\text{C}$.

Tafel 49: Zawi Lama, der 23jährige Grosslama des Klosters Thyangboche, mit seiner Mutter. Er soll die Reinkarnation seines Vorgängers sein. Bis weit über die Grenzen des Solu Khumbu hinaus wird ihm grosse Verehrung entgegengebracht.

Tafel 50: Im Aufstieg zum Nangpa La. Nur die Sherpas und ihre Yaks sind imstande, die wichtige Handelsverbindung zwischen Indien und Tibet über diesen nahezu 5800 m hohen Gletscherpass aufrechtzuerhalten. Die Unempfindlichkeit der Yaks gegenüber Höhe und Kälte und die Sicherheit, mit der sie ihre 60–80 kg schweren Lasten über gewagte Schutt- und Eisbalden tragen, ist erstaunlich.







Dafür aber brachte uns dieser Wind kristallklaren Himmel und unvergleichliche Fernsicht. Die Rückkehr von Sonne und bald auch Wärme verbesserte unsere Situation gewaltig. Abgesehen von einem zweitägigen Schneesturm in den ersten Novembertagen, hielt das strahlende Wetter an, bis ich anfangs Dezember das Solu-Khumbu verliess. Nur die Nächte wurden um diese Jahreszeit auf 5300 m schon empfindlich kalt.

Herbstreisen

Ende Oktober, als das Schönwetter stabil war, reduzierte ich mein Pflichtpensum am Khumbugletscher auf ein Minimum und betraute Lakpa und Ang Gyalbu mit den unumgänglichen Messungen. Lakpa, der zu Beginn unserer Arbeit weder Zahlen schreiben noch mit Brüchen rechnen konnte, hatte inzwischen sogar gelernt, die logarithmisch unterteilte Skala der Wheatstoneschen Messbrücke zuverlässig abzulesen.

Indessen zog ich mit Nyma, Numbi und Kamin (der, mehr oder weniger wiederhergestellt, sich uns in Namche Bazar anschloss) ins Bhote-Kosi-Tal und von dort mit einer grossen Yakkarawane auf der berühmten Pilger- und Handelsroute zum Nangpa La. Hunderte von Sherpas und Yaks ziehen alljährlich in der Vor- und Nachmonsunzeit über diesen nahezu 5800 m hohen Gletscherpass ins Tibet. Auf der Hinreise transportieren sie Chakpa¹, Ghee², Reis, Zucker, Petrol und vieles mehr. Ganze Herden von Dso-Yaks werden auf diesem Wege ins Tibet getrieben, wo diese kleinen, genügsamen männlichen Nachkommen aus der Kreuzung Yak-Rind, die sich als Lastenträger bewährten, sehr gesucht sind und teuer bezahlt werden. Dort tauschen die Sherpas ihre Waren gegen Salz – das weitaus wichtigste Gut für den Gegenhandel –, Rohwolle, Trockenfleisch und buntes Allerlei, wie Hüte, Stickereien und chinesische Teetassen, ein.

Die Khumbu-Sherpas überwachen diese Handelsroute aufs sorgfältigste. Nur jene Sherpas, die oberhalb der Brücke in der Schlucht unter Namche Bazar wohnen, sind berechtigt, über den Nangpa La Handel zu treiben. Die Tibeter, die diesen Pass ebenfalls begehen, dürfen nur eine Fahrt pro Saison ausführen und dabei mit ihren Gütern nicht über Namche Bazar absteigen. Viele der Khumbu-

¹ Luftgetrocknete Kartoffelschnitze.

² Butter (zumeist in Benzinkanister abgefüllt!).

Tafel 51: Eine Herde von Dso-Yaks wird zum Verkauf ins Tibet getrieben. Karawanen von zumeist einigen Dutzend, oft aber mehr als hundert Tieren, ziehen im Frühjahr und Herbst in beiden Richtungen über den Nangpa La. Dreimal müssen Sherpas und Yaks im Freien übernachten, was bei unerwarteten Wetterstürzen schon oft zu schweren Katastrophen geführt hat.

Tafel 52: Ausblick ins rotbraune Hügelland der tibetischen Hochebene. Die einsame Stange im windharstigen Schnee markiert die flache Passhöhe, und die vielen Gebetsfähnchen rufen den Schutz der Götter an.

Sherpas ziehen hingegen drei- oder viermal hinüber und reisen mit ihren Waren von Indien bis Lhasa. Die reichsten Namche-Bazar-Sherpas besitzen denn auch Häuser im Tibet.

Das Pfeifen und Rufen der Yaktreiber, das oft in einen monotonen Singsang übergeht, vermischt mit dem Gebimmel der Yakglöckchen, geben diesem Handelsweg vollends die Stimmung einer andern Welt und Zeit. Jene zehn Tage auf der Nangpa-La-Route waren für mich wahrhaft erlebtes Mittelalter. So müssen unsere Vorfahren vor vielen Jahrhunderten über die grossen Alpenpässe gesäumt haben.

Die Fahrt zum Nangpa La brachte für mich aber nicht nur einen engen Kontakt mit dem wahren Leben des Sherpavolkes und einen zweiten unvergesslichen Ausblick ins Tibet, sondern auch eine wertvolle Ausweitung meiner Untersuchungen am Khumbugletscher.

Von ähnlicher Bedeutung waren einige prachtvolle Tage, die ich im späten November im Imjya-Khola-Kessel verbrachte, um die dortigen Gletscher mit dem Khumbu zu vergleichen.

Auf dem *Rückmarsch nach Kathmandu*, den wir anfangs Dezember antraten, liess ich meine Trägerkolonne von 18 Mann mit dem ganzen Expeditionsgut allein über Okhaldhunga nach «Nepal-dana» (= Kathmandu) ziehen. Unterdessen zog ich, nur von dem zähen Nyma und dem immer plaudernden und scherzenden Sherpa Kirken begleitet, dem Lauf des Dudh Kosi entlang nach Süden bis über Aisyalukharka hinaus. Der Zweck dieses letzten Abstechers war, nach Zeugen der eiszeitlichen Vorstösse der Everestgletscher auf der Achse ihrer direkten Verlängerung nach Süden zu suchen.

Kurz vor dem Zusammenschluss von Dudh Kosi und Sun Kosi wandten wir uns westwärts. Dem Laufe des letzteren und seiner Nebenflüsse aufwärts folgend, erreichten wir nach einer Reihe von Eilmärschen – gleichzeitig mit der Trägerkolonne – am 12. Dezember Kathmandu.

In der Rückschau auf meine acht Monate in der Umgebung des Chomolungma wird mir bewusst, dass sowohl bei der Arbeit wie auch im Erleben vieles anders verlief als erwartet. Aber Kompromisse, Einschränkungen und Verzichte gehören ebenso tief und echt zu einer Himalaya-Expedition wie die Freude über unerwartete Entdeckungen, wie Abendlicht an den hohen Gipfeln, wie der Rauchgeschmack des Herdfeuers, wie die Klarheit der Novemberluft und wie das Geschenk zunehmend tieferen Teilnehmens am Dasein eines andern Volkes, das auflebt bei Yetigeschichten und den Maskentänzen der Lamas im Kloster Thyangboche.

Wenn ich zusammenfassend sagen darf, dass mein langer Aufenthalt im Khumbugebiet ein grossartiges Erlebnis und wissenschaftlich sehr ergiebig war, so bin ich mir bewusst, dass ich dies zu einem guten Teil den treuen Diensten meiner Sherpas und dem Wohlwollen der Regierung von Nepal verdanke.